

# Allgemeine Moden-Zeitung



N<sup>o</sup> 1.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## An die verehrl. Leser.

Diese Zeitschrift, welche wir mit Recht die vollständigste und reichhaltigste aller Moden-Zeitungen nennen können, ist in vier Abschnitte abgetheilt, welche zusammen ein Mal wöchentlich sehr regelmäßig erscheinen und die wir hier unten näher schildern.

Das Hauptblatt ist besonders einer angenehmen und belehrenden Unterhaltung gewidmet und es wird in dieser Rubrik wie in den folgenden stets und hauptsächlich Rücksicht auf das Interesse genommen, welches die behandelten Stoffe von der Gegenwart erhalten, so daß sie immer den Reiz der Neuheit für sich haben. Novellen, Erzählungen, Characterschilderungen, Poesien, Anekdoten, Miscellen wechseln mit einander ab und eine Rubrik „General-Correspondenz“ giebt stets interessante Notizen aus der neuesten Zeit. —

Das Bilder-Magazin bringt neben der weitem Pflege der Tendenz des Hauptblattes kurze „literarische Berichte“ über die neuesten unterhaltenden Schriften, sowie Ansichten und Schilderungen aus der Natur, der Kunst und dem Menschenleben, und begleitet seine Aufsätze mit ausgezeichnet schönen Holzschnitten.

Der Tagesbericht für die Modenwelt liefert stets die neuesten Nachrichten von Paris, London, Wien und anderen großen Städten über die daselbst herrschenden Moden, nicht allein in Hinsicht auf Kleidung, sondern auch auf andere zum Glanz oder zur Bequemlichkeit gehörige Gegenstände. Alle neue Gewohnheiten und alle neue Einrichtungen, sie mögen öffentlich oder zu Hause getroffen werden, sind der Gegenstand der gewissenhaftesten Berichterstattung dieses Blattes. Dahin gehören vorzüglich, außer den Veränderungen und Einrichtungen in der Kleidung und im Puze, diejenigen des Ameublements, Tafel- und anderen Geschirres, in Equipagen etc.; ferner Zimmer- und Gartenverschönerungskunst; Erfindungen im Reiche der Moden und in den schönen Künsten, und Nachrichten von öffentlichen Einrichtungen, die unmittelbar auf das gesellschaftliche Leben Einfluß haben etc. Kurz, wer den Tagesbericht liest, erfährt jede, ja die geringste Veränderung im Bereiche alles dessen, was zum guten Tone gehört.

Die Moden-Abbildungen sind sehr sorgfältig in Stahl gestochen, sauber colorirt und erscheinen meistens eine Woche früher, als sie die übrigen deutschen Modenzeitungen liefern. Gewöhnlich bringt jeder Stahlstich außer den zahlreichen Modellen zu Hüten, Kopspuzen, Turbans, Häubchen und Ballcoiffuren, 5 bis 6, zuweilen 7 vollständige Moden für Damen, Herren und Kinder. Diejenigen Moden, welche auf der Rückenseite der

Figur etwas Neues oder Besonderes darbieten, sind jedesmal auch von hinten dargestellt; das Nämliche gilt von Hauben, Hüten, Turbans, Bonnets, Frisuren ic. Es werden keine Kosten gescheut, um zu diesen Abbildungen alle Quellen zu erschöpfen, welche sich besonders in Frankreich so zahlreich öffnen und die dem Auge stets Neues und Geschmackvolles vorführen. Ein Theil der mitgetheilten Moden ist nach Pariser Originalzeichnungen, welche kein anderes deutsches Blatt bringen kann.

Die Doppelstahlschneide werden nach authentischen Originalien geliefert und zu deren Herstellung sind äußerst wackere Künstler angenommen. Was der Tagesbericht beschreibt, stellt der Doppelstahlschneide oft bildlich dar, z. B. Geräthschaften, Meubles, Fenster-Gardinen, Schmuck, neue Wagen; außerdem enthalten dieselben noch Portraits berühmter und interessanter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten und Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, Abbildungen von neu errichteten Monumenten, Copien moderner Gemälde ic.

Der Preis bleibt unverändert, wie er bisher gewesen und oben in jeder Nummer angegeben ist. Derselbe ist im Verhältniß zu dem, was in der Moden-Zeitung so reichlich und elegant geboten wird, äußerst niedrig.

Das Intelligenzblatt, welches die Zeitschrift wöchentlich begleitet, darf als ein ziemlich vollständiges Repertorium vorzüglich der neuesten belletristischen Literatur angesehen werden, da es wenige Buchhändler versäumen, ihre Neuigkeiten, besonders aus der unterhaltenden Literatur, der großen Verbreitung wegen, welche die Moden-Zeitung genießt, in dem Intelligenzblatte zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Leipzig, im Januar 1845.

Baumgärtners Buchhandlung.

### S c h a d !

Erzählung von C. von Wachsmann.

Es war Nacht und Sturm. Eine von Neapel kommende Speronara kämpfte mit dem Meere. Der Mast war bereits über Bord gegangen und das Schifflein trieb dem Lande zu. Drei Schiffleute standen in stummer Verzweiflung auf dem Deck, ein vierter, ein ältlicher Mann, handhabte noch rüstig das Steuer. Zwei Kinder, ein hübscher schwarzlockiger Knabe von zwölf und ein Mädchen von acht Jahren, weinten bitterlich. Jetzt krachte es fürchterlich; das Steuerruder war gebrochen. Die Brandung war etwa noch tausend Ellen entfernt und man hörte das Rollen derselben.

„Kniet nieder und betet!“ sagte der Steuermann, indem er vom Ruder weg und zu den Kindern trat. Er legte seine Hände auf ihre Häupter und sandte einen Blick, in dem sich die Verzweiflung malte, zu den Wolken.

„Vater, müssen wir sterben?“ fragte weinend das Mädchen.

„Ich will nicht ertrinken!“ rief der Knabe.

Schweigend ging der Vater nach einer Bank, brach diese mit einem Fußtritt in zwei Stücke, holte dann ein Tau, das er zerschnitt, und band die Kinder an die Trümmer.

„Sucht den Kopf über Wasser zu halten und

zieht die Schleife des Taus auf, wenn Ihr Grund fühlt!“ sagte er dann dumpf.

„Werden wir gerettet werden?“ riefen die Kinder.

„Vielleicht!“ erwiderte der Vater seufzend.

„Und Du?“

„Gott weiß es!“ antwortete er.

In diesem Augenblicke gerieth das Schiff in die Brandung, es stieß auf den Grund und wenige Momente später trieb nur noch ein Trümmerhaufen auf den Wogen. — — —

Drei Meilen von Syracus, auf der Arena eines in Ruinen liegenden römischen Amphitheaters, lag ein einsames Haus. Ein kaum sichtbarer, selten von einem menschlichen Wesen betretener Fußsteig schlängelte sich über die zertrümmerten, von Cactus überwucherten Sitzreihen zu dem Gebäude herab. Man hätte das letztere für gänzlich unbewohnt halten können, wenn nicht einige hölzerne Geräthschaften, die unweit der Thüre an der Mauer lehnten, so wie eine Sitzbank unter einem verkrüppelten Drangenbaum, der aus einer der Vomitorien sproßte, auf das Gegentheil gedeutet hätten.

So üppig auch sonst die Vegetation der Gegend war, und so romantisch die Küsten Siciliens sind, so machte doch der Punkt, wo jene Wohnung lag, eine Ausnahme. Rings umgeben von Trümmern, und nur da, wo sich in diesen ein Bresche befand, eine Aussicht auf das blaue Meer gestattend, trug die Umge-

bung den Stempel chaotischer Zerrüttung, tiefer Einsamkeit und Lede. Nur selten verirrete sich ein Einwohner der ohnehin wenig bevölkerten Gegend hierher, geschah es indes, so war es ein armer Fischer, der bei dem Bewohner des einsamen Hauses, dessen Namen Niemand kannte und der gewöhnlich nur „il dottore“ genannt ward, ärztliche Hilfe suchte. Diese erhielt er von dem Manne, der für einen Sonderling galt, zwar umsonst, aber die rauhe Weise des Mannes, sein mürrisches keifendes Wesen, wenn er sie reichete, schreckte die Meisten ab, sie zu begehren. Nur Wenige in der Umgegend kannten ihn überhaupt von Person. Oft sah man ihn zwar zwischen den Klippen am Ufer herumstreifen, Pflanzen, Steine oder Muscheln suchen, aber wenn man sich ihm näherte, so wich er aus und ging mit schnelleren Schritten seiner Wohnung zu. Weniger menschenscheu war die alte Haushälterin, die seine einzige Bedienung ausmachte. Die Fischer kannten sie, denn sie kaufte ihnen oft etwas vom Ertrage ihres Fanges ab, ja sie brachte selbst dann und wann Denen, die in Noth waren, ein kleines Geldgeschenk von Seiten ihres Herrn, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, sich nicht bei diesem dafür zu bedanken, weil er dies einmal nicht leiden könne. Die Leute ließen sich dies auch nicht zwei Mal sagen, denn ein Fischer, der dagegen handelte, weil er durch die Alte zu Anschaffung eines neuen Bootes vier Zechinen bekommen hatte, war von dem Doctor sehr übel empfangen worden. Es sei nicht wahr, hatte er ihm erwiedert, daß er ihm Etwas gesendet. Die Alte sei eine Narrin, wenn sie ihr Geld wegwerfe und dann sage, es käme von ihm. Der Empfänger sollte sich zum Henker scheeren. — Fortan verschonte man den mürrischen Kauf mit allen Dankfagungen, man ging ihm aus dem Wege, er galt dafür, als ob er sich „überstudirt“ habe. Bei alledem war er von seinen Nachbarn sehr geachtet. Sie wußten, daß im schlimmsten Falle auf seine Hilfe zu rechnen sei, und würden nicht geduldet haben, daß ihn Jemand beunruhigt oder beleidigt hätte. Dies aber hätte dennoch leicht geschehen können. In Syracus waren — besonders in früheren Jahren, als er sich erst seine Einsiedelei erbaut hatte — sonderbare Gerüchte über ihn laut geworden. Die Einen sagten, er habe in früheren Zeiten irgend ein Verbrechen begangen und darum ziehe er sich in diese Einöde zurück, Andere meinten, er sei ein Falschmünzer, denn er habe die Arbeiter, die ihm bei Erbauung seines Hauses gedient, stets überreichlich und meist in Golde be-

zahlt, noch Andere behaupteten, er sei ein Teufelsbeschwörer und Herenmeister und nur aus diesem Grunde habe er eine Vorliebe für einen Wohnort, der als verrufen und für allerhand Teufelspuk geeignet gelte. Da man indes dem Manne nichts Bestimmtes Schuld geben konnte, seine Zechinen sich als vollkommen ächt erwiesen, besonders aber, als er zum Feste der heiligen Rosalie eine kostbare Lampe nach deren Kirche sendete und ihr Bild über dem Eingange seiner Wohnung anbringen ließ, überzeugte sich das Publikum von seiner Rechtlichkeit, er galt in der Stadt wie bei seinen Nachbarn für einen Sonderling, für „überstudirt“ und ward nicht ferner beachtet. —

Es war am Morgen nach dem früher geschilderten Sturme, als der Doctor an dem Strande des Meeres lustwandelte. Er schien ein Mann von etwa sechzig Jahren, aber noch ziemlich rüstig und sein Haar nur wenig mit Grau gemischt. Seine Züge waren finster, aber nicht unedel. Der Blick seines etwas tiefliegenden Auges und die Falten seiner gewölbten hohen Stirn verkündeten den Forscher. Sein Anzug war etwas altmodisch, doch stattlich und wie er einem Manne seines Standes zukam. Er trug ein Buch in der Hand, in welchem er eifrig zu lesen schien, doch blickte er dann und wann auf das Meer hinaus, das noch von dem Sturme der Nacht her in gewaltiger Bewegung war. Plötzlich, und als er eben im eifrigsten Lesen war, stieß er mit dem Fuße an etwas.

„Schiffstrümmer?“ sagte er düster, indem er um sich her sah. „Immerhin! Wer hat nicht auch auf dem Meere des Lebens, an den Klippen der Hoffnung, des Liebens, des Leidens und Begehrens einmal Schiffbruch gelitten! Dieser hier ist der weniger schlimme. Glückselig sind die Todten!“ —

Der Mann ging weiter und weiter. Ueberall zersplitterte Balken, zerbrochene Bretter, zerrissenes Tauwerk. Einen Büchenschuß vom Ufer entfernt mitten in der Brandung lag das kaum noch zusammenhängende Hintertheil eines Schiffes. — Plötzlich bedünkte es dem Spazierenden, als ob er in geringer Entfernung und dicht an der Fluthmarke ein leises Wimmern höre. Er beeilte seine Schritte, um zu einem neuen Trümmerhaufen zu gelangen, von wo die Klage töne herzukommen schienen.

„Helst! Helst, guter Mann!“ rief eine Kinderstimme.

Der Wandelnde stand vor einem todtenbleichen Mädchen, das sich von einem Brett, an das es ge-

bunden war, nicht losmachen konnte. Dicht darneben lag ein Knabe, dem Anscheine nach todt und erstarrt. Rasch kniete der Mann zur Seite des Kindes nieder und knüpfte den Knoten des Strickes, der es an das Holzstück gefesselt hielt, auf. Das Kind warf sich weinend auf den Körper des Knaben.

„Anastasio!“ rief es schmerzlich. „Deffne nur ein einziges, ein einziges Mal die Augen!“

Der Doctor befühlte die kleine Leiche. Es kam ihm vor, als bemerke er einige Herzschläge. Rasch griff er in die Tasche, er suchte längere Zeit darin und brachte endlich ein Fläschchen hervor. Schnell tröpfelte er dem Knaben etwas von dem Inhalte in den Mund, er rieb ihm mit dem Uebrigen Brust und Schläfe und nach wenigen Momenten öffnete dieser die Augen.

„Wo ist der Vater? — Camilla, wo ist der Vater?“ rief der Knabe mit schwacher Stimme.

„Wir wollen ihn suchen, aber — fort jetzt!“ sagte der Alte und nahm das Kind auf seine Arme.

Mit Mühe schlich das Mädchen nebenher, und alle Drei begaben sich dem in geringer Entfernung liegenden Hause zu. —

„Wie steht es mit den Kindern?“ fragte der Doctor, ohne sich von dem Tische, vor welchem er mitten unter Büchern, Instrumenten, Flaschen und Gläsern vergraben saß, wegzuwenden, eine Alte, welche an einem Beine lahm zur Thüre hereinhumpelte.

„Besser wie mit Euch und mit mir, Signor!“ erwiderte diese. „Sie schlafen! — Eine Kunst, die wir schon seit Jahren verlernt haben.“

„Eine fatale Last, die mir da, ich weiß nicht wie, über den Hals kommt!“ sagte der Doctor mürrisch. „Daß auch das verdammte Schiff gerade hier scheitern mußte! Die Leute hätten wo anders eben so gut ertrinken können.“

„Ei spricht doch nicht wie ein Heide und Mohr!“ sagte die Alte kopfschüttelnd, indem sie in das Chaos von Büchern, die auf dem Boden herumlagen, einige Ordnung zu bringen suchte. „Es liegen, wie mir der alte Domenico, der eben vorbeiging, sagte, draußen am Ufer noch ein Paar Leichen. Danken wir Gott, daß die hübschen Kinder gerettet wurden!“

„Und warum sollen wir Gott deshalb danken? Das sage mir, Alte!“ sprach der Doctor mit Heftigkeit, indem er sich halb nach der Sprechenden umwendete. „Etwas wegen der Schererei, die wir mit ihnen haben werden, ehe wir sie irgendwo unterbringen, denn dies ist doch das Erste, was geschehen muß?“

„Willst Du nach der Stadt humpeln, um Anstalten zu treffen, oder soll ich es, soll ich dort mit den Leuten, die mir fatal sind, verhandeln, während ich Gott danke, wenn mir kein fremdes hundsöttisches Gesicht zur Thüre oder zum Fenster hereinguckt und mich bei meinen wichtigen Arbeiten stört?“

„Ei nun, ist es nicht wegen uns, so ist es doch der Kinder wegen, daß wir Gott danken sollten!“ meinte die Haushälterin, aus deren altem verrunzelten Gesichte viel Gutmüthigkeit blickte. — „Aber wißt Ihr was, Signor? Wenn Ihr so denkt wie ich, so bringen wir die Kinder gar nicht unter.“

„Was?“ schrie der Doctor. „Bist Du verrückt geworden? — Wir werden sie doch nicht ins Meer werfen sollen!“

„Die heilige Rosalie bewahre mich vor einem solchen Gedanken!“ sagte die Alte andächtig die Hände faltend. „Ich meine, wir könnten sie bei uns behalten und erziehen.“

Als wenn sich eine Rakete plötzlich unter seinem Sitze entzündet hätte, sprang der Doctor auf.

„Das fehlte mir!“ schrie er, die Hände erhebend. „Kinderspektakel? Den hätte ich mir gewünscht! Sage mir, Alte, sage mir, Unglückselige, wie Du auf einen so rasenden Gedanken kommst?“ —

„Hm, ich dünkte, der Gedanke wäre so übel nicht,“ versetzte die Haushälterin ruhig. „Seitdem ich das Bein brach, wird es mir sauer, nach der Stadt zu gehen, um bei den Kaufleuten das Zeug, was Ihr zu dem, das Ihr da unten — sie zeigte auf eine eiserne Fallthür — brauet, zusammenzuholen. Ueberdies vergißt mein alter Kopf immer die konfusen Namen der Dinge, die ich Euch einkaufen soll, und dann brummt und schmolzt Ihr. Die Kinder haben flinke Beine und könnten uns nützlich werden.“

„Sie würden aber lärmen, mich stören und damit zum Hause hinaustreiben,“ rief der Doctor.

„Nicht daran zu denken!“ unterbrach ihn hartnäckig die Alte. „Ich würde schon dafür sorgen, daß sie sich ruhig verhielten und Euch nicht in die Quere kämen.“

Der Doctor schüttelte unwillig mit dem Kopfe.

„Ihr mögt ein grundgelehrter Mann sein, Signor,“ fuhr die Alte in einem etwas keifenden Tone fort. „Wenn man Euch so vom „rothen Löwen“, vom „grünen Drachen“, vom „Sulphur und Nitrum“ und wie sonst das Zeug heißt, sprechen hört, so geht es Einem wie ein Mühlrad im Kopfe herum und zuletzt bleibt

Einem der Beistand still stehn, wenn aber von den gewöhnlichen Besorgungen und Beschickung des Hauswesens die Rede ist, so sage ich Euch, daß Ihr davon so viel wißt, wie mein Pantoffel. Alles liegt auf mir, Alles muß ich zusammenschleppen, was zur Lebens- und Nahrungsnothdurft —“

„Ach, Barbara, das Wenige, was ich brauche —“ fiel der Doctor, jedoch mit etwas gemäßigterem Tone, ein.

„Ja,“ fuhr die Alte, immer mehr in den Fluß der Rede kommend, fort, „so sagt Ihr immer! „Das halbe Glas Wein, das ich trinke, die Paar Bissen Fleisch, die ich esse“, heißt es immer, dabei trinkt Ihr Eure Flasche und eßt Eure Portion so gut wie ein Anderer und Gott stehe mir bei, wenn das Fleisch schlecht ist und der Wein einen Stich hat. Ich aber mit meinem lahmen Beine möchte meilenweit herumlaufen und Alles zusammenholen. Da gehören junge Gliedmaßen dazu.“

„Du meinst also —“ sagte der Doctor kleinlaut.

„Daß wir die Kinder, die der Zufall uns, so zu sagen, ins Haus gebracht hat, zu unserer Unterstüßung behalten müssen!“ sprach die Haushälterin mit um so entschiedenerem Tone, als der Doctor den seinigen herabstimmte. „Ich bin alt und schwach. Sterbe ich — und das werde ich, ehe Ihr mit Eurem Lebenselixir, von dem Ihr so viel Wesen macht, zu Stande kommt — so seid Ihr ganz verlassen. Oder wißt Ihr etwa, wie Ihr ohne mich zurechtkommen könntet? He? — Das Mädchen könnte bei mir etwas lernen. Ich unterrichtete sie in der Wirthschaft. Sie pflegte Euch statt meiner.“

„Ja, aber der Knabe!“ sprach seufzend der Doctor. „Was machen wir mit dem?“

„Wo die Schwester ist, muß auch der Bruder sein. Wir werden die Geschwister doch nicht von einanderreißen?“ sagte Barbara, ihrer Sache immer gewisser werdend. „Er holt das schwarze, weiße und gelbe Zeug, was Ihr zu Eurem Laboriren braucht, aus der Stadt und schleppt die Lebensmittel herzu. — Ja, ja, so wird's am besten sein! Ihr seid ein so gelehrter Mann, Signor, und es wäre wahrhaftig eine Sünde und Schande, und Ihr müßtet nicht einen Funken gesunden Menschenverstand besitzen, wenn Ihr nicht einsähet, daß es am besten ist, wenn wir die Kinder bei uns behalten.“

„Nun, wenn Du meinst, Barbara —“ sprach der Doctor mit einem tiefen Seufzer und äußerst klein-

laut. — „Wenn sie nur nicht allzugroßen Lärm machen und bis in mein Laboratorium dringen!“

„Dafür laßt mich sorgen, Signor!“ sprach die Alte, indem sie den Berkürschten, nachdem sie ihren Zweck erreicht, wieder aufzurichten suchte. „Sie sollen Euch nicht stören und es würde ihnen auch nicht einfallen, wenn sie sehen, wie ich Euren Willen respectire, was ja auch, da Ihr der Herr vom Hause seid, nichts weiter als meine Schuldigkeit ist.“

Es war ein oft angewendeter und gut bewährter Kniff der Alten, die, wie alle Haushälterinnen, ihren Herrn noch stärker wie eine Ehefrau unter dem Pantoffel hielt, daß sie, so bald sie ihren Willen durchgesetzt, von ihrer Unterordnung unter seine Befehle zu sprechen anhub, und es gelang ihr sogar manchmal, ihn zu überreden, als ob er wirklich einen Willen hätte. Dies war auch heute der Fall und trotz aller Furcht vor Lärm und Störung war der Doctor am Ende der Meinung, daß der Entschluß, die Kinder im Hause zu behalten, ein sehr zweckmäßiger und von seiner Seite völlig freigefasster sei. — Sobald die kleinen Verunglückten sich von ihren Leiden und Mühseligkeiten erholt hatten, beeilte sich Barbara, von ihnen das Nähere über Heimath und Familie zu erfahren.

Unter Weinen und Schluchzen um den Vater erzählten sie, daß dieser der Schiffer Isidor Bovi aus Sorrento sei, daß er mit der ihm gehörenden und sein einziges Gut ausmachenden Speronara, um eine Ladung Del einzunehmen, nach Catania habe segeln wollen, und daß, da sie weder eine Mutter noch sonstige Verwandte in Sorrento hätten, er sie mit auf die Reise genommen habe. Alle Erkundigungen, welche Barbara anstellte, ob der Vater der Kinder sich dennoch vielleicht gerettet habe, blieben fruchtlos, vielmehr berechtigte Alles zu der Annahme, daß außer den beiden Geschwistern Niemand mit dem Leben davongekommen sei.

Abgerechnet den Verlust des Vaters, der ihnen freilich durch nichts ersetzt werden konnte, hatten sich Anastasio und Camilla nicht über die Wendung ihres Geschickes zu beklagen. In der Heimath waren sie bei dem beschwerlichen Gewerbe des Vaters ziemlich sich selbst überlassen gewesen, hier sorgte die Alte, welche eine gewisse Keiflust abgerechnet, sonst eine ganz gute Frau war, recht mütterlich für sie. Es machte ihr gewissermaßen Vergnügen, die hübschen Kinder, welche zu der Alten bald eine ungemeine Zuneigung faßten, auf eine angenehm ins Auge fallende Weise auszustaffiren,

und wer den kräftigen, braunen, dunkelgelockten Knaben, das schlanke, liebliche, sanftblickende Mädchen sah, mußte gestehen, daß man selten ein Paar schönere Kinder treffen könne.

In Kurzem hatten sich die Geschwister in der neuen Heimath eingerichtet, und wenn nicht dann und wann der Gedanke an den Verlust des Vaters ihre Heiterkeit auf einen Augenblick getrübt hätte, so würden sie sich viel glücklicher als früher gefühlt haben. Barbara behandelte trotz öfteren Scheltens die Kleinen wie eine Mutter, ja sie verhätschelte den Knaben fast, der ihre Liebe durch sein keckes munteres Wesen, so wie durch eine Menge kleiner Hilfsleistungen vorzüglich zu gewinnen gewußt hatte. Den Doctor bekamen die Kinder lange Zeit fast gar nicht zu Gesicht, und da die Alte bei ihrer Klage- und Keiflust, da sie sonst keine Unterhaltung hatte, sich oft über ihren Herrn beschwerte und den Kindern, obwohl diese nichts davon verstanden, weitläufig auseinandersetzte, wie beschwerlich die von ihr zu leistenden Dienste wären, so hatten sie eine gewaltige Furcht vor dem Hausherrn und verkrochen sich, sobald sich dieser blicken ließ.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Abenteuer eines Landsmannes.) Aus einer kleinen englischen Schrift erfahren wir den abenteuerlichen Lebenslauf eines Deutschen, Jos. Gottl. Krüger aus Rheinpreußen, der in die Fremdenlegion in Africa trat und mit seinen Cameraden nach Bugia geschickt wurde, wo er einen sehr beschwerlichen Dienst, wenig zu essen und schlechte Behandlung fand, so daß er sich bald entschloß, zu desertiren. Diesen Entschluß führte er 1834 auch aus und fiel nach den fürchterlichsten Leiden aller Art einigen Arabern in die Hände, welche ihn Anfangs gut behandelten. Kaum hatten sie aber herausgebracht, daß er den Franzosen gedient, so änderten sie ihr Benehmen und Einer, der etwas französisch sprach, trat zu ihm und sagte: „Ich bin beauftragt, Dir den Kopf abzuschlagen.“ Was Krüger in diesem Augenblicke empfunden haben mag, läßt sich denken; er nahm indeß seinen Muth zusammen, fragte, ob das Kopfabschlagen sogleich geschehen müsse, und bat, wenn dies der Fall sei, das Unvermeidliche so rasch als möglich abzuthun. Der Araber antwortete indeß, er möge nur die nächste Nacht noch ruhig schlafen, er werde die Arbeit an ihm am nächsten Tage vornehmen. Krüger wurde aus dieser Gefahr durch einen Derwisch gerettet, der ihn vermochte, Muhamedaner zu werden. Als solcher erhielt er den Namen Ebn Abd-Allah Scherif, aber seine Leiden waren noch lange nicht zu Ende. Die Araber

bildeten sich ein, er müsse Wunder thun können, und verlangten häufig das Seltsamste von ihm, so daß er seinen ganzen Scharfsinn aufbieten mußte, um sich frei zu lügen. Bei einer Reise, wo er mit mehreren anderen deutschen Ausreisern zusammentraf, wurde er von einem feindlichen Araberstamme gefangen genommen und als Sclave verkauft. Bei diesem Araberstamme sah er unter anderem, wie ein angesehenener Häuptling betrauert wird. Es war ein gewisser Galola gestorben. „Die jungen Kameele, Kätber und Lämmer wurden in das Zelt des Todten gebracht und da angebunden, während man die Mütter derselben vor dem geschlossenen Zelte frei umherlaufen ließ. Das Geschrei, welches diese Thiere machten, kann man sich denken; aber es war noch nicht groß genug. Alle Glieder des Stammes, Männer, Weiber und Kinder, kamen zusammen, und zwar, zum Zeichen ihrer Trauer, in den schlechtesten Lumpen, die sie hatten aufstreifen können. Nur die Männer saßen gesenkten Hauptes still im Kreise umher; die Weiber heulten und schrieten so laut, als es ihnen möglich war, und rausten sich dabei das Haar aus; die Knaben ihrer Seite hatten die Aufgabe, die Hunde, deren es mehrere Hunderte gab, zu prügeln, damit sie bellten und heulten. Diese entsetzliche Trauermusik wurde den ganzen Tag hindurch fortgesetzt und dann drei Wochen lang täglich drei Stunden wiederholt.“ — Nach einiger Zeit gelang es Krüger zu entfliehen, er fiel aber dem grausamen Bey von Constantine in die Hände, der ihn erst in einen fürchterlichen Kerker sperren ließ, und dann den Löwen vorwerfen lassen wollte. Er rettete sich nur durch die Erklärung, daß er kein Franzose, sondern ein Deutscher sei. Der Bey glaubte ihm und entließ ihn beschenkt. Nach vielen ähnlichen Abenteuern und wunderbaren Rettungen erreichte Krüger, oder vielmehr Abdallah Tunis, wo er in den Dienst des Bey trat. Er bekleidet jetzt dort ein Amt, mit dem er ganz zufrieden ist. Er hat sich mit einer Türkin verheirathet, sich eine eigene Religion aus Christenthum und Islam zusammengesetzt, um es mit keiner zu verderben, befindet sich ganz wohl dabei und mag nicht nach Deutschland zurückkehren.

(Eine Prophezeihung.) Katharina von Medici war fromm und abergläubig. Eines Abends zog sie mit Hilfe Augieris, des florentinischen Astrologen, welchem sie ihr ganzes Vertrauen geschenkt hatte, die Sterne zu Rathe, denn sie wollte wissen, wo sie sterben würde. Der Astrolog zog mit seinem Stabe viele magische Kreise und antwortete endlich: St. Germain! Von diesem Augenblicke an dachte die Königin an nichts mehr, als wie sie dem Einflusse der Sterne entgegenarbeiten könnte. Sie verließ sofort die Tuilerien, weil dieser Palast in dem Kirchspiele von Saint Germain l'Auxerrois lag; sie vollendete ihren im Bau begriffenen Palast Saint Maurice nicht, weil er sich in der Nähe von St. Germain des-Prés befand, und nie betrat sie das Schloß St. Germain-en-Laye wieder. Da sie aber doch eine königliche Wohnung haben mußte, so ließ sie sich sogleich einen neuen Palast, den

sogenannten „Palast der Königin“, bauen, und um denselben so schnell als möglich zu beenden, berief sie Arbeiter aus der ganzen Welt, streute das Geld mit vollen Händen aus und bot überdies Drohungen und Bitten, Gewalt und Schmeicheleien, ja ihr süßestes Lächeln auf. Der Palast wurde der Sammelplatz alles Schönen, Jugendlichen und Adelligen in Frankreich, und er sah die schönsten und kostbarsten Feste. Vierzehn Jahre lang bewohnte Katharina den Palast; eines Tages endlich befiel sie ein heftiges Fieber, man mußte einen Geistlichen rufen, und nach einer langen schmerzlichen Beichte gab sie ihren Geist in den Armen dieses Priesters auf. Dieser Priester hieß — Saint Germain, und so ging die Prophezeiung des Astrologen Ruggieri doch in Erfüllung.

(Beförderung des Geschmacks an Musik.) Ein neues deutsches Werk über Rußland erzählt: Die russischen Kaufleute besuchen durchaus keine Konzerte, weil keine Musik, die sich über ihren Nationalgesang erhebt, für sie Werth hat. Nun soll aber die Theaterdirection ein Concert zum Besten irgend eines Kroninstituts geben, und in den Zeitungen muß bekannt gemacht werden, wie allgemein der Eifer sei, Gutes zu thun, und wie der Geschmack an schönen Künsten zunehme. Da werden denn Hunderte von Billets den Kaufleuten zugesandt, den reicheren oft zehn Stück. Diese Kaufleute dürfen die Billets nicht zurücksenden und bezahlen seufzend 200 bis 500 Rubel dafür. Ihre Namen werden dann in die Zeitungen gesetzt, aber weder der Kaufmann selbst, noch Jemand von seiner Familie, besucht das Concert. —

Der Verfasser jenes Buches klagt sehr über die Grausamkeit, mit welcher namentlich Damen ihre Diener, Leibeigene, behandeln. Unter anderem erzählt er, wie eine ihr Stubenmädchen zu züchtigen pflegte. In ein Holz, in der Gestalt eines kurzen Peitschenstiels, befestigte sie nämlich an dem einen Ende eine Nähnadel. So oft nun das Mädchen etwas nicht nach ihrem Sinne gemacht hatte, rief sie dieselbe zu sich. Sie mußte den Arm entlösen und neben sie treten, und während die Dame in einem Romane las, schlug sie das Mädchen mit der Nadel in den Arm, bis er dick aufgeschwollen war, und das Blut an ihm herabrann. — War ihr die Suppe nicht nach Geschmack, so mußte der Koch zu ihr treten, und sie goß ihm die brühheiße Suppe ins Gesicht.

(Unglück durch einen Namen.) Der junge Herr von Selbschnabel in ... am Rhein hatte Geld und Geist. Er war von guter Familie, jede Carriere stand ihm offen, und er schien ein Auserwählter des Glückes zu sein. Allein er konnte es nicht vertragen, daß man sich über seinen Namen lustig machte. Schon als Student hatte er deswegen mehrere Duelle, und in einem derselben bekam er einen Stich in den Mund, der ihm einen Vorderzahn raubte und die Zunge verlegte, was ihm später sehr beim Sprechen hinderte. Als er seine Studien vollendet, wollte er als Advokat auftreten. Er hatte einen merkwürdigen

Prozeß, war gut vorbereitet und sein Talent berechnete zu großen Erwartungen. Aber kaum fing er an zu reden, als seine unvollkommene Sprache ein allgemeines Gelächter erregte. Er wurde dadurch verlegen, stammelte noch mehr und mußte die Schranken verlassen, um sie nie wieder zu betreten. Er zog sich ganz von der Doffentlichkeit zurück, verliebte sich aber nach einiger Zeit in ein schönes junges Mädchen und hielt um ihre Hand an. Sie willigte ein unter der Bedingung, daß er seinen Namen ablege; sie wollte nicht Madame Selbschnabel heißen. Diese Bedingung wollte und konnte er nicht erfüllen, aber auch leben mochte er nicht mehr. Sein Beichtvater fand ihn in dieser verzweiflungsvollen Stimmung; ein geladenes Pistol lag vor ihm auf dem Tische. Der würdige Geistliche hielt ihm eine Strafpredigt und brachte ihn von dem Todesgedanken zurück. Am selben Tage las er in einer Zeitung, daß eine Anzahl Trappisten durch eine Ungerechtigkeit ihrer Oberen aus ihrem Kloster vertrieben ohne Obdach und Hilfsmittel umherwanderten. Man sammelte für die Unglücklichen, die sich endlich nach Irland geflüchtet hatten, und Herr von Selbschnabel verschrieb ihnen sein ganzes Vermögen unter der Bedingung, in ihren Orden aufgenommen zu werden. — Er hatte sein Noviziat bereits angetreten, als seine Geliebte Neue fühlte, ihn seines Namens halber abgewiesen zu haben. Sie entdeckte die Sinnesänderung ihrem Beichtvater, welcher es dem Prior der Trappisten in Irland schrieb. Der Novize aber schüttelte den Kopf und legte bald darauf sein Gelübde ab. — Fünf und zwanzig Jahre waren verstrichen, als seine Geliebte, die unvermählt geblieben war, auf dem Sterbebette lag, und bevor sie das Zeitliche gesegnet, doch gar zu gern gewußt hätte, womit sie ihren Geliebten einst so schwer beleidigt habe, daß er von keiner Versöhnung wissen wollte. Ihr Beichtvater schrieb von Neuem an den Prior, der den Bruder vor sich kommen ließ. — „Ich habe ihr und allen Menschen vergeben,“ antwortete jener, „und bin Trappist geworden, um zu schweigen, denn wenn ich redete, so sagten die Menschen, daß ich zwitscherte oder pfliff. Hier höre ich nur memento mori, welches mich nicht an meinen Familiennamen erinnert, den ich hasse, weil er Schuld an allem meinem Unglück ist.“

(Ein ächter Hofmann.) Die Königin Elisabeth von England wurde einmal von den heftigsten Zahnschmerzen gepeinigt, fürchtete sich aber doch, den schmerzenden Zahn herausziehen zu lassen. Der Bischof Kylmer war bei ihr und um der Majestät Muth zu machen, setzte er sich hin, rief den Zahnarzt und sagte: „Ich bin zwar ein alter Mann und habe kaum einen Zahn zu entbehren, aber kommt und zieht mir den da heraus.“ Elisabeth ließ es geschehen, der Zahnarzt that, wie ihm geheißen war und die Königin setzte sich sodann, als sie gesehen, wie wenig es den alten Bischof belästiget hatte, ebenfalls hin und ließ sich den schmerzenden Zahn ausziehen.

### Generalcorrespondenz.

Die unglücklichste Frau Schwedens vertrauert ihr Leben auf der einsamen Insel Gottland, die Wittwe Ankarström's, welchen Gustav III. auf dem Maskenballe erschoss. War dies nicht schon Unglück genug für eine sanfte Frau? Scribe hat dies Unglück mit französischem Leichtsinne gesteigert und so muß nun die unbescholtene gebeugte Gattin sich auf den Theatern dargestellt wissen in Liebespielerei, während sie einsam auf Gottland trauert. Noch nicht genug! Umsonst hat sie den besleckten Namen Ankarström abgelegt und mit ihrem Familiennamen Löwenström vertauscht. Auch dieser Name aber wird vom Schicksale verfolgt. Ein naher Verwandter von ihr, Prediger auf Gottland, leidet an einer Manie. Der Altar seiner Kirche wurde zu wiederholten Malen bestohlen und der Küster erhielt endlich den Auftrag, streng Wache zu halten. Eines Abends findet dieser denn auch wirklich eine Leiter an's Kirchenfenster angelehnt und mit einem Schießgewehr bewaffnet erwartet er den Dieb. Dieser erscheint endlich im Fenster und giebt auf den Anruf des Küsters keine Antwort. Der Küster schießt, der Körper stürzt herab und es zeigte sich, daß der Prediger selbst, welcher seiner Manie zu stehlen, nicht hat widerstehen können, der Erschossene ist. Die Frau wurde unverschuldeter Weise auch hierbei in die Theilnahme an einem großen Unglück gerissen. —

Eine vortreffliche Probe von der politischen Beredsamkeit der Amerikaner bei Gelegenheit der Wahlen giebt folgendes Bruchstück aus der Rede, welche ein Mann in New-York kürzlich hielt: Der ehrenwerthe Mann, der mir die Ehre erzeigt, hier als mein Gegner aufzutreten, ist im Privatleben der lebenswürdigste Mensch, in politischer Hinsicht aber ein böswilliger, niederträchtiger Ueberläufer. Ich weiß es, daß er in allen seinen Handlungen treu und redlich ist, aber für eine Pension würde er seinen eigenen Vater und für ein Staatsamt seine eigene Seele verkaufen. Im Privatleben ist er die Ehrenhaftigkeit selbst, aber als Gesetzgeber würde er das auf ihn gesetzte Vertrauen gänzlich täuschen, denn in allem, wo die Politik ins Spiel kommt, ist er ein vollendeter Schurke. Im Privatleben ist er ein aufrichtiger treuer Freund, in öffentlichen Angelegenheiten aber so heimtückisch und gefährlich wie ein Crocobil in Kentucky. —

Eine Zeitung aus Australien erzählt: Ein Mann war von einer Klapperschlange durch den Stiefel in den Fuß gebissen worden und starb in Folge davon. Die Stiefeln kamen nach einander in den Besitz zweier anderer Personen, die beide plötzlich starben, ohne daß man sich die Ursache ihres schnellen Todes erklären konnte. Erst später fand man, daß ein Giftzahn der Schlange im Leder zurückgeblieben war. —

Die plumpe Art, wie man auf Champagnerflaschen u. d. den Stöpsel durch Draht festhält, so wie die Auskunft, Wachs oder

Pech zu benutzen, um die Luft von geistigen und andern leicht verderbenden Flüssigkeiten auszuschließen, werden sehr bald gänzlich durch eine neue einfache und wirksame Erfindung verdrängt werden, durch die sogenannten Metallkapseln, welche nicht nur die Flaschen u. d. luftdicht verschlossen halten, sondern auch jeden Betrug unmöglich machen, da diese Kapseln gestempelt werden und dies nicht so leicht nachgemacht werden kann. Diese Kapseln sind eigentlich eine französische Erfindung, werden aber jetzt vorzugsweise in England geliefert, wo ein Herr Betts eine große, höchst complizirt eingerichtete Fabrik solcher Metallkapseln eingerichtet hat. Sie bestehen aus einer Art sehr dünnen Blechs, das von der Säure der Flüssigkeit nicht angegriffen wird, und werden namentlich in England bereits fast allgemein angewendet. Die Befestigung wie die Abmachung der Kapseln ist sehr einfach und hoffentlich finden sie auch bald Eingang in Deutschland. —

Ein Engländer giebt aus China eine Schilderung eines neuen freilich sehr ungalanten Industriezweiges der Chinesen, der uns bis jetzt unbekannt geblieben ist. Man handelt dort nämlich förmlich mit jungen Mädchen und führt sie aus wie Waaren nach den Orten, wo gerade Mangel daran ist, und zwar aus dem überdicht bevölkerten Innern, wo die Schönen zu lange auf einen Mann warten müssen. In allen Küstengebietern, namentlich auch an der bekanntlich an England abgetretenen Insel Hong Kong erscheinen schmuck aufgeduhte kleine Schiffe mit Mädchen, die unter Trommel- und Gongschlägen, mit allen Flaggen geschmückt an's Land kommen, worauf die Mädchen im schönsten Putze aussteigen, dreißig bis sechszig auf ein Mal, auf- und abgehen, auch wohl an Theatrischen, die man für sie am Ufer aufstellt, Platz nehmen und dann alle ihre Künste aufbieten, um das Herz irgend eines Heirathslustigen zu erobern. —

In Hamburg sollen täglich 500,000 Stück Cigarren verfertigt werden, jährlich also, das Arbeitsjahr zu 300 Tagen gerechnet, 150 Millionen Stück. Von diesem Industriezweige sollen 10,000 Menschen leben. —

Binnen Kurzem werden die Memoiren des Generals Montholon erscheinen, der bekanntlich mit Napoleon auf St. Helena war, und man erzählt, es würden darin die merkwürdigsten Aufschlüsse gegeben. Gerade, heißt es, als Napoleon todtkrank wurde, sei er darangewesen, das Scepter zum dritten Male zu ergreifen. So fabelhaft dies klingt, so wird doch auch versichert, Montholon würde Beweise dafür bringen. —

In London sind in den letzten Tagen so viele Schiffe aus Frankreich, Spanien, Portugal, der Türkei u. d. angekommen, die getrocknete Früchte geladen haben, daß man kaum Leute genug findet, alle diese Waaren in die Niederlagen zu bringen. Obgleich zur Weihnachtszeit stets viele getrocknete Früchte, Rosinen, Feigen u. d. ankommen, so hat man doch noch niemals solche ungeheure Massen davon gesehen. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 2.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Schach!

Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Bald aber änderte sich auch dies. Da die Kleinen sich sehr in Acht nahmen, den Doctor zu stören, oder überhaupt nur in seine Nähe zu kommen, so schien dieser selbst eine Art Gefallen an ihnen zu finden. Anfangs nickte er ihnen im Vorbeigehen ziemlich freundlich zu, nach und nach blieb er dann und wann bei ihnen stehen, sprach ein paar Worte mit ihnen und schien sich endlich an ihren muntern harmlosen Spielen zu erfreuen. So vergingen ein paar Jahre und die Kinder wuchsen schnell heran. Camilla konnte die Alte, die indeß immer gebrechlicher ward, im Hauswesen unterstützen, Anastasio besorgte alle Botschaften, die letzteres nothwendig machte. Vor Allem wurde er wegen Einkäufen von allerhand mineralischen Substanzen von seltsamen Namen von dem Doctor in die Stadt gesendet. Da er sich dieser Aufträge stets gut entledigte, so bezeugte ihm der Hausherr, freilich auf seine kurze und mürrische Weise, nicht nur seine Zufriedenheit, sondern machte ihm auch dann und wann ein Geschenk. Oft zerbrach sich Anastasio den Kopf darüber, was sein Herr wohl mit den Pulvern, Körnern, Tropfen, die er stets bei verschiedenen Kaufleuten zusammenholen mußte, angeben möge, aber so oft er auch Barbara deshalb befragte, empfing er nur eine kurze ungenügende Antwort. Der Herr, sagte sie, beschäf-

tigte sich mit Erfindung neuer und wichtiger Heilmittel, wenn indeß Anastasio auf dessen Liebe einen Werth lege, so möge er sich nie um sein Treiben bekümmern, am wenigsten ihn aber befragen, oder gar zu belauern suchen, weil er ihn sich gänzlich abgeneigt machen würde.

Mit dem „Belauern“ hatte es überdies gute Wege. Aus dem Studirzimmer des Doctors, welches außer Barbara ohnehin Niemand ungerufen betreten durfte, führte eine eiserne Fallthür in einen Keller, welcher, wie die Alte sagte, das Laboratorium des Hausherrn war. Sie selber, versicherte sie einst, als sie besonders gesprächig war, habe es nur ein oder zwei Mal betreten, und außer einem Heerde, der zum Laboriren diene, und einem Schrank mit Flaschen, Ziegeln und Retorten, unterschiede es sich in nichts von der Studirstube.

Da Anastasio immer mehr zum Jüngling heranwuchs und Liebe etwas zu lernen zeigte, auch der Doctor sich an die Kinder gänzlich gewöhnt hatte, so erklärte der Hausherr einst, daß er alle Tage eine Stunde dem Unterricht seiner Pfleglinge widmen wolle, und zum Erstaunen Barbaras, die es als etwas Unerhörtes ansah, begann der Unterricht sogleich. Beide Kinder machten gute und schnelle Fortschritte. Bei Anastasio stellte sich überdies ein bedeutendes Talent für das Rechnen und späterhin für die mathematischen Wissenschaften heraus. Camilla, welche immer mehr zur Jungfrau heranreifte, gefiel sich am besten in dem Be-

reiche der Hauswirthschaft, in welcher sie der Alten, die von Tage zu Tage gebrechlicher ward, mit Nutzen an die Hand ging. So dauerte das Zusammenleben fort bis die alte Barbara schwer erkrankte. Der Doctor gab ihr zwar verschiedene Mittel, welche jedes Mal ein längeres Aufklackern der erlöschenden Leuchte ihres Lebens zur Folge hatten, aber Krankheit und Alter konnten zuletzt weder durch Arzneimittel, noch durch die sorgfältigste Pflege der jungen Leute überwunden werden, und endlich standen Anastasio und Camilla an dem Sarge einer Frau, die ihnen die Mutter, welche sie nie gekannt, auf eine in ihrer Art liebevolle Weise ersetzt hatte. — Das Leben in der Einsamkeit, in der sie sich befanden, ward nun von Tage zu Tage noch abgeschiedener und öder. Der Doctor befand sich den ganzen Tag in seinem Laboratorio oder in der Studirstube, Camilla war mit der Hauswirthschaft beschäftigt und es ward Anastasio, der jetzt ein junger Bursche von achtzehn Jahren geworden war, immer enger in dem einsamen Hause. Kam er nach Syracus, sah er dort das rege geschäftige Treiben, so fiel es ihm wie eine Centnerlast auf's Herz, wenn er wieder in seine Einsiedelei zurückkehren sollte. Er dachte dann wohl an die Zeit, wo er auch eine andere Bestimmung haben würde, als für einen mürrischen Greis Mineralien und Pflanzen zusammenzuschleppen, Pulver zu reiben, Rechnenerempel niederzuschreiben und manchmal — denn darauf war der Doctor plötzlich gerathen — mit dem Alten zur Erholung eine Parthie Schach zu spielen. Oft gerieth Anastasio auf den Gedanken, seinen Herrn zu bitten, daß er ihn zu irgend einem Meister, um ein Gewerbe zu erlernen, in die Lehre gebe, aber er kam stets wieder davon ab. Sein Sinn stand ins Weite. Er hatte die Einsamkeit schon zu sehr gekostet, als daß es ihm nicht ein beängstigender Gedanke gewesen wäre, sich als Handwerker oder Künstler an Tisch und Zimmer zu fesseln. Sah er in Stunden der Muße auf's blaue Meer hinaus, sah er blinkende Segel von der Morgen- oder Abendsonne vergoldet am Horizont erscheinen oder verschwinden, dann ward ihm die Brust enge, er hätte sich Fittiche gewünscht, um den schönen Segeln nachzufliegen und mit ihnen nach den fernem Gestaden zu eilen. — Camilla dagegen gefiel sich besser in dem kleinen Kreise ihres Wirkens. Die Hauswirthschaft machte ihr Vergnügen, auch hatte sie einigen Verkehr mit den Bewohnern der Umgegend, denen sie die nöthigen Lebensbedürfnisse abkaufte. Sie war jetzt ein Mädchen von funfzehn Jah-

ren und folglich unter dem frühreisenden Himmelsstriche Siciliens als bereits erwachsen zu betrachten. Sie galt für schön und liebenswürdig, und die jungen Fischer der Umgegend kamen oft unter dem Vorwand, das Beste ihres Fanges der hübschen Haushälterin des Doctors zum Kaufe anzubieten, im Grunde aber, um mit der schönen Camilla zu plaudern, nach deren sonst einsamen Wohnung. Unter den jungen Leuten war einer Namens Geronimo, ein sehr hübscher munterer Bursche, derjenige, der sich am eifrigsten einfand. Hatte sich irgend ein besonders geschägter Fisch in sein Netz verirrt, so konnte man sich darauf verlassen, den jungen Mann Abends damit dem Hause des Doctors zueilen zu sehen. Der Preis war dann gewöhnlich so niedrig gestellt, daß Camilla unmöglich den Verkäufer abweisen konnte. Bald lernten sich die jungen Leute näher kennen und ehe noch diese Bekanntschaft ein Jahr alt war, hielt Geronimo um die Hand des Mädchens an. Obwohl der Lehtern der hübsche junge Mann, welcher obwohl arm, doch von bestem Rufe war, überaus wohl gefiel und sie aus diesem Grunde seine Bewerbung auch nicht abwies, so verhehlte sie ihm doch nicht, daß der Doctor schwerlich seine Einwilligung in eine Verbindung geben würde, die ihn einer in seinem Alter so nothwendigen Pflege und Unterstützung beraube. Eine Heirath ohne dessen Einwilligung einzugehen, dazu könne sie sich nicht entschließen, da sie ihm Erziehung, Erhaltung, ja vielleicht selbst das Leben allein zu verdanken habe. Geronimo liebte indeß das Mädchen zu sehr, als daß er sich durch diese Erklärung hätte abschrecken lassen sollen. Er schwur, daß er nie eine Andere wählen, sondern seinen Gesinnungen treu bleiben würde, bis einst eine Zeit einträte, seine Wünsche zu krönen. Diese aber schien in der That näher zu rücken. Der Doctor begann seit längerer Zeit zu kränkeln. Nur sehr selten verließ er das Haus, um seine gewöhnlichen einsamen Spaziergänge am Meeresufer zu machen. Dieser Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr, und der Leidende schien denselben genau zu kennen. Anastasio bemerkte, daß der Doctor nur sehr selten in sein Laboratorio ging, dagegen eine Menge Papiere sonderte, sichtetete und meistens verbrannte. Zur Verwunderung des Jünglings fand sich auf ein Schreiben, mit dem ihn der Hausherr eines Tages nach Syracus sendete, eine Gerichtsperson ein, mit der er sich längere Zeit in sein Zimmer einschloß, und die ihn erst am Abende des Tages wieder verließ. Von dieser

Zeit an schien der Krankheitszustand des Doctors immer mehr zuzunehmen. Der Alte saß stundenlang schweigend auf seinem Sessel, ohne eine Feder, oder ein Buch, Gegenstände, von denen er sonst unzertrennlich schien, in die Hand zu nehmen, er starrte still vor sich hin und sprach endlich von seinem Tode, den er als nahe bevorstehend bezeichnete. Die Eigenthümlichkeit, daß er nur wenige Zeit während der Nacht in seinem Bette zubrachte, bewährte sich auch in seiner Krankheit und er äußerte oft, der Tod solle ihn nicht im Bette, sondern auf dem Stuhle, den er Behufs seiner Studien stets eingenommen, finden. —

Es war einige Tage nachdem er dies zum letzten Male geäußert hatte, als er Camilla befahl, ihren Bruder ins Zimmer zu rufen, da er ihnen Beiden etwas mitzutheilen habe. Der Hausherr saß wie gewöhnlich in seinem Lehnstuhle, aber er schien nicht kränker oder angegriffener als die vorigen Tage. Wie die Geschwister ins Zimmer traten, bemerkten sie einige Papiere und ein kleines schwarzes Kästchen auf dem Tische, der vor ihm stand. Mit einer hohlen, etwas veränderten Stimme befahl der Doctor, die Lampe, welche da es bereits dunkelte, angezündet war, vom Tische zu entfernen, da deren Licht ihn blende.

„Ich habe etwas mit Euch über Eure Zukunft zu reden,“ hob er mit einem milderen Tone als gewöhnlich an. „Morgen möchte es zu spät sein.“

„D, spricht nicht so traurig, lieber Herr!“ sagte Camilla sanft weinend.

„Meinst Du es so wie Du es sprichst?“ sagte der Doctor in einem Tone, in welchem einige Bitterkeit lag. „Freuest Du Dich nicht, wie sich der Vogel freut und die Fittiche hebt, wenn er die Thüre des Käfigs zum ersten Male offen erblickt? — Weine nicht, Camilla! Weine nicht!“ setzte er milder hinzu. „Ich glaube, daß Du es gut mit mir meinst. Ueberdies — Du hättest ein Recht Dich zu freuen. Du bist jung und kannst meinen, das Leben im Leben zu finden. Auch ist es Zeit, Dein Hauswesen zu begründen.“

„D, Herr,“ versetzte Camilla und ihr schönes jugendliches Gesicht überzog eine dunkle Röthe, „möge Gott Euch genesen lassen; ich will gern noch länger bei Euch bleiben.“

Schweigend, aber mit einem so freundlichen Sächeln, wie es die jungen Leute noch nie an ihm bemerkt, drückte der Doctor dem Mädchen die Hand,

dann fuhr er sich mit dieser wie in Gedanken über die Stirn und fragte düster:

„Habt Ihr wohl je von dem Doctor Francesco Neri aus Siena reden hören?“

„Von dem Goldmacher, Schwarzkünstler und Teufelsbanner?“ fiel Anastasio lebhaft ein. „Ei freilich haben wir von dem gehört! Camilla und ich waren voriges Jahr gerade in der Stadt, als ein Improvisator aus Rom auf einem Ecksteine am Markte stand und einem Haufen Volk die merkwürdige Geschichte von dem „Famosissimo dottore“ vordeclamirte. Das ist ein ganz stupender Kerl gewesen dieser Herrenmeister. Das Goldmachen war ihm eine pure Kleinigkeit, ein bloßer Spaß; er verstand noch ganz andere Dinge. In Perugia versfertigte er zum Beispiel eine hölzerne Taube, die Erbsen fraß und in der Stube herumschwebte, und in Mantua — wo man ihn wegen seiner Hererei eingesperrt hatte und ihm an Hals und Krage wollte — flog er selber in Gestalt eines Raben zum obersten Fenster des Gefängnisthums hinaus.“

Bei der muntern Rede des Jünglings verdüsterte sich das Antlitz des Doctors von Secunde zu Secunde immer mehr. Er zuckte die Achseln verächtlich und schien nachzudenken, ob er weiter sprechen oder schweigen sollte.

„Es wäre unvernünftig,“ sagte er nach längerer Pause, „dergleichen Unsinn einer Widerlegung zu würdigen. Nur Tollhäusler konnten so etwas erfinden und nur Narren daran glauben, dennoch liegt in diesem Wust von Unvernunft ein Körnlein Wahrheit verborgen. — Ich,“ schloß er kalt, „bin selbst dieser Francesco Neri.“

Erschrocken faltete Camilla die Hände, Anastasio fuhr von seinem Sitze auf, ließ sich aber in Verwirrung sogleich wieder auf demselben nieder.

„Hört meine Geschichte!“ sagte der Alte, indem er that, als ob er das Entsetzen der jungen Leute nicht bemerkte. „Mein Vater war Arzt zu Siena. Außer seiner Kunst trieb er noch Naturwissenschaften und Chemie. Ich ward frühzeitig in ihnen eingeweiht, und ich kann wohl sagen, mein Eifer und späterhin meine Kenntnisse übertrafen bald die seinigen. Außerdem trieb ich Mathematik mit Leidenschaft. Die schwierigsten Berechnungen machten mir nicht Noth. Es gewährte mir eine Lust sie aufzulösen. Als ich noch nicht dreißig Jahr alt war, hatte ich einen Ruf erlangt. Vervollkommnung bereits gemachter Erfindungen, die

Entdeckung und Begründung neuer, vorzüglich im Fache der Chemie, steigerten diesen immer mehr. Berühmte Gelehrte ferner Länder schrieben an mich, verschiedene Fürsten Italiens beriefen mich an ihren Hof. Ich war geachtet und geehrt. Alles dies genügte mir indes noch nicht. Ich hatte einen unersättlichen Ehrgeiz und dieser ward mir zum Verderben. Ich wollte eine Erfindung machen, die alles Vorhergegangene überträfe. Diese war der sogenannte „Stein der Weisen“, die Kunst unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Während ich mich aber damit beschäftigte, hatte ich es nicht ungern, daß man allerhand Wunderdinge von mir erzählte, ich lachte wohl über den Unsinn, aber ich widersprach ihm nicht geradezu; dies verstärkte jenes Gerede. Jene Zeit war übrigens die glücklichste meines Lebens. Ich lebte in Rom. Der strenge, aber ritterliche und kriegerische Julius der zweite kannte und achtete mich, sein Nachfolger, der Kunst und Wissenschaft liebende Leo der zehnte, schenkte mir seine Gunst, der große Raphael war mein Freund, der Cardinal Bibiena, der Mäcen der Künstler und Gelehrten, Ghigi, zogen mich in ihre Circle, Michel Angelo, Penni, Johann da Udine, Fra Bartolomeo waren meine Bekannte. Es war damals das Zeitalter der Kunst und Wissenschaft. Ein Kranz auf diesem Gebiete errungen, war der strahlendste. Diesen zu erlangen war mein glühendster Wunsch, die Aufgabe meines Lebens. Ich machte noch Fortschritte auf dem Felde des Wissens, aber das bisher Unerreichte, an welches all mein Denken, all mein Sehnen geknüpft war, blieb mir fern. Ich verdoppelte meine Anstrengungen, ich häufte Combinationen auf Combinationen, mein Gehirn hätte in Gährung gerathen mögen. Endlich in einer unvergeßlichen — ich möchte lieber sagen — in einer entsetzlichen Nacht durchzuckte mich ein Gedanke wie ein Blitzstrahl. „Ja, rief ich, so wird, so muß es sein! So muß man Blei in Gold verwandeln können! Mit Hast warf ich die Ingredienzen in den Schmelztigel. Ha, was empfand ich, als nach Auskühlung der Mischung reines, auf dem Wege der Kunst geschaffenes Gold mich mit seinem verführerischen Glanze anblitzte!“

Der Greis hielt einen Augenblick wie erschöpft inne, er schien wie in tiefer Erinnerung befangen.

„Obwohl,“ fuhr er endlich fort, „ich meine Entdeckung geheim hielt, ward sie dennoch durch den Aufwand, den ich machte, verrathen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sie sich durch Italien. Ich verließ Rom,

ich ging nach Neapel, Florenz, Mailand. Ueberall ging mir die Kunde voran. Man suchte sich an mich zu drängen, mir mein Geheimniß abzulocken, man quälte mich durch Schmeicheleien, später durch Verfolgungen, man hegte mich zuletzt wie ein jagdbares Wild. Wo ich hinkam, stellte man mir unter diesem oder jenem Vorwand nach. Fürsten und Herren luden mich zu sich ein, sie schmeichelten mir, Alles bloß, um mein Geheimniß zu erlauschen. Als sie dies nicht im Stande waren, warfen sie mich ins Gefängniß, behandelten mich wie einen Verbrecher, bedrohten mich als Schwarzkünstler und Zauberer mit dem Tode. In Mantua konnte mich eine gefahrvolle Flucht nur mit Mühe vor dem Schaffotte bewahren. Fortwährend geheßt, fortwährend in Angst, ward mir mein Dasein zur Last, ich fluchte des Augenblicks, wo das glänzende Metall mich zum ersten Male mit seinen blühenden Teufelsaugen angeblickt. Fast bis zum Wahnsinn gebracht beschloß ich, mich in eine Einöde zurückzuziehen und fern von allen Menschen mein Leben unter fremdem Namen zu beschließen. Ich fand in dieser einsamen Gegend ein Asyl, und that, als ich so zu sagen für die Welt gestorben war, einen feierlichen Eid, nie mehr die furchtbare Kunst, die mich elend gemacht, in Ausübung zu bringen. Diesen Eid habe ich gehalten. Fortan beschäftigte ich mich nur mit der Chemie, um Entdeckungen zu machen, die der Heilkunde zum Nutzen gereichen könnten, besonders mit Combinationen zu Entdeckung eines Lebenselixirs, das als Specificum in gewissen Krankheiten dienen und das Lebensalter des Menschen verlängern könnte. Ich habe manchen werthvollen Fund gethan und den Aerzten Siciliens unter fremden Namen mitgetheilt, aber die Hauptsache wollte mir nicht gelingen. Ich schließe daher, daß es gegen den Willen des Schöpfers sei, daß der Menschengeist in das geheimnißvolle Räuberwerk der Natur eingreife, auch wenn es zum Heile unsers Geschlechts dienen könnte, und sehe um so mehr das Unrecht ein, das ich begangen, eine Verwandlung, die unter dem Schutze dämonischer Gewalten nur im Schooße der Erde vorgehen soll, auf dem Wege der Kunst nachzuäffen.“

Der Doctor schwieg längere Zeit wie erschöpft, endlich nahm er einige Tropfen aus einem Fläschchen auf die Lippen und diese schienen ihm neue Kräfte zu geben.

„Morgen, vielleicht schon diese Nacht scheidet sich vom Leben,“ fuhr er mit ruhigem Tone fort. „Ich

habe deshalb verschiedene Verfügungen getroffen. — Hier," sagte er, indem er ein Kästchen vom Tische nahm, „in diesem Kästchen sind zweihundert Zechinen. Sie sind Euer, theilt sie mit einander. Ich hätte Euch eben so viele Tausende hinterlassen können, aber das Gold würde Euch elend machen, wie es mich elend gemacht hat. Hundert Zechinen und das Hausgeräthe, das ich Dir gebe, sind für Dich, Camilla, hinreichend, um ein kleines Hauswesen zu begründen. Du, Anastasio, empfangst außer den hundert Zechinen noch diese mathematischen Instrumente. Begieb Dich damit nach Palermo, vervollkomme Dich in der Mathematik, für welche Du Talent hast, und melde Dich mit diesem Briefe bei dem Abbate Pozzi, der Dir dann Gelegenheit verschaffen wird, Dein Brod mit Unterricht in dieser Wissenschaft zu verdienen. Ich denke auf diese Weise, in Anerkennung der Treue, die Ihr mir bewiesen, Euch ein bescheidenes, aber desto glücklicheres Loos für die Zukunft gesichert zu haben. Leicht wäre es mir gewesen, Euch reich, vielleicht auf diesem Wege geehrt und vornehm zu machen. Ich wollte es nicht. Ich bin elend durch die Entdeckung geworden, die ich gemacht, und Niemand weiter soll es durch sie werden. Laßt Euch daher nicht durch Geldburch noch durch Neugier zur Durchsuchung meines Nachlasses bewegen. Aus ihm ist nichts zu erfahren. Alle Papiere, die sich auf mein Geheimniß beziehen, sind ohne Ausnahme vernichtet. —

„Sobald ich todt bin," fuhr der Alte nach einer Pause weiter fort, „wird Anastasio sich mit diesem Briefe in die Stadt begeben. Die Diener der Behörde werden dann hier erscheinen und meine Bücher, die ich der öffentlichen Bibliothek vermache, so wie die verschiedenen Apparate, welche dieselbe Bestimmung haben, übernehmen. Ihr werdet dann dafür sorgen, daß mein Körper in derselben Kleidung, welche ich beim Verscheiden trage, auf diesem Stuhl in mein Laboratorium gebracht und dieses wie das Haus verschlossen werde. Die Schlüssel wirst Du, Camilla, an Dich nehmen. Hier, dieses Papier genehmigt von Seiten der Behörde diese Bestimmungen. — Und nun lebt wohl! Geht zu Bett! Ich bin müde." —

„Nein! — Nein!" riefen die Geschwister. „Wir verlassen Euch nicht. Wir wollen bei Euch wachen." —

„Durchaus nicht! — Geht! — Ich werde Euch rufen, wenn ich Euer bedarf!" versetzte kopfschüttelnd der Alte. „Geht und nehmt dies Kästchen und die Papiere." —

Eben verließen die Geschwister das Zimmer, als der Alte noch ein Mal das Mädchen zurückrief.

„Mir fällt da noch etwas ein, Camilla!" sagte er. „Du wirst Frau und Mutter werden. Du kannst ohne Verschulden in Noth gerathen. Nimm dieses Scapulier." — Er gab ihr ein kleines seidenes Beutelschen. — „Trage es auf der Brust. Solltest Du je in Mangel gerathen, so frage Dich: ob Du diesen Mangel verschuldet hast? Kannst Du diese Frage mit „Nein" beantworten, so öffne diesen Beutel und Dir wird geholfen werden. Im entgegengesetzten Falle öffnest Du ihn zu Deinem Verderben. — Erwähne bis dahin gegen Niemand etwas über diesen Gegenstand und — lebe wohl!" —

Es war am Morgen des folgenden Tages, als Camilla ihrer Gewohnheit nach zuerst in das Zimmer des Hausherrn trat, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er saß wie gewöhnlich in seinem Lehnstuhl und schien zu schlafen. Das Mädchen sprach Anfangs leise, dann stärker zu ihm; er antwortete nicht. Sie berührte endlich seine Hand; diese war kalt, erstarrt, er war — todt.

Stumm und erschrocken sahen sich die Geschwister — denn Anastasio war gleichfalls herbeigekommen — einander an, dann brachen Beide in Thränen aus. Sie betrauerteten aufrichtig den Mann, der ihnen, obwohl sie ihn mehr gefürchtet als geliebt hatten, dennoch viel Gutes gethan. Nach einigen Stunden eilte Anastasio nach der Stadt, um den Verfügungen des Verstorbenen gemäß Anzeige zu machen.

Schon am folgenden Tage wurden die Bestimmungen desselben in Ausführung gebracht. Der Todte ward sammt dem Stuhl, auf dem er gestorben, in das gruftartige Laboratorium gebracht. Dies war ein cirkelrundes, kellerartiges Gemach mit kahlen Wänden und einem mit Quadern ausgelegten Boden. Auf und zur Seite des Herdes befanden sich eine Menge Gläser, Tiegel und Retorten. Alles lag und stand bunt durcheinander gemischt. Die Gerichtspersonen schlossen sogleich das Gewölbe und übergaben Camilla, den Verordnungen des Verstorbenen gemäß, die Schlüssel. Zugleich deuteten sie den Geschwistern an, daß binnen drei Tagen die Bücher und Instrumente, über welche Jener zu Gunsten öffentlicher Anstalten verfügt habe, abgeholt werden würden, und sie bis zu dieser Zeit gleichfalls Anstalten machen möchten, die Wohnung zu räumen. Die Geschwister, unbekannt mit den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen, würden in große

Verlegenheiten gerathen sein, wenn nicht Geronimo erschienen wäre und dieser ihnen einen zeitweiligen Aufenthalt im Hause seiner Eltern angeboten hätte. Dorthin schafften die Geschwister nun ihr kleines Eigenthum, und am vierten Tage stand die einsame, nun in eine Gruft verwandelte Wohnung, in welcher sie mehrere Lebensjahre zugebracht hatten, verschlossen und verödet. —

Die Eltern Geronimo's behandelten die jungen Leute, besonders Camilla, in der sie die künftige Gattin des Sohnes sahen, mit vieler Liebe. Das Mädchen war, die Eigenschaften ihres Herzens und ihr anziehendes Aeußere abgerechnet, auch vermöge ihres kleinen Eigenthums für einen armen Fischer wie Geronimo eine ganz wünschenswerthe Braut. Die hundert Bechinen und das Hausgeräth, welches eben so viel werth sein mochte, bildete in den Augen der Leute ein gar nicht unbedeutendes Vermögen. Bald ward die Verlobung Geronimos und Camillas erklärt, ein kleines Haus, ein Boot und die nöthigen Fischergeräthschaften erkaufte, und nach wenigen Wochen waren die jungen Leute ein Ehepaar. —

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Der Doctor Kffing in Hamburg) war, wie ihn Guklow in der „Neuen Europa“ schildert, ein höchst merkwürdiger Humorist und hatte die seltsamsten Eigenheiten. Oftmals blieb er einen ganzen Abend hindurch, unbekümmert um seine Umgebungen, bei einem Gedanken stehen und benutzte die Pausen im Gespräch der Uebrigen, um den Lieblingsgedanken, den er für den Abend gewählt hatte, wie von ungefähr hineinzuworfen. So schreibt Guklow: „Seine Hausgenossen und Freunde saßen beisammen und theilten einander die Eindrücke der neuesten Schriften mit. Kffing kam aus seinem Studierzimmer, löschte sein Licht aus und erzählte, er habe wieder einmal die alten Historien des Livius gelesen, oder in den Werken des Hippokrates, von welchem letzteren sein Lieblingsgeit lautete: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte“. Einen solchen Satz war er im Stande, mit gestügtem Haupte, den tiefsten Schmerz im Tone, zwölf Mal hinter einander griechisch zu wiederholen. Rosa Maria sprach von Barnhagen; Kffing seufzte griechisch im Stillen: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte“; die Tochter sprach von Rundt, der Vater benutzte eine Pause und wiederholte: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte“. Während Alles um ihn her mit anderen Debatten auf- und abwogte, er blieb im Stillen bei seinem Spruche und noch wenn er um elf

Uhr Abends den Gästen hinausleuchtete, murmelte er auf der Thürschwelle: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte“. —

Ein eigenthümliches Grauen hatte er vor — Druckfehlern. Neben dem Gärtchen an seiner Wohnung befand sich die Menschliche Druckerei. Abends bei Licht, wenn drüben die Sezer arbeiteten, konnte er mit Schauern die Gardinen lüften und durch die Fensterscheiben blickend ausrufen: „Gott, da werden nun die schrecklichen Druckfehler gemacht.“ — Dieses eigenthümliche Grauen vor Druckfehlern hatte Kffing, wie Lwals bemerkte, schon in der Jugend. Als er einst ein falschgezeichnetes Hemd angezogen hatte, schrieb er mit Dinte in eine Ecke: Druckfehler: oben am Schließ lies H. A. statt . . . In Göttingen, wo er studiren wollte, mißfiel es ihm ganz und gar, weil ihm die Studenten zu elegant gekleidet erschienen. Er ging deshalb gar nicht aus und hatte sich so eingerichtet, daß Bett und Sopha an derselben Wand standen und er aus dem Bett auf das Sopha steigen konnte, wo er den Tag über liegen blieb, um Abends wieder in das Bett zu steigen.

(Der Ursprung des Kusses.) Die Gelehrten wollen bekanntlich Alles recht gründlich wissen und das Wie und Warum aller Dinge erforschen. So dachten sie denn auch darüber nach, wer wohl den Kuß erfunden habe, und warum er erfunden worden sei. Plinius, der alte römische Naturforscher, erzählt in seiner Naturgeschichte, Cato sei der Meinung gewesen, das Küssen sei zuerst unter Verwandten entstanden, und die Männer hätten mit dem Kusse ursprünglich nichts weiter beabsichtigt, als um dabei zu ermitteln, ob ihre Weiber, Töchter oder Nichten — Wein getrunken hätten.

(Ein chinesisches Kunststück.) Der bekannte ausgezeichnete französische Taschenspieler Philippe macht überall, wo er seine Kunst zeigt, namentlich durch ein bis an den Rand gefülltes Glas mit Wasser und Goldfischchen, das er plötzlich zum Vorschein bringt, Kussehen. Man hat dies Taschenspielerstückchen für etwas Neues gehalten, es ist aber, wie ein neues englisches Werk über China berichtet, unter den chinesischen Taschenspielern seit undenklicher Zeit bekannt und geübt.

(Wochenbesuche bei den Affen.) Der berühmte Naturforscher Geoffroy de St. Hilaire erzählte in seiner letzten Vorlesung, in welcher er über die Affen sprach, eine große Anzahl merkwürdiger Beobachtungen, die er in dem Jardin des Plantes in Paris gemacht hatte, wo sich bekanntlich eine große Sammlung von Affen befindet. Trogdem nun, daß die Affen da ungehindert untereinander leben, kennt man kein Beispiel, daß eine Affenche durch Untreue gestört worden wäre. Ein großes Fest für die ganze Affengesellschaft ist die Geburt eines jungen Affen. Geoffroy de St. Hilaire beobachtete dies einmal im Jahre 1843. Alle männliche Affen erschienen, um den Vater des Neugeborenen zu beglückwünschen, während die Mutter

Besuche von allen Affenweibchen erhielt. Jede nahm den Neugeborenen auf die Arme und gab ihn der Mutter erst zurück, nachdem sie ihn von allen Seiten gesehen, befühlt und mit Zeichen der Liebe überhäuft hatte, was um so merkwürdiger war, da die Affen von ganz verschiedenen Arten waren. Der junge Affe wurde von seinen Aeltern häufig geliebkostet, bisweilen gezüchtigt, immer aber vertheidiget.

(Schwedische Herrentracht.) In einem Zimmer des königlichen Schlosses zu Stockholm hängt ein großes Bild, das Bernadotte's Salbung zum Könige von Schweden darstellt. Dies Bild ist interessant wegen der eigenthümlich schwedischen Herrentracht, die man selten auf einem Bilde und auf einem unserer Theater bei Darstellung einer schwedischen Thronfeierlichkeit sieht. Die schwedischen Reichsräthe tragen runde Hüte, welche mit schwarzem Sammet überzogen sind. Dieser Sammet ist von oben nach unten in enge Falten gelegt. Dazu eine Reiterfeder und zwei schwarze Straußfedern. Das Hutband ist weiß. Der Leibrock ist der schwedische kurze Rock, weiß und mit spanischen Lappen verziert. Darunter ein enges weißes Beinkleid und halbhohe farbige, weiße oder schwarze Stiefeln. Darüber gestickte rote Mäntel, die bis ans Knie reichen. Die Bischöfe sind in den reichen Gewändern katholischer Kirchenfürsten.

(Ein hochverrätherisches Wörterbuch.) Der bekannte bescheidene Boiste hatte unter der Kaiserherrschaft sein Wörterbuch der französischen Sprache beendet, legte sich vergnügt nieder und ließ sich von den süßesten Träumen wiegen. Als er am andern Morgen erwachte, war sein Bett von Gensb'armen umstellt. „Meine Herren, Sie irren sich ohne Zweifel. Ich bin Boiste, der Grammatiker des Kaisers,“ sagte der Arme. — „Sehr richtig; so sind Sie in dem Haftbefehle da bezeichnet,“ antwortete man ihm. Boiste mußte aufstehen, sich ankleiden und in einen Fiacre steigen, der ihn nach Vincennes brachte. Einen Augenblick hoffte er, beim Aussteigen würde das Schweigen, das man gegen ihn beobachtet hatte, endlich aufhören. Er bat also demüthig, ihm die Ursache seiner Verhaftung anzuzeigen, und betheuerte zu gleicher Zeit seine Unschuld. Ein Gensb'arm hielt ihm einfach den Haftbefehl hin und antwortete laut: „Der öffentlichen Sicherheit wegen.“ Der arme Boiste wurde demnach in ein kleines Zimmer mit einem kleinen vergitterten Fenster gebracht und grubelte da drei Monate lang, um zu ermitteln, wie er wohl der öffentlichen Sicherheit könne gefährlich geworden sein. Er konnte nichts finden. Dabei reclamirte er fortwährend und schrieb an alle ihm bekannten einflussreichen Männer. Alle seine Briefe blieben ohne Antwort. Einer indeß kam in die Hände Fontanes, des Großmeisters der Universität, der Boiste kannte und schätzte und, weil er den jahrten Mann unmöglich für schuldig halten konnte, mit dem Kaiser sprach. Dieser war gerade gut gelaunt und ließ Fouché rufen. Der Polizeiminister kannte den Grund der Verhaftung

nicht und wunderte sich sehr; wahrscheinlich hatte er den Haftbefehl unterzeichnet, ohne ihn zu lesen. Er berief den Präfecten, der von der Sache gar nichts wußte, und seinen Abtheilungschef kommen ließ; dieser schob die Schuld auf den Bureauchef, welcher endlich nach langem Suchen die betreffenden Acten fand, aus welchen hervorging, daß Boiste auf die Anklage eines Censors verhaftet worden war, weil er Bonaparte einen Räuber genannt habe. Wo? wußte man nicht, und der Censor befand sich auf einer Reise. „So frage man Boiste selbst,“ befahl der Kaiser. Am nächsten Tage sah endlich der Gefangene die Sonne wieder; er wurde in das Cabinet Fouchés geführt, wo sich auch Fontanes befand. Man sagte ihm, welches Verbrechen er angeklagt sei, und Fouché setzte hinzu, man habe sich wahrscheinlich geirrt; er könne das Angegebene nicht gesagt haben. „Allerdings habe ich dies gesagt,“ entgegnete Boiste, dessen Gesicht sich aufheiterte, „aber um dem Helden eine Ehre zu erzeigen, um zu beweisen, daß er die Sprache so gut zu handhaben versteht, wie das Schwert.“ Nach diesen Worten nahm er das Exemplar seines Wörterbuchs, das da lag, schlug das Wort: Spoliateur auf und zeigte, daß gedruckt war: Spoliateur, Bonaparte. Fouché gerieth außer sich über diese unerhörte Kühnheit. — „Kühnheit?“ entgegnete Boiste; „nein, ich habe den Namen Sr. Maj. hinter das Wort Spoliateur gesetzt, weil es zuerst von dem General Bonaparte auf der Tribune gebraucht worden, weil er der Erfinder ist, weil er das Wort geschaffen hat, das man vor ihm in der französischen Sprache nirgends findet.“

Fouché und Fontanes sahen einander erstaunt an und Boiste wurde in Freiheit gesetzt; gleichwohl mußte die zweideutige Stelle des Buches ausgemerzt und ein Carton gedruckt werden.

### Generalcorrespondenz.

Die neuesten Nachrichten aus Ostindien berichten eine eigenthümliche Niederlage, welche dort ein Theil der englischen Armee erlitten hat. Drei Compagnieen von dem Regimente des Engländers, der den Vorfall berichtet, fuhren von Allahabad nach Cawnpur auf dem Flusse und hielten ihre Mahlzeiten jeden Tag am Ufer, wie das so gebräuchlich ist. Am Ufer stehen hohe Bäume, unter denen alle Reisende Feuer anzünden, um ihre Speisen zu bereiten. An den Nesten dieser Bäume, oder in denselben, wenn sie hohl sind, haben nun auch die Hornissen, welche dort sehr häufig sind, ihre Nester, in denen sie ruhig bleiben, bis der Rauch hinaufsteigt. Da stürzen sie heraus, fallen über die Störer ihrer Ruhe her und stechen wie toll alle lebende Wesen, die sie finden. Ein Soldat hatte nun unter einem solchen Hornissenbaume auch Feuer angezündet, und es dauerte nicht lange, so kam der ganze Schwarm summend zum Angriffe herbei. Augenblicklich liefen die Soldaten Alles im Stiche und stürzten sich in den Ganges. Die Hornissen schwebten über den Köpfen der Krieger und es gewährte einen höchst komischen

Anblick, wenn bald her, bald jener mit dem Kopfe unter das Wasser fuhr, um einem Stiche zu entgehen. Die Offiziere waren am Lande geblieben und wickelten sich, um sich zu schützen, in die Decken, auf denen sie zu schlafen gedachten; da aber der Tag sehr heiß war, so war ihre Lage vielleicht noch schlimmer, als die ihrer Soldaten im Wasser. Erst das Abenddunkel machte dem Kampfe ein Ende. —

In Paris ist durch ein einziges Concert ein bis dahin unbekannter Mann plötzlich ein berühmter Pianist geworden, Felicien David, der merkwürdige Studien gemacht hat. Schon als Kind zeigte er ein außerordentliches Talent für Musik; da aber seine Eltern sehr arm waren, erhielt er nur einen sehr dürftigen Unterricht. Doch gelang es ihm 1830, in das Conservatorium in Paris aufgenommen zu werden, wo er sich bald auszeichnete. Er wurde indeß mit Simonisten bekannt, schloß sich der neuen Religion derselben an und schrieb Compositionen für den Cultus. Als die Gesellschaft sich trennte, schloß er sich denjenigen seiner Freunde an, welche nach Aegypten reiseten. Ein befreundeter Pianofortefabrikant schenkte ihm ein Piano, das mit den Simonisten in Marseille eingeschifft wurde, und das David, wie die meisten seiner Gefährten, in Aegypten nährte, da er Concerte gab. Nachdem sie die Städte Aegyptens und der syrischen Küste besucht hatten, ging es in die Wüste hinein; das Piano begleitete sie und David gewann sich durch das Spiel darauf die Freundschaft und Zuneigung der Wüstenbewohner, die ihn für ein übernatürliches Wesen hielten. Nur ein Volksstamm entsetzte sich über den tönenden Kasten. In der Nacht versammelten sich die Weiber, stießen über das Piano her und zertrümmerten es. David versuchte es zwar, es zu vertheidigen; aber er wurde an einen Baum gebunden und mußte so, wohl mit Thränen in den Augen, der Vernichtung beiwohnen. Im Jahre 1836 kam er nach Frankreich zurück und gab da „orientalische Melodien“ heraus, auf die Niemand achtete. Da zog er sich zu einem Freunde aufs Land zurück, gab den Landleuten unentgeltlich Unterricht in der Musik und schrieb dabei eine große Symphonie: „Die Wüste“, in welcher er seine Erinnerungen aus dem Oriente niederlegte. Vor einigen Tagen endlich kam er wieder nach Paris und erlangte die Erlaubniß, seine Symphonie im Conservatorium vortragen zu dürfen, die er vorher einem Verleger für 200 Fres. vergebens angeboten hatte. Diese Symphonie nun und der Vortrag derselben hat in Paris allgemeine Begeisterung erregt und Felicien David ist der Held des Tages, mit einem Male ein berühmter Mann. —

In Frankreich hat man einmal durch Zahlen nachgewiesen, daß das Schauspielereben im Allgemeinen ein glänzendes Elend ist. Es giebt dort nämlich 3500 Schauspieler, 2500 Schauspielerinnen, 16,000 Personen, die sonst an den Theatern beschäftigt sind, im Ganzen also 22,000 Personen, die von den Einnahmen der Theater leben, welche man jährlich auf 30 Mill.

Thaler anschlägt. Wenn diese 30 Million. zu gleichen Theilen unter die 22,000 Personen vertheilt würden, so käme auf jede nicht einmal ganz 1500 Fres.; da aber einige Bevorzugte zehn-, zwanzig- bis vierzig- und mehr tausend Fres. beziehen, so läßt sich leicht berechnen, mit wie wenig sich die allermeisten begnügen müssen. —

Von der neuen kleinen Schrift des beliebten Erzählers Charl. Dickens (Woz), die wir in einer Uebersetzung im Bilder-Magazin mitzutheilen angefangen haben, wurden an einem Tage in London 10,500 Exemplare (zu 1 Thlr. 20 Ngr.) verkauft. Seit dem 14. Decbr., an welchem die erste Auflage erschien, bis zum 24. gingen drei starke Auflagen davon ab. —

In Rußland wird vorzings bekannte Oper: „Gzaar und Zimmermann“ unter dem Titel: „Rlandrische Abenteuer“ gegeben und der Gzaar ist in „Maximilian I., römisch-deutscher Kaiser, unter dem Namen Max Starnberger als Zimmergeselle“ umgewandelt. So wurde sie in Riga aufgeführt. —

Webers Asche ruht nun in der deutschen Erde in Dresden. Die Zeitungen haben die ergreifenden Beerdigungsfeierlichkeiten ausführlich beschrieben. Nun soll dem großen deutschen Meister ein großartiges Denkmal errichtet werden. Die Kosten desselben werden durch Concerte, welche mehrere der bedeutendsten deutschen Künstler in verschiedenen großen Städten zu veranstalten gedenken, herbeigeschafft werden. Vielleicht geben auch einige Theater, deren Cassen die Weber'schen Opern füllten, eine Vorstellung zu diesem Zwecke. —

Eine neue Bestätigung der längst bekannten Thatsache, daß die Zeitungsberichte meist einseitig und partiell sind, und deshalb keinen Glauben verdienen, liegt in dem Umstande, daß man heute noch auswärts eigentlich nicht mit Gewißheit weiß, ob die neue Oper Meyerbeers in Berlin gefallen hat oder nicht; denn während einige Blätter sie enthusiastisch rühmen, wird in anderen behauptet, sie habe gänzlich mißfallen. —

Die Pariser Damen und zwar diejenigen, welche für gelehrte Damen gelten wollen, legen das weibliche Bartgefühl immer mehr ab. Seit einiger Zeit bemerkt man mehrere, die fleißig und aufmerksam den anatomischen Vorlesungen beiwohnen. —

Legthün kam ein junges Ehepaar in der Schweiz nach langem Kampfe zu dem Entschlusse, sich scheiden zu lassen, um den verlorenen Frieden wiederzufinden. Sie mußten, um zu dem Geistlichen zu gelangen, über den See fahren. Auf diesem See überfiel sie ein fürchterlicher Sturm und der Mann rettete sich mit genauer Noth. Als er das Ufer erreicht hatte, bemerkte er, daß seine Frau mit den Wellen kämpfte. Er sprang von Neuem in die Flut und rettete die, von welcher er sich scheiden lassen wollte. Die Frau aber fiel ihm um den Hals, sie söhnten sich aus und kehrten glücklich nach Hause zurück. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 3.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Pläten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Schach!

Erzählung von C. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Bis jetzt hatte Anastasio ruhig bei der Schwester verweilt, aber nun, da er sie unter dem Schutze eines Mannes wußte, vermochten ihre Bitten nicht, ihn zu einem längern Aufenthalte zu bestimmen. Er sehnte sich fort von dem öden einsamen Strande in das Gewühl der Welt. Von Natur lebhaft, mit reger Phantasie begabt, konnte er sich nichts Schöneres, nichts Entzückenderes denken, als die Städte, die Kunstwerke, von denen der Doctor, wenn er, was freilich selten der Fall, bei guter Laune war, mit Bewunderung gesprochen hatte. Und hatte er zu weiten Reisen in ferne Länder etwa nicht die nöthigen Mittel? Befand er sich nicht in dem Besitze der seiner Meinung nach ungeheueren Summe von hundert vollwichtigen Zechinen? Mit Entzücken dachte er an den Augenblick, wo er Neapel, Rom, Mailand, Venedig sehen würde. Plötzlich fiel ihm indes ein Gedanke schwer auf's Herz. Er sollte nach den Bestimmungen des Verstorbenen zuerst nach Palermo zu dem Abbate Pozzi gehen, sich dort in der Mathematik vervollkommen und — Unterricht geben. Hatte der Doctor dies aber auch wohl bedacht? War es nicht besser, zuerst die Welt sehen und dann Unterricht geben? Ueberhaupt konnte der Abbate gleichfalls ein so alter grämlicher Mann wie der Doctor sein, in eben solcher Einsamkeit leben. Wozu nützte

dann der ansehnliche Schatz von hundert Zechinen? Adieu dann Rom, Neapel, Venedig mit allen Sehenswürdigkeiten auf lange Zeit! — „Nein!“ rief Anastasio, nachdem er hinreichend über diesen Gegenstand nachgedacht hatte; „mich unter todten Büchern und Instrumenten einzusperrern, dazu ist es stets noch Zeit. Was nützt alles Studiren und Grübeln, wenn es dem Forscher solche Früchte trägt, wie sie der arme Doctor Francesco Neri geerntet? Ich will genießen, und dazu habe ich Jugendkraft, Jugendlust und vor Allem — hundert Zechinen! Nicht nach Palermo zu einem alten rechnenden Abbate, nach Syracus und von da nach Neapel, mitten ins schöne, volle, rauschende Leben, geht mein Weg!“

Obwohl er Camilla ungemein liebte, so war er doch von der Trennung bei weitem weniger als diese ergriffen. Er sah sich im Geiste schon auf dem Forum Roms, dem Markusplatze Venedigs, in der Strada Toledo zu Neapel.

Als er bereits sein Bündel geschnürt hatte, um von der Schwester Abschied zu nehmen, bat ihn diese, sich doch etwas aus dem vor ihr ererbten Nachlasse des Doctors zum Andenken auszuwählen. Sie schlug ihm den Trinkbecher des Alten dazu vor. Obgleich dieser von Silber und gut gearbeitet war, so lehnte Anastasio dies Geschenk dennoch ab. Was sollte ihm auch der altfränkische verbogene Becher? Ueberdies hatte er ja hundert Zechinen im Beutel; er konnte sich sobald er Lust hatte einen weit schöneren kaufen!

Eben so war es mit anderen Dingen, welche ihm die Schwester nannte. Etwas, meinte diese endlich, würde doch nach seinem Geschmacke und als ein Andenken an sie wie an den Verstorbenen ihm werth sein.

„Wohlan!“ rief er, doch mehr um den Wunsch der Schwester zu erfüllen als einen eigenen zu befriedigen. „Ich weiß etwas, was Du mir geben kannst, da es für Dich und Deinen Mann eine unnütze Geräthenschaft ist. Schenke mir das hübsche Schachspiel, mit welchem sich der Doctor oft beschäftigte und Gott weiß, welche Berechnungen und Combinationen daran knüpfte. Ich habe oft, zu meinem Verdruß, da ich nie eine Partie gewann, mit ihm darauf spielen müssen. Vielleicht gelingt es mir besser, wenn nicht ein alter Murrkopf, sondern ein lustiger Geselle mein Gegner ist, und nicht ein Wasserkrug, sondern eine Foglietta Lacrima Christi dabei zwischen uns steht.“

Voll Freude, daß Anastasio endlich eine Wahl getroffen, holte die Schwester das Schachspiel herbei. Es war sehr hübsch gearbeitet, ja ein kleines Kunstwerk in seiner Art. Schon der Umstand, daß es sich in einem Kästchen, das mit Purpursammet überzogen war, befand, deutete auf dessen Werth.

Camilla öffnete das Kästchen, um Geronimo, der dergleichen noch nicht gesehen, die Geräthschaften zu zeigen. Das Schachbret war von Ebenholz und Perlenmutter gearbeitet und am Rande mit Gold recht zierlich, wiewohl nicht reich, ausgelegt. Die Figuren befanden sich in zwei besonderen Kästchen, welche, so wie das Schachbret, in das größere eingepaßt waren. Auch sie waren von Perlenmutter und Ebenholz. Ein paar Blätter Papier, zusammengelegt und, wie es schien, mit Zahlen beschrieben, lagen wie zum Schutz vor Staub oder Beschädigung in dem Deckel der Kiste. Anastasio wollte sie eben herausnehmen, um sie unter den Tisch zu werfen, als ihn Camilla mit dem Bemerkten davon abhielt, daß die Schrift von der Hand des Doctors sei, und daß er die Blätter zum Andenken doch in dem Kästchen lassen solle. Anastasio eröthete ein wenig bei den Worten der Schwester. Er sah in ihnen eine Art Vorwurf wegen Mangel an Pietät gegen das Andenken eines Mannes, dem er doch so Manches verdankte, und verschloß die Papiere sorgfältig in die Kiste.

In der That hatte es Camilla unangenehm berührt, daß sich Anastasio so leicht über den Tod des Doctors zu trösten schien und an nichts als an seine Reise dachte. Sie selbst verfuhr ganz anders, obwohl

sie oft durch die üble Laune des Alten zu leiden gehabt. Alles, was sie von ihm ererbt, war ihr theuer und werth, ja das Skapulier, das kleine Beuteltchen, das er ihr geschenkt, hielt sie in Ehren, daß sie es, selbst wenn es nicht, wie sie meinte, irgend eine Reliquie enthalten sollte und er sie auch nicht ausdrücklich dazu aufgefordert hätte, dennoch fortwährend auf der Brust getragen haben würde. — Der leichte Sinn Anastasio, der Drang, die Welt kennen zu lernen, erleichterte ihm auch den Abschied von der Schwester, und während sie ihm von einem Hügel aus, der die Gegend beherrschte, noch lange Zeit weinend nachblickte, wandelte er bereits leichten Herzens den Weg nach Syracus.

Hier war sein erster Gedanke, sich so stattlich wie möglich auszustaffiren; er wollte nicht für einen armen Menschen gelten, der nach Neapel käme, dort in einer niedern Sphäre ein ärmliches Unterkommen zu finden. Nach zwei Tagen war auch in der That sein Keuferes dergestalt verändert, daß, als er sich nach einer Schiffsgelegenheit nach Neapel umthat, der Eigenthümer eines Trabaccolo, der eben unter Segel zu gehen im Begriff war, so wie er den jungen, in einem Anzuge von braunem Sammet, mit Feder auf dem Hut und Degen an der Seite, sich recht stattlich ausnehmenden Mann zu Gesicht bekam, unter einer Menge Kratzfüße versicherte, daß er sich ungemein glücklich fühlen würde, einen so lebenswürdigen Cavalier am Bord seines Schiffes zu sehen. Diese Höflichkeit that Anastasio, der durch den Doctor eben nicht besonders verwöhnt worden war, ungemein wohl, nur bezahlte er sie durch den doppelten Betrag dessen, was er bei einem etwas bescheideneren Aufzug erlegt haben würde, ein wenig theuer. —

Die Ueberfahrt war schnell und glücklich. D wie schlug dem muntern, lebenslustigen Jünglinge das Herz, als an einem schönen Morgen Capri, Ischia, Procida nacheinander aus dem blauen Meere aufstauten und endlich das Schiffchen mit vollen Segeln in den belebten Hafen der glänzenden, entzückend gelegenen Königstadt einlief! — Ja, der Doctor hatte viel zu wenig von Neapel gesagt! Hier war Alles Lust, Reiz und Vergnügen!

Mit vollen Zügen schlürfte Anastasio den Kelch des letztern. Er sah und genoß, was zu sehen und zu genießen war. Alles das Neue, Ungewohnte entzückte ihn. Doch das Beste sollte noch kommen. Anastasio ging eines Tages am Strande in jener Gegend,

die später den Namen „Villa reale“ erhielt und die schon damals für die schönste Promenade der Stadt angesehen wurde, spazieren und dachte darüber nach: ob nicht der Doctor sich geirrt, indem er das Gold für ein Unglück erklärte, und wenn dies der Fall gewesen, ob er dann nicht besser gethan, sein Geheimniß dem Pflugesohn anstatt der hundert Zehinen zu vermachen, indem unbegreiflicher Weise sich letztere Summe, so groß sie immer war, bereits um das starke Drittheil vermindert hatte. Während der Jüngling zum ersten Male seit dem Tode des Doctors sich dergleichen Gedanken machte, blieb er plötzlich wie zu Stein geworden vor zwei lustwandelnden Personen stehen. Die eine derselben war ein alter Herr in einem schwarzen Anzuge, über den er einen Scharlachmantel trug. Sein Haar war bereits ergraut, seine Physiognomie trug einen stolzen und dabei wenig angenehmen Ausdruck, sein Blick war scharf und stechend; er hatte etwas von dem Blicke Francesco Neri's. Alles dies wäre indeß nicht hinreichend gewesen, auf Anastasio einen so gewaltigen Eindruck zu machen, aber der alte Herr führte eine Dame am Arme, so schön und reizend, wie Anastasio noch nie gesehen. Es war ein Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Auf den dunkeln Locken trug sie einen runden Hut mit Federn geschmückt. Den blendendsten Hals umschloß ein hoher Kragen, unter dem eine goldene Kette mit Medaillon auf die Brust herabhing. Der Schnitt des seidnen Kleides war spanisch, wie es die Mode der Zeit gebot.

Anastasio war von dem Anblick wie geblendet. Es war ihm, als habe er in die Sonne geschaut und ein Strahl derselben sei ihm unter einem bis dahin nie gefühlten Wohl und Weh tief ins innerste Herz gedrungen. Ohne zu wissen, was er that, riß er sein Barett von den Locken und machte den Beiden eine tiefe Verbeugung, die der alte Herr leicht und befremdet erwiderte, während die Dame Anastasio erröthend ansah und ihm mit einer gewissen Verlegenheit, jedoch mit freundlicher Miene dankte. Wie in Verzückung blieb der Jüngling eine Weile stehen. Plötzlich besann er sich. Er mußte erfahren, wie die Dame heiße, wo sie wohne, wer ihr Begleiter sei. Schon aber waren die Fremden mitten im Volksgewühl. Noch erblickte er ein paar Mal die Federn, die über dem Haupte der Dame schwankten. Jetzt bogen die Fremden um eine Ecke. Anastasio eilte mit schnellen Schritten ihnen nach, aber — sie waren bereits verschwunden.

Vierzehn Tage verweilte Anastasio in Neapel. Den größten Theil dieser Zeit brachte er in der Nähe jenes Spazierganges zu, wo er das Mädchen, das einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, zuerst gesehen hatte. Ein Mal, so glaubte er, müsse er sie wiedersehen. Seine Hoffnung ward getäuscht. So oft er auch den Spaziergang, den Hasen, alle öffentlichen Plätze durchstreifte, so eifrig er sich auch durch die Menge drängte, sobald er nur von Weitem eine Feder auf einem runden Hute wehen sah, so war doch Alles umsonst, die Schöne schien für immer verschwunden. Die Ueberzeugung, sie hier nicht mehr auffinden zu können, verleidete ihm bald Neapel. Der Doctor hatte, wenn er bei guter Laune war, oft von den Römerinnen gesprochen und sie äußerst schön genannt. „Unter diesen Schönen,“ so sagte sich Anastasio, „muß es eine Schönste geben! Wer aber könnte dies sein, als jene Unvergleichliche! Gewiß, sie ist eine Römerin!“ — Des Tag darauf befand er sich auf dem Wege nach der ewigen Stadt.

Doctor Neri hatte zu den Geschwistern am meisten von Rom, wo er lange Zeit sich aufgehalten, gesprochen. Anastasio befand sich deshalb hier auf einem am meisten ihm bekannten Boden. Er sah alle Merkwürdigkeiten des alten und neuen Roms, aber am meisten sah er, ob er nicht die Unbekannte, die ihn beim ersten Anblick in Neapel so gefesselt hatte, erblicken würde. Leider war dies nicht der Fall. Mit Schmerz sah er die Hoffnung, sie wieder aufzufinden, immer mehr verschwinden. Gab er diese nun auch nicht gänzlich auf, erblickte das Bild der schönen Unbekannten auch nicht in seinem Herzen, so ließ ein ganz eigenthümlicher Umstand es dennoch auf einige Zeit etwas in den Hintergrund treten. Eine andere Person ward für den Augenblick der Gegenstand aller seiner Gedanken.

Dies war indessen keineswegs eine jener hohen stolzen Römerinnen mit dem glänzenden Haar, dem starken Nacken, der vollen Brust, es war vielmehr ein kleiner, kahlköpfiger, krummbeiniger Kerl, in dem man durchaus nicht einen Enkel der Scipionen, der Horazier und Curiazier erkannt haben würde, mit einem Worte, es war der Wirth der Herberge, bei dem Anastasio bereits seit drei Wochen logirte. Daß derselbe aber das Interesse Anastasios auf so außerordentliche Weise rege machte, ging folgendermaßen zu. Der junge Mann hatte sich, sobald er in Rom eingetroffen war, nach der allerbesten Locanda erkundigt und man

ihm die des Nicola Pescatini als solche, jedoch mit dem Beifügen, genannt, daß dieselbe für übermäßig theuer gelte. Dies war für den jungen Mann indeß eher ein Anzugs- als ein Abschreckungsmittel gewesen. „Was theuer ist, muß auch gut sein!“ so sagte er zu sich, und in der That galt die Locanda „zum Fische“ allgemein dafür. Eine Menge junge Römer, welche Geld und Zeit im Ueberfluß zu verschwenden hatten, waren täglich dort versammelt, und Anastasio machte so viel angenehme Bekanntschaften, er fand im Raschen des „Fisches“ eine solche Anzahl liebe Freunde, Tisch- und Trinkgenossen, daß er dem Manne, der ihm den letztern empfahlen, überaus dankbar war. Es verstand sich von selbst, daß Anastasio, nachdem er so oft der Gast seiner Freunde bei Ausflügen in Ferne und Nähe gewesen war, Bedacht nehmen mußte, dies auf eine gute Weise auszugleichen, und so gab er denn eines Tages seinen Freunden ein recht stattliches Bankett, welches Signor Pescatini den Wünschen des jungen Mannes nach auf's Beste eingerichtet hatte. Am folgenden Morgen war Anastasio indeß kaum von seinem Lager aufgestanden, als der Wirth unter vielen Bücklingen und Entschuldigungen, so früh zu stören, ins Zimmer trat. Er sagte: Der geehrte Signor werde verzeihen, daß er mit einem kleinen Anliegen komme. Es sei nämlich im „Fische“ seit langen Zeiten der Ordnung wegen so hergebracht, daß jedem gewöhnlichen Gast von acht zu acht Tagen, Standespersonen aber nach Ablauf von vier Wochen die Rechnung zu geneigter Saldirung vorgelegt würde. Er erlaube sich dies nun heute gleichfalls zu thun und komme deshalb persönlich um Entschuldigung zu bitten, wenn er von diesem löblichen Hausgebrauch keine Ausnahme zu machen im Stande sei. Anastasio bedeutete ihm mit huldvollem Lächeln, sich deshalb nicht die geringsten Scrupel zu machen und die Rechnung, welche heute prompt bezahlt werden solle, gefälligst auf den Tisch zu legen. Nachdem der junge Mann in Ruhe gefrühstückt und seinen Anzug vollendet, fiel ihm ein, einen Blick auf die Rechnung zu wenden. Sie betrug gerade die runde Summe von funfzig Zechinen. —

Anastasio erschrak nicht wenig, als ihm einfiel, daß dies gerade die Hälfte des von Neri empfangenen Geldes betrage. Indes — es war ja nur die Hälfte! Freilich hatte er in Syracus, Neapel, auf der Reise manche Ausgaben gehabt, und so fand er es am Ende nicht unangemessen, den Bestand seiner Kasse zu über-

schlagen. Er öffnete seinen Beutel und fand gerade — neunundvierzig Zechinen.

Dies hatte er nicht erwartet! Er glaubte sich verrechnet zu haben. Er zählte und zählte; es blieb bei neunundvierzig Zechinen. — Der Aermste ward ganz geisterbleich, als an dem Facit seiner Kassenrechnung kein Zweifel mehr war. Es stimmerte ihm vor den Augen. Goldstücke, Tisch, selbst das Zimmer, Alles tanzte vor seinen Blicken. Laut seufzend warf er sich in einen Lehnstuhl und fing endlich bitterlich an zu weinen. Er war ganz trostlos. Als er wieder etwas seiner Geisteskräfte mächtig war, begann er mit sich zu Rathe zu gehen, was zu thun. Daß er Rom verlassen mußte, verstand sich von selbst. Mit den neunundvierzig Zechinen, oder ohne dieselben? das war die Frage. Sie war es aber nur einen Augenblick. „Nein!“ rief sein besseres Selbst. „Lieber ein Bettler als ein Betrüger!“ Ohne Geld aber, auf der Reise, in der Fremde, was sollte er anfangen? Auf's Neue stellten sich Schmerz und Verzweiflung ein. „O, Doctor! Doctor!“ rief er, „Du hast Dich erschrecklich geirrt! Deine Combinationen haben Dich bei einem sehr wesentlichen Punkte im Stiche gelassen! Das Gold ist nur dann ein Unglück, wenn man dessen — zu wenig hat.“

Wochte dem nun indeß sein wie ihm wollte, der „error in calculo“ mit Francesco Neri zu reden, war nach dessen Tode und nachdem er sein Geheimniß mit ins Grab genommen, nicht wieder gut zu machen. Inzwischen mußte ein Plan gefaßt werden. Seufzend entwarf ihn Anastasio folgendermaßen. Er wollte dem Wirth die neunundvierzig Zechinen ehrlich überliefern, durch dessen Hilfe das, was er hätte und entbehren könne, zu Gelde machen und dann gut oder übel nach Palermo zu dem alten Abbate zu kommen suchen und — Unterricht geben.

Die nächste Frage war nun: was entbehrlich sei? Die mathematischen Instrumente? Unmöglich! Er brauchte sie zu seinem Vorhaben. Die Kleider? Er hatte seine früheren, unscheinbaren verschenkt; die andern konnte er nicht missen. „Ich hab's!“ rief er endlich erfreut. Das Schachbret! — Dies ist entbehrlich. Die Verzierungen sind nicht ohne Werth. Fünf oder sechs Zechinen würde ein Liebhaber gewiß dafür zahlen. —

Wie unwillkürlich öffnete er das sammetne Futral, welches das Schachbret enthielt. Er wollte es noch ein Mal betrachten, um den Werth desselben ab-

zuschätzen. Sein Auge fiel dabei auf die Papiere, die wie zum Schutz vor Beschädigung in die Vertiefung des Deckels gelegt waren. Mechanisch blickte er darauf und schlug sie eben so unwillkürlich auseinander. Er ward aufmerksamer als er bemerkte, daß wohl ein Duzend kleine Schachbretter darauf gezeichnet waren und bei jedem sich eine Anzahl Züge notirt fanden, welche den Stand des Spiels darstellten. Die Figuren waren mit ein paar Federzügen marquirt. Längere Zeit blickte Anastasio darauf, ohne zu wissen, was das Ganze zu bedeuten habe. Endlich erblickte er eine ziemlich unleserliche flüchtige Randbemerkung von der Hand des Doctors Neri. Sie lautete:

„Untrügliche Methode, jedes Spiel im Schach mit Sicherheit zu gewinnen.“

Anastasio erinnerte sich, daß er oft mit dem Doctor Schach gespielt, aber niemals eine einzige Partie zu gewinnen im Stande gewesen sei.

Obwohl zu nichts in der Welt weniger als eben jetzt zum Schachspiel aufgelegt, ward doch seine Aufmerksamkeit rege. Er blickte mit Interesse auf die verschiedenen Züge; sie waren nach einer seltsamen, anscheinend unvorsichtigen, aber wie es sich bald zeigte ganz zur Verlockung des Gegners geeigneten Methode combinirt. Je länger Anastasio die Sache studirte, je mehr nahm sein Interesse zu. Es schien ganz gleich, wer den ersten Zug hatte; immer leitete sich das Spiel nach und nach in das nämliche Gleis, und ehe es sich der Gegner versah, war er matt. Auf den verschiedenen kleinen Schachbrettern war das Spiel in eben so viel verschiedenen Phasen dargestellt, aber wie solche auch untereinander abwichen, das Resultat war dasselbe. Gab es einen Unterschied, so war es der, daß der entscheidende Schlag auf drei oder vier verschiedene Methoden herbeigeführt werden konnte, jedoch so oder so, er konnte nicht fehlen, er kam unfehlbar.

Das Ganze der Sache erregte das Interesse des jungen Mannes in einem so hohen Grade, daß er mehrere Stunden bei dem Studium des Spieles zubrachte und fast ohne es zu wollen, es sich auf eine überaus lebendige und anschauliche Weise einprägte. Endlich fiel ihm indeß ein, daß es wohl Zeit sein könne, seinem Wirth die verlangte Zahlung einzuhändigen. Seufzend griff er nach dem Beutel mit den neunundvierzig Zechinen, er schleuderte die Papiere auf den Tisch, und indem er das Schachbret in das Fingertal legte, nahm er es unter den Arm, um es dem

Wirth für den Preis von sechs Zechinen anzubieten. Er fand denselben im Kreise von sechs oder acht jungen Männern, die zu den täglichen Besuchern der Herberge gehörten. Es war ihm unangenehm, mit dem Wirth über den fehlenden Zechin in Gegenwart Jener zu reden, er zählte demnach das Geld auf den Tisch und sprach wie überrascht:

„Siehe da! Ich habe ein Goldstück in meinem Zimmer liegen lassen und werde es Euch hernach zustellen. — Dabei wollte ich Euch und den Herren ein sehr hübsches Schachspiel, ein Prunkstück, zeigen und zugleich fragen —“

„Ob Jemand Lust hat, ein Spiel zu machen?“ rief Signor Pescatini, das blühende Gold zusammenstreichend. „Versteht sich! Und damit der verehrte Cavalier sich um des einzelnen Zechins wegen nicht zu bemühen braucht, so dächte ich, wir machten ihn zum Gegenstande eines Spieles.“

„Er wird sich doppelt bemühen müssen!“ rief Einer der Anwesenden lachend. „Ihr seid ein sehr geübter Schachspieler.“

„Wir wollen es darauf ankommen lassen,“ versetzte Anastasio, indem er überlegte, daß es im Grunde einerlei sei, ob er einen Zechin oder zwei bezahle, da er Letzteres doch nur durch den Verkauf des Schachbretts zu bewirken im Stande und es ihm angenehm war, so bald eine Probe mit der Methode des Doctors anstellen zu können.

Das Spiel begann. Anastasio that den ersten Zug. Er richtete sich ganz nach der vorgeschriebenen Methode, er verlor bald einige Bauern, bald aber kam der entscheidende Zug, der Gegner ging in die Falle und in Kurzem war die Partie gewonnen.

„Per Baccho!“ schrie der Gastwirth, indem er sich heftig vor die Stirn schlug, und die Andern lachten. „Mich auf so leichte Weise fangen zu lassen. — Es gilt das Doppelte, Signor, und — Ihr habt den ersten Zug.“

Mit Bedacht that Anastasio den ersten Zug. Das Spiel dauerte etwas länger. Keine der vorausgesetzten Combinationen wollte eintreten; endlich begann man von beiden Seiten lebhafter zu werden. Man schlug mehrmals.

„Schach dem Könige!“ rief Anastasio plötzlich.

„Matt! — Ihr seid matt, Signor Pescatini! —“

„Seht Ihr nicht?“ riefen Mehrere der Zuschauer aus vollem Halse lachend.

„Bin ich denn heute toll oder betrunken!“ schrie der Eigenthümer des „pesce“ in komischer Wuth. — „Bohlan, Cavalier, es gilt den sechsfachen Einsatz!“

„Ganz wie Ihr wollt!“ rief Anastasio, immer größeres Vertrauen zu den Berechnungen Neri's fassend.

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Der erste Luftschiffer in Constantinopel.) Das Steigen eines Luftballons war noch vor zwanzig Jahren in Constantinopel ein unbekanntes Schauspiel und der erste kühne Luftschiffer, der sein Glück im Oriente versuchte, ein junger schöner Engländer, Namens Harris. In Pera wohnte damals ein mingrelischer Wein- und Liqueurhändler, der eine einzige Tochter hatte, deren Schönheit und Sanftmuth allgemein gerühmt wurde. Die Gerüchte von dieser Schönheit setzten das Herz des Engländers in Flammen, der aber auch zugleich die Vortheile berechnete, die er haben mußte, wenn eine orientalische Schönheit an seiner Cassé sitze, und die Entréebillets verkaufe. Er ging zu dem Weinhändler und hielt um dessen Tochter an. Die Mingrelrier sind von Haus aus größtentheils Christen, die unter russischer Botmäßigkeit stehen. Harris war damals mit Geld wohlversehen, er hatte Empfehlungen von seinem Gesandten, der ihm das Wort rebete. Der Verbindung also stand nichts im Wege. Seine Schwiegereltern konnten sich freilich keinen rechten Begriff von seinem Stande und Gewerbe machen. Sie dachten aber, ein englischer Luftschiffer müsse ein hoher Posten sein; die Vermählung ward vollzogen und Harris verliebte sich sterblich in seine junge Frau, so daß er an die Ausübung seines Gewerbes lange nicht dachte. Aber seine Cassé erschöpfte sich, und er ließ endlich in Constantinopel bekannt machen, daß er gen Himmel fliegen würde.

An den paradiesischen Begräbnißplätzen von Pera, im Angesichte des Meeres von Marmora, sollte der Ballon steigen. Der Großsultan hatte sich eingefunden und saß mit seinem glänzenden Gefolge unter einem kostbaren Zelte; eine unabsehbare Menge von Türken, Armeniern, Griechen u. s. w. drängte sich um die Schranken, die der Ballon fast zur Hälfte überragte.

Der alte Mingrelrier trat noch einmal zu seinem Schwiegersohne, um ihn vor einem so ruchlosen Unternehmen zu warnen; aber Harris lächelte und wollte eben die Gondel besteigen, als auch Zaide, seine Frau, sich ihm zu Füßen warf. „Wir sind erst so kurze Zeit verheirathet,“ flehte sie „und schon willst Du mich verlassen? Laß mich wenigstens Dein Schicksal theilen und nimm mich mit Dir.“ — Harris überlegte einen Augenblick und prüfte den Wind, dann hob er seine junge Gemahlin in die Gondel, folgte ihr und der Ballon stieg. — Die Muselmänner sahen mit Bewunderung, wie europäische Industrie

ihre Wärrhenträume verwirklichte, sie jauchzten und applaudirten wie trunken von Opium. Harris streckte jetzt beide Arme aus und feuerte seine Pistolen ab, dann reichte er seiner Gattin die türkische Fahne, er selbst ergriff die englische, und eng umschlungen schlangen sie die Fahnen in dem azurblauen Aether. — „Ach!“ seufzete die Mutter Zaide's, als selbst der Ballon ihren Augen entchwunden war, „sie sind im Himmel. Wir werden unsere Kinder nicht wieder sehen!“ — „Und sieh nur,“ sprach der Mingrelrier, auf die Cassé zeigend, „welch einen Haufen Gold und Silber sie uns hinterlassen haben!“ — Aber schon am folgenden Tage kehrte das Paar zurück zum Staunen aller Türken, die steif und fest geglaubt hatten, der Engländer sei mit seiner Frau lebendig in den Himmel geflogen.

(Eine Fabrik alter Gemälde.) Ein kürzlich verstorbenen Gemäldekenner hat eine Warnung für Gemäldefreunde hinterlassen, aus welcher wir Folgendes mittheilen. In Modena besteht eine Fabrik von Copien alter Meister aller Schulen, die man für Originale verkauft. Man geht dabei allerdings äußerst sinnreich zu Werke, und der erfahrenste Kenner kann hier getäuscht werden. Die Betrüger nehmen z. B. ein Gemälde von Rafael und copiren dasselbe mit der größten Sorgfalt und dem bewundernswürdigsten Geschick. Die Leinwand, deren sie sich bedienen, ist alt. Die großen Meister copirten sich bekanntlich häufig selbst, aber nie ganz selavisch. So machen es auch diese Betrüger, welche Veränderungen anbringen, die Hände z. B. anders legen, dem Gewande eine andere Farbe geben etc. Nach dieser ersten Operation wird das Gemälde in eine sehr warme Dachkammer gebracht, wo es schnell trocknet. Ist das geschehen, so überzieht man das Gemälde mit einer gewissen weißen Masse und malt darauf ein anderes Bild aus dem achtzehnten Jahrhunderte, absichtlich incorrect. Dieser zweiten Farbensicht giebt man wiederum durch künstliche Mittel ein alterthümliches Aussehen, bedeckt das Bild überdies wohl gar mit Spinnweben und faßt es in einen alten schlechten Rahmen. Alle Gemäldehändler von Bologna, Neapel und Rom versorgen sich aus dieser Fabrik in Modena und haben besondere dunkle schmutzige Läden, in welchen sie jene Bilder aufstellen. Die Fremden suchen da alterthümliche Gegenstände, und wenn ihr Blick auf ein solches altes Bild fällt, wenn sie den Verkäufer fragen, so weiß er immer treuherzig ein Märchen zu erzählen, wie er einen besonderen abergläubischen Werth auf das Bild lege, das sein Vater von dem und dem Cardinal etc. gekauft habe. Die Farbensicht sei so dick, er glaube, daß irgend ein werthvolles Gemälde darunter verborgen sei. Dadurch wird die Neugierde der Fremden erregt, sie erbieten sich wohl, die Kosten der Reinigung zu tragen und, wenn wirklich ein Meisterwerk hervorkomme, den Gewinn mit dem Verkäufer zu theilen. Nun geht es ans Werk; das obere Bild verschwindet und es kommt ein anderes prachtvolles zum Vorschein. Man hat einen Rafael entdeckt! Um sicherer zu gehen, läßt man einen

Sachverständigen kommen, der aber ein Mitschuldiger ist, und über den unermesslichen Werth des Gemäldes keinen Zweifel übrig läßt. Dann geht es an den Verkauf; der Verkäufer begnügt sich mit einem verhältnißmäßig nicht übergroßen Gewinne und der Fremde zahlt mit Vergnügen, was man verlangt; er besitzt ja ein Werk von Rafael. So sind Engländer, aber auch selbst Kunstkenner hundert Mal betrogen worden.

(Eine Heirath in Rußland.) Am 23. Mai 1843, erzählt die Gazette des Tribunaux, erschien Abends ein junges schönes bleiches Mädchen an der Newa in Petersburg, sah sich ängstlich überall um und warf ein kleines Kind in den Fluß; dann faltete sie betend die Hände und wollte sich selbst in die Flut stürzen, aber ein Muschik, der eben erschien, hielt die Unglückliche in dem Augenblicke zurück, als sie den Sprung wagen wollte. Zwar wehrte sie sich verzweiflungsvoll, um sich den Armen des Retters zu entziehen, aber ihre Kräfte schwanden bald und er konnte sie der Polizei übergeben. Nachdem sie wieder zu sich gekommen, nannte sie ihren Vater und verschwieg auch die Beweggründe nicht, die sie zu dem Verbrechen getrieben hätten. Sie hieß Marie und war die Tochter des reichen deutschen Kaufmanns S. Ein junger Commis ihres Vaters hatte sich in sie verliebt und sie leicht bewogen, ihm Gegenliebe zu schenken. Die beiden Liebenden konnten einander häufig und ungestört sehen und Marie erkannte bald, daß sie Mutter werden würde. Die Verheirathung mit dem Verführer hätte ihr Unglück mildern können, aber der Vater jagte ihn aus dem Hause und verwies die Tochter in ein einsames Gemach, wo sie einen ganzen Winter vertrauerte. Der Kaufmann hatte überdies alle Maßregeln getroffen, die Schande, welche seinem Hause angethan worden, geheim zu halten, und eine Wärterin sollte das Kind gleich nach der Geburt mit sich auf das Land nehmen. Trotz der strengen Aufsicht, unter welcher Marie lebte, gelang es ihr an dem erwähnten Abende, aus ihrem Zimmer und aus dem Hause ihres Vaters zu entkommen, um sich mit ihrem Kinde den Tod zu geben. Wie sie selbst gehindert wurde, ihren Plan aufzugeben, haben wir erzählt. Der reiche Kaufmann S. bot nun sein halbes Vermögen für die Rettung seiner Tochter, aber die Justiz blieb unerbittlich, sie wollte sich nicht erkaufen lassen. Die unglückliche Marie wurde zu einundvierzig Knutenhieben verurtheilt, die dem schwachen Mädchen offenbar den Tod geben mußten. Es gab für die Arme nur noch eine Rettung, denn das russische Gesetzbuch bestimmt, daß wenn die Tochter eines Kaufmanns aus der ersten oder zweiten Gilde verurtheilt ist, und ein Edelmann will sie heirathen, die Knutenstrafe in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt werden kann. Wo aber diesen Retter, diesen Edelmann finden? Obwohl es in Rußland genug arme Adelige giebt, so sind doch alle stolz, und es ließ sich also nicht hoffen, daß einer von ihnen für Geld die Schande auf sich nehmen würde. Trotzdem ließ S. in der Stadt bekannt machen, daß er dem Edelmann, der seine Tochter heirathen wolle, dreihunderttausend

Rubel auszahlen würde. Keiner erschien und S. konnte durch sein Geld nichts weiter als einen erneuten Aufschub der Vollziehung der Strafe an seiner Tochter erlangen. Acht Tage waren ihm zum letzten Male bewilligt worden und sieben davon bereits vergangen. Schon gab die Familie die Hoffnung auf, als ein junger Mann aus armer aber adeliger Familie, der trotz seiner Talente fortwährend von Unglück verfolgt worden war, in dem Gefängnisse erschien und mit der Verurtheilten zu sprechen verlangte. Die sonst so schöne Marie war kaum noch zu erkennen. Der Fremde betrachtete sie lange schweigend und fragte sie endlich sanft, was sie veranlaßt habe, ihr Kind zu tödten.

„Ich war von Sinnen und wollte mit ihm sterben,“ antwortete sie. Dann erzählte sie ihm mit rührender Einfachheit wahr und reuevoll ihre Geschichte. „Ach!“ schloß sie, „ich fürchte den Tod nicht; ich habe ihn verdient und wünsche ihn; aber,“ setzte sie schauernd hinzu, „ich fürchte mich vor dem Schmerz, ich fürchte mich vor der Kute.“

Der Fremde zögerte nicht länger, drückte theilnehmend die Hand der Unglücklichen und zeigte dem Richter seinen Entschluß an, die Verurtheilte zu seiner Frau zu nehmen. Nachdem sie am nächsten Tage in der Gefängnis-Kapelle getraut worden waren, verließen sie in der folgenden Nacht St. Petersburg und schlugen mit dem Gelde und dem Segen des Kaufmanns S. den Weg nach Tobolsk ein, von wo sie nie wiederkehren werden, denn Sibirien ist das Grab der Lebendigen.

### Generalcorrespondenz.

Guzkow hat in Leipzig mit seinem neuen Lustspiele „das Urbild des Tartüffe“ einen Triumph gefeiert, über den wir uns in doppelter Hinsicht freuen können, einmal, daß es dem geistvollen und fleißigen Dichter gelungen ist, nach manchen mißlungenen Versuchen ein vortreffliches Bühnenstück zu schaffen, und dann, weil das Publicum den Beweis lieferte, daß es der Spectakeloper und faden Poffen endlich überdrüssig ist und den lebendigsten Antheil an dem höheren Drama nimmt, so bald ihm nur etwas Gutes geboten wird. Das Theater war bei den Vorstellungen dieses neuen Stückes Guzkow's so gefüllt wie selten. „Das Urbild des Tartüffe“ behandelt die Intrigen, welche der Präsident Lamoignon spielte, um die erste Aufführung des Tartüffe von Molière zu verhindern. —

Spontini, dessen Eitelkeit namentlich Heine so vortrefflich gegeißelt, hat nun etwas vor seinem gefürchtetsten Nebenbuhler Meyerbeer voraus und wird jetzt ruhiger schlafen können. Der Papst hat ihn nämlich in den Grafenstand erhoben und ihm den Titel „Graf von San Andrea“ gegeben. Der Componist besitzt in den römischen Staaten Güter. Ein Wunder ist diese Erhebung eines Künstlers nicht, wenn auch eine Seltenheit; aber ein wirkliches Wunder ist in Rom geschehen, einer der

reichsten Bankiers nämlich, Domenico Valentini, ist in das Kloster gegangen. —

Der Abbé de l'Épée, einer der größten Wohlthäter der Menschheit, da er bekanntlich den Taubstummen die Sprache gab oder doch die Methode erfand, durch welche diese Unglücklichen jetzt unterrichtet werden, scheint keine irdische Belohnung für sein segensreiches Wirken gefunden zu haben, denn die Pariser Zeitungen erzählen jetzt, seine einzige Nichte sei vor einigen Tagen in der äußersten Dürftigkeit — im Hospital gestorben. —

In Berlin gewinnt ein gefährliches Fieber täglich an beunruhigender Ausbreitung. Es hat große Aehnlichkeit mit dem Eizfieber, das vor einiger Zeit dort herrschte, und wird Jenny-Lind-Fieber genannt von der schwedischen schönen Sängerin Jenny Lind, welche Meyerbeer für die königl. Bühne gewann und die alle bisher bekannten großen Sängerinnen übertreffen und die Vorzüge der Sonntag, der Schröder-Devrient u. in sich vereinigen soll. —

Noch immer kommen auf dem Meere von Zeit zu Zeit grauenhafte Ereignisse vor, welche an die schrecklichsten Vorfälle in der Zeit erinnern, als die Schifffahrt die jetzige Ausbildung bei weitem nicht erreicht hatte. So meldet ein Schreiben von der polynesischen Insel Tahaina: „Drei amerikanische Matrosen waren in einem Boote, das sie den Eingeborenen weggenommen hatten, von dem Schiffe Ontario entflohen und ruderten nach der Insel Hawaii zu. Nachdem sie drei Tage und drei Nächte alle ihre Kräfte angestrengt hatten, ohne Land erreichen zu können, waren sie durch Hunger und Arbeit so erschöpft, daß sie nicht länger rudern konnten. Vierundzwanzig Stunden später trieben sie die Wellen an die Felsenriffe von Lanai, die sie nicht zu erklettern vermochten. Der Hunger war so groß geworden, daß sie loosen mußten, welcher von ihnen sterben und von den beiden Andern gegessen werden sollte. Das Loos traf einen gewissen Elief, den seine Cameraden mit Steinen erschlugen. Sie aßen ein Stück von seinen Schultern und nachdem sie durch dieses graue Mahl sich gestärkt hatten, erklimmten sie den Felsen und trafen auf Wilde, die ihnen Speise gaben und sie in ihren Böten wieder nach Tahaina brachten. Hier wurden sie wegen Todtschlags und Entwendung vor Gericht gestellt, von der ersten Anklage freigesprochen, wegen der zweiten aber zu einer Geldstrafe verurtheilt. Da sie diese aber nicht bezahlen konnten, mußten sie am Baue einer Landstraße arbeiten. —

Wir haben in unsern Modenberichten in den letzten Wochen häufig erzählt, daß der Pelz dieses Jahr zu den modischsten Artikeln gehöre; es dürfte deshalb wohl auch an der Zeit sein, einmal von den Leuten zu sprechen, welche die größte Menge der Pelzwaaren zusammenbringen. Es giebt eine große

englische Handelsgesellschaft, welche die Hudson-Bai-Compagnie heißt, fast das Monopol des amerikanischen Pelzhandels besitzt, alle Jahre ungeheuren Gewinn macht und, wie die ostindische Gesellschaft in Indien, im Norden des amerikanischen Festlandes für England ein neues Reich gründen wird, zu dem sie bereits den Grund gelegt hat. Die Gesetze dieser Handelsgesellschaft sind von der Art, daß die schrecklichsten Dracos mild und väterlich gegen sie erscheinen. Die Compagnie, durch einen Ausschuß oder höchsten Rath vertreten, übt eine unbeschränkte Gewalt aus, und hat das Recht über Freiheit und Leben aller ihrer Diener und Beamten, welchen Grad sie auch inne haben mögen. Die unteren Beamten haben ihrerseits wieder dieselbe Gewalt über ihre Untergebenen und das Recht über Leben und Tod desjenigen, welcher in irgend einer Weise die Gesetze der Compagnie übertreft. Die Jäger und Fallensteller (Trappers), welche im Dienste der Gesellschaft stehen, sind fast sämmtlich Schotten oder Canadier, welche sich auf eine kürzere oder längere Zeit verdingen. Sie sind zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Jede Handlung der Insubordination wird mit dem Tode bestraft. Ferner hat die Gesellschaft unter den Caräbenstämmen Nordamerikas die fürchterlichste Sklaverei eingeführt. Jeder Jäger wird auf seinen Ausflügen von zwei oder drei Sclaven begleitet, über deren Leben er unbeschränkt verfügen kann. Ein Indianer wird mit zehn bis zwanzig wollenen Decken bezahlt; eine Indianerin ist theurer. Stirbt ein Sclave binnen weniger als zwei Monaten nach dem Verkaufe, so muß der Verkäufer die Hälfte des erhaltenen Kaufgeldes zurückzahlen. Diese Jäger nun ziehen in dem wildreichen Norden umher, einzig damit beschäftigt, Pelzthiere zu erlegen und von den Indianern Felle zu erhandeln. In großer Entfernung von einander giebt es Forts oder Comptoirs, wohin die Felle gebracht werden, und jedes Jahr schickt die Gesellschaft eine Expedition ab, welche diese sämmtlichen vorgeschobenen Forts besuchen, sie auf ein Jahr verproviantiren und die aufgestapelten Felle zurückbringen muß. Diese Pelzwaaren werden dann in den amerikanischen Küstenstädten nach England und Deutschland eingeschifft und von den beiden größten Pelzhandelsplätzen Europas, London und Leipzig, wo auch die russischen Pelzwaaren sich sammeln, verbreiten sich diese kostbaren Waaren über die ganze Welt. —

Die russischen Zeitungen finden nicht Worte genug, um die Pracht des Begräbnisses des Dichters Kytrow zu beschreiben, welcher vor Kurzem in Petersburg starb. Dem Sarge folgten fünfhundert Equipagen; auf der Brust trug der todted Dichter einen Blumenstrauß, den die Kaiserin gesandt hatte, und an der Isaakskirche empfing der Kaiser selbst den Sarg, der hier von acht — Generalen getragen wurde. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 4.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergeräthen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Schach!

Erzählung von C. von Bachsmann.

(Fortsetzung.)

Von Neuem begann das Spiel. Mit größter Vorsicht und in langen Pausen ward es fortgesetzt. Lange blieb es schwankend, denn Pescatini war ein ganz tüchtiger Schachspieler. Jetzt trat eine von Neri's Chancen ein. Anastasio opferte ein Paar Figuren, doch mit dem ersten spätern Zuge rief er:

„Schach dem König und der Königin!“

Noch ein Paar Züge und sein Gegner war auf's Neue matt.

„Dies geht über alle meine Begriffe!“ rief der Gastwirth, indem er voll Wuth auf den Tisch schlug. „Signor, wollt Ihr um den Rest der neunundvierzig Zechinen spielen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Anastasio koch.

Der Wirth schob den Goldhaufen in die Mitte des Tisches und das Spiel begann. Es dauerte länger als die vorhergehenden. Pescatini nahm sich sichtlich vor den früheren Combinationen in Acht, aber jetzt trat eine neue ein. In wenig Minuten war er matt.

Die Zuschauer lachten aus Leibeskräften, stumm ging der Wirth im Saale auf und ab. Ein Anderer der Anwesenden offerirte Anastasio eine Partie. Es war stets derselbe Fall; der junge Mann gewann, und als er endlich auf seinem Zimmer den Gewinn über-

schlug, hatte er neunzig vollwichtige Zechinen gewonnen. —

Diese Nacht ein Auge zu schließen, war ihm rein unmöglich. Alle Noth war verschwunden, er war wieder reich, der Kopf schwindelte ihm vor Entzücken. Da er nicht schlafen konnte, so studirte er Neri's Berechnungen auf's Emsigste, und der Eifer, mit dem er dies that, machte ihn dergestalt zum Herrn der verschiedensten Veränderungen in der Methode Neri's, daß er sich jedem, auch dem geübtesten, Schachspieler gewachsen glaubte. Erst gegen Morgen suchte er sein Lager.

Kurz nachdem er sich von diesem wieder erhoben hatte, trat der Hauswirth in sein Zimmer. In der Miene desselben lag etwas Geheimnißvolles und zugleich Forschendes.

„Verehrter Signor,“ hob er an, „ich komme mich mit Euch über einen Punkt zu besprechen, der für uns Beide von Wichtigkeit und bedeutendem Vortheil sein dürfte. — Vorerst erlaubet mir aber eine Frage: Seid Ihr ein „Fahrender der königlichen Kunst“ oder nur, was fast unglaublich ist, ein bloßer Liebhaber derselben?“

„Ich bekenne,“ erwiederte der Jüngling, ihn mit großen Augen ansehend, „daß ich Euch nicht verstehe.“

„Nicht?“ schrie Pescatini. „In Wahrheit nicht? Suchhe! Viva Signor Anastasio! — Aber es ist wohl nicht Euer Ernst? Ihr seid ein „Fahrender“ und treibt bloß Euren Scherz mit mir.“

„Zum Henker, Signor!“ rief Anastasio, über das sonderbare Benehmen des Wirthes lachend. „Das, was Ihr sagt, ist für mich griechisch und hebräisch.“

„In der That? Nun das ist ja herrlich!“ schrie Fener von Neuem in vollem Entzücken. „Also bloß ein Liebhaber des „königlichen Spiels“? Ist's möglich? Und dazu diese Fertigkeit! Herr, Ihr seid ein Glückskind und ich auch, wenn Ihr meine Vorschläge annehmen wollet.“

„Ich muß Euch bitten, deutlicher zu sprechen, wenn ich Euch verstehen soll,“ versetzte der Jüngling, welcher auf den Glauben kam, daß es in dem Kopfe des Mannes nicht ganz richtig sein möchte.

„Habt Ihr denn unter der Erde gelebt, in einem Keller Schach spielen gelernt, daß Ihr die Goldgrube nicht kennt, die in Euerm Besitze ist?“

„Viel besser ist's freilich nicht!“ sprach Anastasio lächelnd.

„So wißt Ihr also nicht, daß in unserer Zeit nichts zu solchen Reichthümern, zu solchem Ruhme führt als die „königliche Kunst des Schachspiels“, wie letzteres vorzugsweise genannt wird? Was ist Gesang, was ist Saitenspiel gegen Schach, dieses vorzüglichste, geistreichste und in unserer Zeit geschätzteste aller Spiele? Fürsten und Herren setzen einen Ruhm darein, für gute Meister im Schach zu gelten. Se. geheiligte Majestät Kaiser Karl der Fünfte, so wie Don Juan d'Austria, ja selbst Se. jetzt regierende Heiligkeit Paul der Dritte geruhen dies Spiel zu lieben, und an ihren Höfen finden „Fahrende der königlichen Kunst des Schachspiels“ stets die ehrenvollste Aufnahme.“

„In der That?“ sagte Anastasio verwundert. „Davon habe ich mir nichts träumen lassen. Ich habe stets nur zur Vertreibung der Langenweile Schach gespielt.“

„Und doch habt Ihr es zu solcher Meisterschaft gebracht?“ rief der Wirth. „Sei dem indeß wie ihm wolle, jetzt müßt Ihr suchen Euer Talent zu Gelde zu machen. Ein ausgezeichnete Schachspieler ist in unserer Zeit geschätzter wie der größte Künstler und Virtuose. Alle Welt will ihn sehen und kennen lernen. Fürsten berufen ihn an ihre Höfe, sie spielen mit ihm und schätzen es sich zum Vergnügen, wenn er ihnen ihr Geld abnimmt. Schon ihn spielen zu sehen gilt für etwas Vorzügliches und wird bezahlt. Hört darum einen Vorschlag. Ich mache morgen in ganz Rom bekannt, daß in meiner glücklichen Herberge

der allbekannte und ausgezeichnete „Fahrende der königlichen Kunst des Schachspiels“ —“

„Allbekannt?“ unterbrach ihn Anastasio. „Mich kennt Niemand.“

„Thut nichts! Was nicht ist, kann noch werden,“ versetzte der Wirth gemüthlich. „Also der allbekannte Schachkünstler, Namens — Aber wie heißt Ihr doch?“

„Anastasio. — Ich erinnere mich meines Vaternamens kaum. Ich war noch klein, als ich meinen Vater verlor. Er hieß Bovi oder Voi.“

„Beides klingt schlecht und erregt einen unangenehmen Nebenbegriff,“ versetzte der Wirth. „Aber da fällt mir ein, daß wir Eueren Namen englifiziren können! — Boy! Wahrhaftig, Anastasio Boy! Das klingt schon besser. Ihr seid also ein allbekannter englischer Künstler —“

„Ich verstehe aber nicht eine Sylbe englisch,“ fiel Anastasio ein.

„Thut nichts!“ versetzte kalt der Wirth. „Ihr seid als Kind den Seeräubern in die Hände gefallen, habt Euere Muttersprache zu Tunis vergessen, dagegen als Slave italienisch gelernt. — Ja, ja, so ist's am besten! Dies wird Euch besonders den Frauen empfehlen, denn sie lieben das Abenteuerliche. Ihr müßt übrigens ein Bißchen gebrochen sprechen, das macht die Sache noch anziehender. Auch will ich unter der Hand ausbringen, Ihr hättet Euere Rettung bloß der Tochter des Dey zu danken, die mit Euch entfliehen wollen, aber unglücklicherweise auf der Flucht ergriffen und schmäzlich hingerichtet worden.“

„Ich sehe nur nicht ein —“ hob Anastasio an.

„Wozu dies Alles dienen soll?“ unterbrach ihn Signor Pescatini. „Eueren Beutel zu füllen. — Wir machen bekannt, daß Ihr mit Jedem, der Lust hat, erbötig seid, eine Partie Schach zu beliebiger Höhe, doch nicht unter zehn Zechinen, zu spielen, und daß Der, welcher bloß zuschauen will, einen halben Zechin zu erlegen hat. Diese Kleinigkeit — ich meine die halben Zechinen — wird Euere Freigebigkeit mir wohl zugestehen, wogegen ich Euch völlig kostenfrei und auf's Anständigste in meiner Herberge bewirthe.“

„Ich bin's zufrieden,“ rief der Jüngling lachend. „Ich glaube nur nicht, daß Jemand, bloß um spielen zu sehen —“

„Sorgt nicht! Das ist meine Sache,“ rief der Wirth. „Überall giebt es Narren, denen das Geld im Beutel juckt, und die nicht eher ruhig werden, bis sie es los sind.“

Längere Zeit unterhielt der Gastwirth den jungen Mann von den zu nehmenden Maßregeln, und am folgenden Morgen ward in ganz Rom bekannt gemacht: „Es sei der allbekannte, von Fürsten und Herren vielfach ausgezeichnete Fahrende der königlichen Kunst des Schachspiels, Sir Anastasio Boy aus Großbritannien, in Rom angekommen, logire in der Herzberge zum „Fisch“ auf der Piazza Navona und erbieth sich mit Jedem Schach zu beliebiger Höhe, doch nicht unter zehn Zechinen, zu spielen. Auf dringendes Verlangen seiner vielen Verehrer, denen er von Frankreich, Deutschland, Spanien und England her bekannt sei, und von denen Mehrere zufällig in Rom anwesend seien, wolle er Jedermann, gegen Erlegung eines zu einem guten Zweck bestimmten halben Zechins, das Zusehen gestatten; eine Gefälligkeit, welche das Publikum hinreichend zu würdigen und zu benutzen wissen werde.“

Der Effect, den diese Ankündigung machte, war zum Erstaunen des Jünglings noch größer, als der Besitzer des „Fisches“ vorhergesagt. Alle Welt wollte den berühmten britischen Schachkünstler seine Kunst ausüben sehen. Römische Prinzipes, Contes, vornehme Prälaten luden Anastasio in ihr Haus, um mit ihm eine Partie Schach zu spielen, und ein Zechinenstrom floß in den Beutel des jungen Mannes. Vorzüglich aber waren die Damen, auf welche die Erzählung von der hingerichteten Tochter des Dey's schon die größte Anziehungskraft ausgeübt hatte, vor Neugier ganz außer sich, und diejenigen, welche so glücklich gewesen waren ihn zu sehen, wußten gar nicht genug von den geistvollen Zügen, den glühenden Blicken, dem herrlichen Lockenhaar, den schöngeformten Händen zu erzählen, ja selbst der fremdartige Dialect, den der britische Künstler redete, (es war der der Fischer an der Küste von Syracus) galt ihnen als hinreißend und von dem höchsten Interesse. — Fühlte sich aber Anastasio unter solchen Umständen hochbeglückt, zürnte er dem Doctor Neri nicht mehr, daß er ihm das Goldmacherrezept vorenthalten, so war der Inhaber des „Fisches“ nicht minder fröhlich. Eine solche Menge Goldfische hatten sich noch nie in den Taschen des letzteren verirrt. Nicht nur die Menge halber Zechinen, die er sich ausbedungen, füllten seinen Beutel, sondern auch die Freigebigkeit Anastasios, der das Geld so leicht wieder ausgab, als er es einnahm, zog eine so große Anzahl junger Römer von der Klasse, die alle Tage vierundzwanzig Stunden Zeit übrig hatten, in

sein Wirthshaus, daß dieses von früh bis Abends nicht mehr leer ward.

So große Mühe sich Anastasio auch gab, das Geld, das er so leicht erwarb, auch eben so schnell wieder los zu werden, so blieb ihm dennoch immer noch bedeutend übrig, denn auch die Geschenke, die er erhielt, konnten als von großem Werthe angeschlagen werden. Dergleichen aber bekam er von den meisten hohen Personen der Weltstadt, zu denen er eingeladen ward; ja selbst von Seiten des Papstes, der ihm die Ehre erwies, einer Partie Schach, die er mit einem geschickten Spieler vom Hofe spielen mußte, zuzuschauen, erhielt er ein ähnliches Geschenk. — Fast alle Abende fand ein Schachkampf in dem Hauptsale des „Fisches“ statt und es ging dabei sehr feierlich zu, indem Pescatini dem jungen Mann unaufhörlich vorsagte, daß Klimpern zum Handwerke gehöre. Aus diesem Grunde waren rings umher Tribunen aufgerichtet, auf welchen die Zuschauer Platz nahmen, und die eine Art Arena einschlossen, auf der an einem kleinen Tische das Spiel stattfand. So wie Anastasio die Anwesenden lange Zeit in einer nachlässigen Stellung betrachtete — zum Unglück waren die Vornetzen damals noch nicht erfunden — trat er dann vor den Tisch und gab den Anwesenden in einem sonderbaren Kauderwälsch, welches für acht britisch und überhaupt für äußerst anziehend galt, eine Art Ueberblick des Schachs. Er erzählte ihnen, daß das „königliche Spiel“ schon zweihundert Jahre vor Christi Geburt den Chinesen bekannt gewesen, daß es aus China nach Indien, von dort nach Persien, dann an die Araber und endlich durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen, daß es in der Sanskritsprache Schthrantsh, im Persischen Shah, bei den Europäern aber Chec, Chess, Scacco, Xaque, Escaque, Szache und Gott weiß, wie sonst noch heiße, eine Erklärung, die er sich von einem gelehrten Abbate für baare zehn Scudi fertigen lassen, die die Herren erbaute, die Damen entzückte und folglich für so geringes Geld so gut wie gefunden war. Während aber das Glück dem Jünglinge so hold zulächelte, ereignete sich ein Umstand, der für ihn einen sehr verderblichen Ausgang nehmen konnte.

Es war an einem Abende als Anastasio wieder von einem großen zuschauenden Publikum umgeben war, und er mit einem der geübtesten Schachspieler aus Florenz, der deshalb bloß nach Rom geeilt war, einen sehr hartnäckigen Kampf zu bestehen hatte, als

sein Auge auf einem Damenkreise ruhte, der die vorderste Reihe der Zuschauer ausmachte. Was erblickte er! Die schöne Unbekannte aus Neapel befand sich wenige Schritte von ihm zur Seite des alten Herrn, den er auch früher als ihren Begleiter getroffen. Er war kaum im Stande, die Aufmerksamkeit in dem Grade auf das Spiel zu richten, als es nöthig war, und sein ganzes Innere ward um so mehr erregt, als er sah, daß auch die schöne Fremde ihre Augen unverwandt auf ihm ruhen ließ. Lange schwankte das Spiel, endlich gab der Florentiner eine Blöße, Anastasio zog und bald war der Gegner matt. Eben erhob sich die schöne Unbekannte auf ein paar leise Worte ihres Begleiters, sie gingen der Thüre des Saales zu, noch auf der Schwelle wendete die Schöne ihr Gesicht dem Jünglinge zu.

„Nein, zum zweiten Male will ich sie nicht verlieren!“ sagte Anastasio zu sich selbst, und da es ohnehin für diesen Abend das letzte Spiel war, so raffte er eilig seine Börse vom Tische und eilte ein Unwohlsein vorschützend schnell aus dem Zimmer und die Treppe hinab. Die Unbekannten hatten zwar bereits das Haus verlassen, aber einige an der Thüre Stehende konnten ihm den Weg bezeichnen, den sie genommen hatten. Mit Windesschnelle eilte er ihnen nach. Er wollte wissen, wo sie wohnten, über Stand und Namen Erkundigungen einholen und morgen Pläne, eine nähere Bekanntschaft zu bewirken, einzuleiten suchen. Auf diese Weise gelangte er bis an den Eingang des Corso. Hier erblickte er die Unbekannten, die eben in eine kleine Seitenstraße einbogen. Schnell eilte er ihnen nach, als er sich plötzlich von ein paar Fäusten an der Kehle gepackt fühlte. „Rührt Euch nicht oder Ihr seid verloren!“ zischelte ihm ein baumstarker Kerl ins Ohr, während ein zweiter ihm seine Börse aus der Tasche zu ziehen suchte. Anastasio war jung, stark, nicht ohne Muth, er wehrte sich heftig. Schon hatte er sich durch ein paar Faustschläge von seinem Gegner befreit, er packte den zweiten und rief laut um Hilfe, da fühlte er plötzlich zwei Dolchstiche in der Seite und sank besinnungslos zur Erde. —

Als er wieder zu sich kam, befand er sich wieder in seinem Zimmer im Leibe des „Fisches“ und Signor Pescatini weinte Freudenthränen, daß sein Gast, dem er so viele halbe Bechinen verdankte und dem er noch weit mehrere zu verdanken hoffte, dem Dolche der Raubmörder nicht unterlegen sei.

Bei näherer Untersuchung fand sich, daß die bei-

den Wunden zwar nicht tödtlich seien, aber den jungen Mann auf mehrere Wochen an sein Lager fesseln würden. Dies war allerdings auch der Fall. Fast ein Monat verging, ehe Anastasio hergestellt war. Alle Nachforschungen nach den Räubern, so wie nach der schönen Unbekannten, welche ausfindig zu machen der Besitzer des „Fisches“ auf Anastasios Bitten eifrig betrieb, hatten ein nur geringes Resultat. Alles, was man über die Letztere vernahm, war, daß sie die Nichte eines venetianischen Nobile sei, die mit ihrem Oheim eine Reise nach Neapel gemacht und bereits Rom wieder verlassen habe, um sich über Mailand nach Venedig zu begeben. Der Name Beider war nicht zu erfahren.

So wie Anastasio seine Gesundheit wieder erlangt hatte, war sein erster Gedanke, Rom zu verlassen. Theils hatten die beiden Dolchstiche einigermaßen seinen Enthusiasmus für die Schachkünstlerlaufbahn, so viel Gold und Ehre sie ihm auch gebracht, gemäßigt, theils war sein Sinn nach Mailand und Venedig gerichtet, wo er das unbekannte Engelsbild, das seine ganze Seele erfüllte, wieder aufzufinden hoffte. Der Eigenthümer des „Fisches“ gab sich die größte Mühe, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, er weinte und jammerte als Anastasio sich nicht zurückhalten ließ, und suchte sich endlich dadurch zu trösten, daß er trotz seines Abkommens den Künstler gänzlich frei zu halten, diesem beim Abschiede eine ungeheure Rechnung überreichte, da, wie er beifügte, der Contract nur für die Tage der Gesundheit, nicht für die Zeit des Krankenlagers, wo er keinen Vortheil gehabt, gelten könne. Anastasio zahlte achselzuckend, da er sah, daß er sonst nicht füglich mit Ehren dem Rachen des „Fisches“ entrinnen könne, und eilte dann mit ziemlich erleichteter Börse, aber dennoch leichten Herzens der Lombardei zu. In Mailand angekommen vernahm er, daß ihm sein Ruf bereits vorausgeeilt sei. Alles sprach von dem „berühmten britischen Schachspieler Sir Anastasio Boy“. Zu den, Hinsicht seines frühern Lebens cursirenden Erzählungen hatten sich noch mehrere ohne Zuthun unsers Künstlers hinzugefunden. Einige Zierbengel, die ihn zu Rom bereits kennen gelernt, und im „Fische“ eine lustige Nacht mit ihm durchschwärmten hatten, schworen Stein und Bein, von ihm die merkwürdigsten Mittheilungen, natürlich nur sub rosa, erhalten zu haben, und sie beeilten sich, solche, wie sich von selbst versteht, nur ihren vertrautesten Freunden, deren sie indeß so glücklich waren mehrere

Hunderte zu zählen, mitzutheilen. Diesen Herren zufolge war die Liebshaft mit der unglücklichen Tochter des Dey eine seiner unbedeutendsten Begebenheiten, er hatte durch seine Liebenswürdigkeit die Frauen zu Duzenden unglücklich gemacht, er war der uneheliche Sohn eines sehr vornehmen, vielleicht gar eines regierenden Herrn und hatte drei oder vier Mordthaten auf dem Gewissen. Letzterer Umstand machte ihn den Damen besonders interessant. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen es gar nicht erst nöthig war, daß Anastasio seine Ankunft öffentlich ankündigen ließ. Kaum hatte er das Thor von Mailand passirt, als er eine solche Menge Einladungen in die vornehmsten Häuser erhielt, daß es ihm schwer ward, eine Wahl unter diesen zu treffen. Bald aber hob sich auch dieses Hinderniß. Don Juan d'Austria befand sich eben zu Mailand und in Kurzem sollte Kaiser Karl der Fünfte dort eintreffen. Beide hohe Herren waren Verehrer und Kenner des Schachspiels. Kaum war Anastasio angekommen, als er den Befehl erhielt, vor dem Prinzen zu erscheinen. Der künftige Sieger von Lepanto war damals ein noch sehr junger Mann. Er nahm den Künstler ungemein freundlich auf, und nachdem er mit ihm eine Partie Schach gespielt und ihm eine ansehnliche Summe verehrt hatte, eröffnete er ihm den besondern Grund seiner Berufung. Die Ankunft des Kaisers sollte durch verschiedene Lustbarkeiten verherrlicht werden, eins dieser Feste sich aber durch eine ganz besondere Originalität auszeichnen. In dieser Beziehung hatte sich der Fürst Folgendes ausgedacht. Vermöge seiner Neigung zum Schachspiel hatte er mittelst schwarz und weißer Marmorplatten die Mitte eines Saales als ein riesiges Schachbret darstellen lassen. Auf diesem sollte bei einer Maskerade eine Schachpartie, und zwar die Steine durch lebende Personen, in angemessenem Maskenkostume, dargestellt werden. Anastasio sollte das Ganze einrichten und das Spiel dirigiren. Hierzu wurden ihm aber nur zehn Tage Zeit vergönnt, da man den Kaiser stündlich erwartete. Der junge Mann brachte einen ganzen Tag damit zu, den Plan zu dem originellen Spiele zu entwerfen. Seine Idee war folgende: König und Königin sollten in einem prachtvollen Kostum aus der Zeit Karl des Großen, die Springer als Centauren, die Läufer als Harlekine, die Thürme als Elephanten mit dem Thurm auf dem Rücken, die Bauern als Tiroler Landleute erscheinen; er selbst, so wie sein Gegner, sollten sich als Zauberer maskiren und das Spiel mit-

selbst Wink und Berührung mit ihren Zauberstäben leisten. Der Prinz, welchem Anastasio den Plan mittheilte, fand ihn allerliebste, und der Schachkünstler empfing noch desselben Tages die Liste der zweiunddreißig Personen, welche die Figuren des Spiels darstellen sollten. Als sein Gegner ward der „Nobile di Venezia Signor B.“, als einer der beiden Könige und Königinnen dessen Neffe Alessandro und Nichte Erminia genannt; die Uebrigen waren Personen aus der Umgebung des Prinzen. Am folgenden Tage sollte die erste Probe des Spiels beginnen, da im Laufe der Woche der Kaiser eintraf. Welch freudiges Erstaunen erfaßte Anastasio, als er sah, daß die Königin Niemand Anders — als seine schöne Unbekannte, sein Spielgegner aber deren Dheim sei. Anastasio konnte kaum einige Worte stammeln, als er Erminien vorgestellt wurde, so überrascht war er von ihrem Anblick; auch das Mädchen erröthete über und über, der Dheim riß indes Beide aus der Verlegenheit, indem er mit widriger Freundlichkeit und großem Wortschwall erklärte, daß, obwohl er und aus Liebe zu ihm auch seine Nichte große Verehrer des Schachspiels und ohne Ruhm zu melden, ziemlich geübt in diesem edlen Spiele wären, er doch sich keine Hoffnung mache, irgend einen Vortheil über den berühmten Sir Anastasio Boy davon zu tragen, daß er indes hoffe, daß Letzterer als großmüthiger Sieger ihm versprechen werde, die Niederlage dadurch zu versüßen, daß er ihm zusage, sobald er Venedig besuche, ihm die Ehre zu erzeigen, recht oft sein Gast zu sein. Anastasio war ganz glücklich über diese Einladung, alle Verlegenheit ging in der Freude unter und ehe die Probe des Spiels zu Ende war, hatte er sich mit Signor Bernardino B., noch weit mehr aber mit der schönen Erminia so bekannt gemacht, als ob sie einander bereits sehr oft gesehen hätten. —

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Ein Räuber in der Moldau.) Die Fürstenthümer Moldau und Walachei werden sich noch lange des schrecklichen Zwan Kotrar erinnern, der endlich in Jassy die verdiente Strafe erlitten hat, und dessen seltsame Geschichte erzählt zu werden verdient. Zwan Kotrar war in den Karpathen geboren und frühzeitig in die Türkei entflohen. Sein schreckliches Handwerk erlernte er in den bulgarischen Bergen. Wenn er von den türkischen Kawaffen zu sehr gedrängt wurde, zog er sich wieder in

die Walachei zurück; kaum aber war er da angekommen, als auch kein Reisender auf irgend einer Straße sicher blieb, namentlich in den Jahren 1835 bis 1839, wo sein Name der Schrecken Aller geworden. Als er endlich durch Raub und Mord eine Summe von mehr als zwanzigtausend Dukaten zusammengebracht hatte, entschloß sich der Räuber, seinen Lebenswandel zu ändern und ein ehrlicher Mann zu werden. Er bezog sich demzufolge in einer Sommernacht vor das Schloß einer reichen moldauischen Fürstin, die, wie er wußte, die Freundin des Metropolitanbischofs der Moldau war. Er verlangte mit der Besizerin des Schlosses zu sprechen, die ihm denn von dem Balcon herab erlaubte, in das Haus zu kommen, wenn er seine Bande draußen lasse. Ketrar ging anfangs mißtrauisch, die Hände an den Pistolen, hinein; als er sich aber der Fürstin allein gegenüber sah, sprach er auf das Unzweideutigste seine Reue und seinen Entschluß aus, Buße zu thun. Als Zeichen seiner Sinnesänderung erbot er sich, der Kirche fünftausend Dukaten zu zahlen, damit Messen für die Seelenruhe seiner Opfer gelesen würden. Die fromme Dame wurde gerührt und übernahm es, die Begnadigung des Verbrechers zu bewirken. Der Hospodar Stourza versprach auf die Anfrage, den Banditen auch zu begnadigen, wenn derselbe sich wirklich bekehre und von der Kirche Vergebung erlange. Ketrar verließ daher seine Bande und übertieferte sich der Polizei. Vor Gericht gestand er mit Thränen in den Augen alle seine Schandthaten ein und erklärte, er ergebe sich ganz der Milde des Bischofs, aber die Kirche, welche bereits fünftausend Dukaten von ihm erhalten hatte, verlangte mehr und immer mehr, bis der große Schatz Ketrars völlig erschöpft war. Als er nichts mehr zu geben hatte, sollte er sein Todesurteil vernehmen, und er wurde unter einem unermesslichen Volkszulaufe auf den Richtplatz geführt. Schon legte ihm der Henker den Strick um den Hals und der Verurtheilte verrichtete sein letztes Gebet, als plötzlich ein Bote des regierenden Fürsten erschien und ihm völlige Begnadigung überbrachte. Ketrar sprang von dem Blutgerüste herunter und verschwand unter der verblühten Menge, aber schon am anderen Tage sah man ihn in glänzender Tracht in den Straßen Jassys vor dem Wagen des Metropolitanbischofs Rosetti reiten, der den gebändigten Löwen zu seinem Jäger und ersten Diener gemacht hatte. Aber der alte Straßenheld fühlte sich in dieser Stellung gebemüthigt, klagte oft darüber, daß man ihm sein ganzes Vermögen abgenommen, und erklärte laut, daß er zu seinem ersten Gewerbe zurückkehren würde. Auf einer Rundreise, die Rosetti machte, traf Ketrar, der den Kirchenfürsten zu Pferde begleitete, auf eine Karavane jüdischer Handelsleute, die mit goldgefüllten Gürteln von der Messe von Foltischni zurückkamen. Sobald Ketrar diese Leute erblickt hatte, hielt er an, ließ seinen Gebieter vorausfahren und ritt dann in Salopp auf die jüdische Caravane zu, der er befohl, anzuhalten. Jeden, der sich weigerte, brohete er niederzuschleusen. Die ganze Caravane gehorchte dem Einzigen und alle Juden ließen sich ihr Geld abnehmen. Ketrar war so wieder

reich geworden und jagte nun freudig dem Wagen des Bischofs nach, der in dem Kloster Niamz anhielt. Hier aber warfen sich die beraubten Juden zu den Füßen des Metropolitan und der Bandit, der sich verrathen sah, entfloß in den Wald. Von dieser Zeit an wurde er schlimmer und gefährlicher als er jemals gewesen, sammelte eine Schaar Räuber um sich und beging die schändlichsten Grausamkeiten. Endlich wurde er von einer Anzahl aufgebracht Bauern überwältigt und obwohl die Geistlichkeit sich für den Sünder verwendete, so wurde er doch verurtheilt und diesmal wirklich gehangen.

(Ein Staatsmann.) Einen tiefern Einblick als alle Beschreibungen des Landes und Volkes giebt die Lebensgeschichte der Männer, welche die neuen Staaten Amerikas verwalten. Wir haben früher schon viele dieser Staatsmänner und Krieger geschildert und theilen nun auch die treue Lebensgeschichte eines andern mit, der noch immer eine wichtige Rolle in Mexico spielt, die des Gouverneurs Armijos. Manuel Armijos wurde im Schooße einer armen Familie bei Albuquerque, einer kleinen Stadt im Süden von Santa Fé, geboren. Schon in seinen Kinderjahren zeigte er einen schlechten Character; er stahl, was ihm unter die Hände kam. Als er größer geworden, beschäftigte er sich vorzugsweise mit Viehdiebstahl und diese Industrie trug ihm so viel ein, daß er zu einem gewissen Wohlstande gelangte. Ein reicher Landmann, Charez, der jetzt sein vertrautester Freund ist, litt besonders unter den Heldenthaten des jungen Armijos, der sich ein Mal rühmte, eine Anzahl Schafe vierzehn Mal verkauft und gestohlen und wieder verkauft zu haben. Im Jahre 1837, als er durch seine Thätigkeit reich geworden war, wollte ihn die Regierung belohnen und ernannte ihn zum Zolldirector von Santa Fé, da er aber in dieser Stellung auf Kosten des Staates sein Vermögen zu rasch und bedeutend vergrößerte, setzte man ihn wieder ab. Dafür stiftete er im August des genannten Jahres einen Aufstand in Santa Fé an und sein Nachfolger im Amte, Albino Perez, wurde dabei ermordet. Armijos folgte dem Beispiele Santa Annas, er zeigte sich nämlich nicht eher, bis die Gefahr vorüber war. Als der Sieg errungen war, erschien er in Santa Fé, wo die schrecklichste Anarchie herrschte, aber der Pöbel, dem die Herrschaft wohl gefiel, wollte ihm dieselbe nicht abtreten und er mußte auf sein Landgut zurückkehren. Er blieb indeß nicht unthätig. Nach zwei Monaten brach eine andere Revolution in der Stadt aus, die ebenfalls durch Armijos angestiftet worden war. Er rückte in die Stadt, wurde von seinen Anhängern als Gouverneur ausgerufen und regierte seitdem als unumschränkter Herrscher über Neu-Mexico. Die Regierung bestätigte ihn in seiner Würde und ernannte ihn zum Obersten. Jetzt ist er Gouverneur der Provinz, oberster Befehlshaber, Gesetzgeber, Zolldirector, Richter etc., alles in einer Person. Man verabscheut ihn allgemein, aber man fürchtet ihn und wagt nichts gegen ihn zu unternehmen als zu beten, Gott möge ihn zu sich nehmen.

(Heine, Laube und Georges Sand.) In „Georges Sands Frauenbilder, geschildert von Heine. Laube. Mit 24 (prachtvollen) Stahlstichen, Brüssel, Haumann, 1844“ beschreibt der Verf. auch seinen Besuch bei der großen Dichterin, bei welcher ihn Heine einführte. „Es war gegen zwei Uhr Mittags, als wir fragten, ob die Frau Marquise zu Hause sei. Sie war zu Hause, aber noch im Bett. Wir wurden gemeldet, und die Antwort lautete, wir sollten ein wenig warten, sie würde aufstehen und uns annehmen. Sie bewohnt das Haus allein. Das Zimmer, in welches man uns führte, war einfach, reich ausgestattet und das lebensgroße Bildniß eines wunderschönen Knaben mit langem schwarzem Haar, interessant und vortrefflich gemalt wie ein Van Dyl, sah von der Wand herab auf uns mit großen fragenden Augen. Es ist ihr Sohn, derselbe, um dessen Kränklichkeit willen sie einen Sommer auf der Insel Minorca verlebte. — Sie saß inmitten eines kleinen Zimmers neben dem Arbeitstische auf einem niedrigen Sessel und trank den Kaffee, welchen ihr Chopin bereitetete. Sie empfing uns mit heiterer Herzlichkeit. Heine scheint ihr sehr werth zu sein; als er ihr die schöne volle Hand geküßt, strich sie ihm das Haar von der Stirn und schalt ihn äußerst anmuthig; daß er sie lange nicht aufgesucht. Sie war in einen eigenthümlich geschnittenen braunen Morgenrock gehüllt. Der volle runde Kopf war unbedeckt; ihr schwarzes, überaus reiches Haar war griechisch geschaitelt und in einen tief hinabgehenden Knoten geschlungen. Sie ist von Mittelgröße und voll gebaut. Der Kopf selbst ist in seiner Rundung von so weichen Linien, daß er den Matern selten wohl gelingt. — Die in Deutschland verbreiteten Vorstellungen von der Mannweiblichkeit dieser Frau sind ganz geeignet, über Erscheinung und Charakter derselben irre zu leiten. Georges Sand ist im Leben wie in der Schrift viel mehr Weib als manche vorsichtige, der Convenienz selbisch unterworfenen Dame, welche an der sogenannten Unweiblichkeit Georges Sands tiefes Kergerniß zeigt u.“

### Generalcorrespondenz.

Der berühmte florentinische Kupferstecher Testi, der für den ersten Abdruck seines „Leo X. nach Rafael“ zum Mitgliede der französischen Akademie ernannt wurde und den Orden der Ehrenlegion erhielt, kam vor Kurzem nach Paris, um da sein Meisterwerk zu vollenden, und die ersten Drucke besorgen zu lassen, was auch geschah. Ein reicher Kunsthändler in . . hatte lange in Unterhandlung mit dem Künstler über den Ankauf der Probedrucke gestanden und suchte endlich, wie es so gebräuchlich ist, den Werth des Werkes herunterzusetzen, um es weniger theuer bezahlen zu müssen. Diese Herabsetzung verlegte aber den empfindlichen Künstler so sehr, daß er — wahnsinnig wurde und sich das Leben zu nehmen suchte, indem er den Kopf an einen Marmortisch stieß. Jetzt befindet sich der Unglückliche im Irrenhause und — ich möchte nicht der reiche Kunsthändler sein. —

Ein Amerikaner hat in einer Zeitung alle erdenklichen schwierigen Umstände zusammengestellt, in die ein Mann kommen kann, und welchen hält er für den allerschwierigsten? Der schwierigste Umstand, sagte er, ist, wenn ein Mann auf einem Sopha zwischen zwei schönen Mädchen sitzt, von denen die eine schwarze Augen, schwarze Locken und einen blendenden Nacken, die andere sanfte blaue Augen, goldige Locken, rothe Wangen und Lippen hat, die beide lachen und gleichzeitig mit ihm sprechen. —

Der Herzog von Devonshire, ein durch seinen colossalen Reichthum bekannter Mann, hat auf seiner Besitzung Chatsworth einen Springbrunnen anlegen lassen, welcher das Wasser 280 Fuß hoch treibt, also die höchste unter allen Fontainen in Europa bildet, da die höchste, die zu Wilhelmshöhe, nur 190 F. hoch sprang. Das Wasser ist anderthalbe Meile weit geleitet und die Kosten des ganzen Baues betragen fast eine halbe Million Thaler. Da die Fontaine die größte von allen ist, so heißt sie „die Kaiser-Fontaine.“ —

Aus Lissabon meldet ein Reisender, es könne keine schlechtere Bauart in der Welt geben, als die portugiesische. Die Mauern werden auf Geradewohl aufgeführt, man macht auf Geradewohl Fenster hinein und bringt im Innern auf Geradewohl die Zimmer an. Das Erdgeschloß wird fast nie bewohnt; gewöhnlich befindet sich der Pferdestall da. Darüber befindet sich neben einer Menge völlig nutzloser Galerien und Vorzimmer das Empfangszimmer, während die Küche oben unter dem Dache angebracht ist. Die Kamine, wenn es Kamine in dem Hause giebt, befinden sich gewöhnlich zwischen den Fenstern. So sind die größten Paläste eingerichtet. Jede ansehnliche Familie hat in den Kirchen eine eigene Kapelle, in welcher die Familie auf erhaltene Erlaubniß Messe lesen und andere kirchliche Gebräuche verrichten läßt. So verlangt es die Mode. In dieser Kapelle werden denn auch die verstorbenen Familienglieder beerdigt. Wenn Jemand gestorben ist, so empfängt die Familie drei Abende hintereinander die Besuche der Theilnehmenden. Das Zimmer, in welches sie geführt werden, ist nur durch eine einzige Kerze erleuchtet. Alle sitzen still im Kreise und wenn ein Paar Anwesende mit einander sprechen, so geschieht es im leisesten Geflüster. Die Leichenfeierlichkeiten finden in der Kirche statt, welche mit schwarzem Tuche und Silber ausgeschlagen ist, wenn ein Mann gestorben, mit Blau und Silber dagegen, wenn es eine Frau oder ein Mädchen war, und ganz bunt, wenn ein Kind verstarb. —

Die Zeitungen haben viel von zwei englischen Offizieren gesprochen, welche von dem Khan von Bukhara zurück und im Gefängnisse gehalten wurden, und über deren Leben und Tod man nichts Genaueres erfahren konnte, weshalb Dr. Wolf die Reise an Ort und Stelle unternahm, um die Sache zu ermitteln. Ein Russe, Kanikow, hat jetzt die schauerlichen Kerker geschildert, in welchen in Bukhara namentlich die Staatsgefangenen gehalten werden. Sie befinden sich in dem Palaste des Emir und sind besonders wegen des Ungezieters gefürchtet, das sich

darin befindet und das man besonders pflegt zur Pein der armen Gefangenen. In der Abwesenheit der Gefangenen wird nämlich rohes Fleisch in die Kerkergruben geworfen, die ungefähr neun Ellen tief sind, und in welche die Gefangenen am Seile hinuntergelassen werden. Auf gleiche Weise erhalten sie auch ihre Nahrung. Die grabesähnliche Feuchtigkeit, die darin herrscht, soll kaum zu ertragen sein. Zwei Mal des Monats werden die Gefangenen in Ketten aus dem Gefängnisse in das Gemach oder den Hof gebracht, wo der Emir sein Urtheil über diejenigen fällt, welche gerichtet oder in Freiheit gesetzt werden sollen. Denjenigen, welche bei dieser Gelegenheit gar nicht erwähnt werden, schneidet man das Haar ab und bringt sie in ihre kellerartigen Kerker zurück. Wenn diese Gerichtsungen im Winter gehalten werden, haben die armen Gefangenen außerdem von der Kälte zu leiden; alle gehen barfuß, und sie müssen so Stunden lang, oft bei einer Kälte von 15 Grad, im Schnee stehen und auf die Ankunft des gestrengen Gebieters warten. —

Von zwei unserer größten deutschen lebenden Componisten, die beide lange geschwiegen haben, sind im Anfange des Jahres neue Opern zur ersten Aufführung gekommen, von Spohr in Kassel, über deren Erfolg noch nichts verlautet hat, und von Marschner in Dresden. Die des letztern: „Adolph von Nassau“, hat gefallen, in manchen Theilen sehr gefallen, namentlich ein Soldatenchor, im Ganzen aber soll sie weder dem „Templer und Zübin“, noch „Hans Heiling“ gleichkommen. —

Von Heine sollen nächstens „Memoiren“ zu erwarten sein unter dem Titel: „Menschen, mit denen ich lebte.“ Von Georges Sand erscheint ebenfalls ein neuer Roman: „Der Müller von Angicault“. Das neueste Werk der Frau von Paalзов: „Jacob van Reef“, scheint im Publikum nicht den Beifall zu finden, wie die frühern Dichtungen der glücklichen Verfasserin. —

In Rom starb kürzlich ein Mann, der wohl der prozesssüchtigste aller Sterblichen gewesen sein mag, der Fürst Francesco di Massino, der im Augenblicke seines Todes über siebenhundert Prozesse bei den verschiedenen Gerichten der Hauptstadt im Gange hatte. Diese Prozesse hatte er fast sämmtlich selbst eingeleitet und die meisten betrafen unbedeutende Kleinigkeiten. Die meisten führte er durch alle Instanzen selbst. Uebrigens kam ihm dieses Steckenpferd der Prozesse theuer zu stehen, denn er wendete fast sein ganzes großes Vermögen dabei auf. —

Der berühmte französische Seemaler Gudin hält sich diesen Winter in Berlin auf und ist zum Ritter des Ordens pour le merite ernannt worden, dem Lessing — nicht angehört. Wie Gudin unerhört schnell arbeitet — das Gemälde: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern“, das in der letzten Ausstellung in Berlin so großes Aufsehen erregte, hat er in wenigen

Stunden gemalt — so verlangt er auch unerhörte Summen für seine Werke, und er erhält sie, er ist ja kein Deutscher. —

In Paris hat man in diesen Tagen einen allgemeinen Feldzug gegen die Ratten begonnen und in dem Gebäude der königl. Bibliothek in drei Tagen zwölfhundert dieser Feinde erlegt. Die Leichen der Erschlagenen werden vollständig benutzt. Zuerst wird ihnen das Fett sorgfältig abgezogen, da dasselbe, gut zubereitet, vortrefflichen Pelz giebt. Das Fleisch wird in einer besonderen Anstalt in Grenelle gekocht, um das Fett zu erhalten, aus welchem man schön brennende Kerzen macht. Mit dem eigentlichen Fleische füttert man Gänse, Enten, Schweine. Aus den Beinnochen endlich, die so fein sind wie Eisenbein, macht man Zahnstocher etc. Man sieht also, daß gar nichts verloren geht. —

Selbst die größten Prachtbauten unserer Zeit sind nichts im Vergleich mit dem, was die Alten Großes und Prächtiges erschufen. Das zeigt sich wieder recht deutlich bei den Ausgrabungen, welche die französische Regierung an der Stelle vornehmen läßt, wo sonst die Stadt Niniveh stand, die bereits 600 Jahre vor Christus aufhörte zu sein, aber einmal 700,000 Einw. und einen außerordentlichen Umfang gehabt haben soll. Die Mauer, welche sie umschloß, soll 100 F. Höhe und 1500 Thürme gehabt haben. Niebuhr reiste über die Stelle, ohne die Ruinen zu gewahren. Die Mauerreste hielt er für eine Hügelreihe. Durch die jetzt dort veranstalteten Nachgrabungen hat man schon sehr viel Wichtiges und Interessantes zu Tage gebracht, namentlich den alten Königspalast, der an allen Wänden mit Sculpturen und Keilschrift bedeckt ist. Das Material dieser Kunstwerke ist eine Art durchsichtigen Marmors und der Reichtum dieser Bildereien, sowie die Feinheit der Ausführung soll Staunen erregen. Funfzehn gewaltige Säule sind ganz davon überdeckt und geben eine Vorstellung von dem, was diese Paläste einst gewesen sein mögen. —

In Neapel erhält der König von seinen Unterthanen Weihnachtsgeschenke: große Körbe voll junger Erbsen, Bohnen, Artischofen, Broccoli und Blumenkohl, Würste, Trauben, Feigen, Pfirsiche und Ananas, alles zierlich mit Blumen verkleidet. In schönen Porzellanvasen und anderen Gefäßen werden die wohl-schmeckendsten Süßigkeiten aus Palermo, Sulmona und Neapel, die bekannte Pasta reale etc. überreicht. Ein schön gearbeiteter Käfig, mit Geflügel aller Art gefüllt, bildet den Mittelpunkt der Gaben, welche auf den Köpfen gravitatisch einerschreitender Pazzaroni in feierlichem Zuge in die königlichen Gemächer gelangen. —

Overbek in Rom, Schnorr in München, Schadow in Berlin und Ghepard in Weimar sind kürzlich zu Mitgliedern der Akademie der schönen Künste in Paris ernannt worden. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 5.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Modes-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Berlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Schach!

Erzählung von G. von Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Spielsproben folgten jetzt alle Tage bis zur Ankunft des Kaisers, und obwohl die Sache sehr gut und gewandt in einander griff, so erklärte Anastasio doch, daß immer noch neue Proben nöthig wären. Nur auf diese Weise — so überzeugte er sich bald — hatte er Gelegenheit, sich Erminien, die von ihrem Oheim, noch mehr aber von dem Neffen mit Argusaugen bewacht ward, unbemerkt zu nähern und ihr einige Worte zuzusüßeln, die von der jungen Venezianerin sehr freundlich erwiedert wurden. Die jungen Leute befreundeten sich täglich mehr und mehr, und Anastasio erfuhr bald aus Erminiens Munde, daß sie unbemittelt, aber bestimmt sei, den Erben des Oheims, den ihr verhassten Alessandro, zu heirathen, daß die Verbindung spätestens in drei Monaten stattfinden solle, daß sie aber vorziehe, lieber den Tod in den Fluthen des Canale grande zu suchen, als diese Ehe einzugehen. Anastasio, von dem Vertrauen des Mädchens hingegriffen, säumte nicht, ihr zu erklären, welchen Eindruck sie bereits beim ersten Anblick auf sein Herz gemacht, er fragte sie, ob sie ihm Herz und Hand schenken wolle, und er hoffe dann Mittel zu finden, sie selbst gegen den Willen des Oheims zu der Seinigen zu machen. Obwohl Erminia den Worten des jungen Mannes Gehör schenkte, obwohl sie nicht länger ihm

verhehlte, daß sie seine Gesinnungen theile und seine Wünsche auch die ihrigen wären, so sagte sie ihm doch auch zugleich, daß sie nicht die geringste Aussicht hätten, diese in Erfüllung gehen zu sehen. Ihr Oheim, setzte sie hinzu, sei einer der stolzesten Männer Venedigs, und er würde, selbst wenn sein Neffe nicht existirte, nie in diese Heirath willigen. Nur der Umstand, daß sein Geiz seinem Stolze gleich sei, daß seine Vorliebe für das Schachspiel an Leidenschaft gränze, und daß er durch das Spiel mit Anastasio hinter die Geheimnisse desselbe zu kommen hoffe — denn solche sehe er mit Gewißheit voraus — hätten ihn bestimmen können, für sich, wie für Nichte und Neffen eine Rolle bei der Darstellung, zufolge der Wünsche des Prinzen, zu übernehmen. Jedenfalls möge er sich hüten, ihrem Oheim allzusehr zu vertrauen, ja es würde selbst gut sein, wenn er nach Venedig ginge, alle Papiere oder andere Dinge, die er etwa fremden Augen verborgen wissen wolle, in Mailand zurückzulassen, weil ihr Oheim ein mächtiger Beamter der Republik und seine Gewalt überaus groß sei.

Anastasio, ganz hingegriffen von der liebevollen Besorgniß Erminiens, die sich eben so sehr in ihren Blicken wie in ihren Worten ausdrückte, ergriff die Hand des Mädchens und schwur, daß ihn nichts abhalten solle, nach Venedig zu kommen, und Alles daran zu setzen, was dazu dienen könne, seine Hoffnungen zu verwirklichen.

Als Anastasio, hochbeglückt in dem Gedanken, daß Erminia seine Gefinnungen theile, über Pläne nachdachte, die den Besitz der Hand der Geliebten möglich machen könnten, fielen ihm oft die Worte ein, mit denen das Mädchen den Character des Oheims geschildert hatte; aber auch außerdem sagte ihm ein gewisses inneres Gefühl, daß er sich vorsichtig zu benehmen habe, wenn er Gefahren, deren Natur ihm indessen nicht klar war, entgehen wolle. Er fand es deshalb angemessen, die Blätter, auf welchen Neri die verschiedenen Combinationen des Schachspiels verzeichnet hatte, zu vernichten. Er konnte dies um so eher, da er das Ganze jetzt durch Uebung so vollständig inne hatte, um ihrer nicht mehr zu bedürfen. Da ihm außerdem bei den Proben aufgefallen war, daß Signor Bernardino B. jedes Mal dieselben Züge thue, was bei einem so geübten Spieler nur aus dem Grunde geschehen konnte, um das Spiel seines Gegners nur so genauer zu studiren, so beschloß er, auch hierin vorsichtiger zu sein, und besonders bei der eigentlichen Darstellung, Angesichts der hohen Personen seinem Spiel eine Wendung zu geben, die von dem in den Proben verschieden wäre und doch in eine jener Combinationen eingriffe, durch welche der entscheidende Schlag vorbereitet würde. —

Während Anastasio über die erwähnten Gegenstände nachdachte, empfing er eine Botschaft von Seiten des Prinzen, daß der Kaiser angekommen sei und morgen Abend die bekannte Masquerade stattfinden solle. Jetzt ward Alles nochmals aufgeboten, was die Darstellung interessant machen konnte, und wirklich fand am folgenden Tage das Fest auf eine so prachtvolle Art statt, wie man sich zu Mailand keines gleichen erinnern konnte. Alles, was vornehm und mächtig war, war eingeladen. In einem herrlichen Saale, dessen Mitte das bereits erwähnte riesige Schachbret einnahm, hatten bereits seit einer Stunde allerhand characteristische Maskentänze stattgefunden und der hohe Gast sein Wohlgefallen darüber geäußert, als ein Herold eintrat und laut verkündete, daß zwei berühmte Zauberer, der eine aus Aegypten, der andere aus Indien angekommen wären und beschloffen hätten, um die Erlaubniß des Kaisers, der ihnen als ein Kenner und Verehrer des uralten und edeln Schachspiels bekannt sei, zu bitten, ein Spiel, bei dem es sich um Vorzug und Macht des Einen oder des Andern handele, vor seinem Angesicht zur Entscheidung zu bringen. Nachdem der Kaiser seine Einwilligung gegeben, trat der Zug unter

Pauken und Trompeten in den Saal. Voran zogen die Läufer als Arlechine, verschiedene Posen treibend, und an Farbe der Mütze unterschieden. Nach ihnen kamen die Bauern, die eine Hälfte grün und roth, die andere gelb und schwarz. Diesen folgten die Springer als Centauren. Sie hätten die Pferdehälfte aus Pappe künstlich angefügt, zwei stellten Rappen und zwei Schimmel vor. Nun kamen die beiden Königs-paare. Erminia und ihr Better Alessandro waren in die Farben Venedigs, die beiden Gegner in die der Stadt Mailand gekleidet. Die vier Elephanten mit den Thürmen beschloffen den Zug.

So wie Alle den Kaiser begrüßend drei Mal im Saale umhergezogen waren, stellten sie sich auf ihren Plätzen auf; die sechszehn Bauern in den entgegengesetzten Vorderreihen der Felder, in den hinter diesen befindlichen aber die Thürme, die Springer, die Läufer, die Könige und Königinnen. Kaum war Alles auf seinem Platz als zu zwei entgegengesetzten Thüren zwei Zauberer in phantastischem Kostüm auf hohen, thronähnlichen Wagen, der eine von Drachen, der andere von Krokodilen gezogen, hereingefahren kamen, und nachdem sie mit ihren Zauberstäben im Vorbeifahren den Kaiser begrüßt, hinter ihren lebendigen Spielfiguren still hielten.

Eine Trompetenfanfare bezeichnete den Anfang des Spiels, und auch dessen einzelne Züge, welche durch Berührung der Figuren mit dem Zauberstabe bewirkt wurden, machten Trompetenstöße bemerklich. Anastasio überzeugte sich bald, daß Signor Bernardino ein weit geübterer Schachspieler sei als er geglaubt, so wie, daß derselbe seine Züge, wie er solche aus den Proben kennen gelernt, gründlich studirt habe, und er freute sich, daß er sich auf eine andere Combination, als die früher angewendete vorbereitet hatte. Hätte er aber auch nicht diese Bemerkungen gemacht, so würde ihn die verdrießliche Miene des Gegners, welcher gehofft hatte, Anastasio Angesichts des Kaisers den erungenen Lorbeer vom Haupte zu reißen, dennoch darauf gebracht haben. Das Spiel schwankte lange hin und her. Mechanisch schritten die Bauern, mit Springen die Läufer und Centauren, bei Berührung mit dem langen Zauberstabe auf ihre Plätze, schon waren durch einen leichten Schlag auf das Haupt mehrere der Ersten von beiden Seiten als geschlagen außer Kampf gesetzt worden, immer ertönten die Trompeten von Neuem, immer wollte das Spiel sich nicht enden. Bernardino spielte mit einer Vorsicht, welche die Be-

rechnungen Anastasios fortwährend durchkreuzte. Der Kampf war indeß immer hitziger, die Hauptfiguren von beiden Seiten bereits in Zug gebracht worden, als Anastasio, dessen Aufmerksamkeit sein Gegner durch ein äußerst vorsichtiges Spiel fortwährend zu fesseln suchte, bemerkte, daß sein König, der durch Alessandro dargestellt ward, unvermerkt seinen Platz zu verlassen und ein Nebensfeld einzunehmen suchte. Gelang dies, so trat Verwirrung, ja selbst Gefahr ein, und es bedurfte nur eines gewissen Zuges, um Bernardino die Partie gewonnen zu geben. Offenbar war Alessandro mit dem Dheim im Einverständnis. Anastasio darüber so erschrocken als aufgebracht, erhob sich hastig von seinem Sitz, schwenkte den Zauberstab drei Mal über seinem Haupt und deutete mit drohender Geberde auf den Platz, den Alessandro nicht zu verlassen habe. Ein Beifallsmurmeln erscholl rings umher. Die Meisten sahen dies als einen verabredeten zum Spiel gehörigen Vorgang an, nur Alessandro warf wüthende Blicke auf Anastasio. Wie es schien hatte Signor Bernardino große Hoffnung auf diese List gesetzt, denn er spielte weniger besonnen als früher. Bald gerieth er in in das Netz einer von Anastasio berechneten Combination, und so sehr er sich auch wehrte, bezeichneten Pausenwirbel mehrmals den Moment, wo Anastasio mittelst Berührung der Kronen dem König oder der Königin des Gegners Schach geboten hatte. Ein schmetternder Tusch zeigte endlich den Sieg unsers Bekannten über Bernardino an. So wie der letzte Ton verklungen war, verließ Anastasio auf den Ruf des Herolds seinen Sitz, er ließ sich zu den Füßen des Kaisers auf die Knie nieder und empfing von diesem ein goldenes, nach damaliger Sitte am Hute zu tragendes Kleinod, welches ein kleines, aus werthvollen Steinen zusammengesetztes Schachbret darstellte. Hierauf entfernte sich der Zug in der Ordnung, in welcher er in den Saal getreten war.

Daß der Ruf Anastasios sich durch den unter den Augen des Kaisers errungenen Sieg nur noch vergrößerte, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. Die vornehmsten Personen Mailands behandelten ihn mit einer Zuvorkommenheit, als ob er ihres Gleichen wäre, in den Kreisen der Damen ward nur von dem lebenswürdigen Schachkünstler gesprochen, und eine Menge Anekdoten, wahre, halb wahre und ganz erfundene, von letztern eine immer abenteuerlicher als die andere, aber alle das Interesse an seiner Person erhöhend, erzählt. Während aber die reizendsten Frauen Mailands dar-

nach strebten, einen Blick, ein Wort von ihm zu erhaschen, während ein Blatt Papier, das er zufällig in der Hand gehalten, ein Stück Zuckerwerk, das er auf seinem Teller liegen lassen, ein Gegenstand des Neides war, dachte er bloß an Erminien. Er besuchte täglich deren Dheim und fand bei diesem die freundliche Aufnahme wie früher, selbst Alessandro schien das Interesse, das er an Erminien nahm, nicht zu bemerken oder doch nicht übel deuten zu wollen, aber niemals wollte es sich schicken, daß er mit der Leßtern unter vier Augen sprechen konnte. Endlich theilte ihm Signor Bernardino mit, daß er nebst Nichte und Neffen den folgenden Tag nach Venedig abreisen würde, und lud ihn ein, baldigst nachzufolgen. Mit tausend Freuden sagte er dies zu, und dies um so mehr, als er bemerkte, daß Erminia die Einladung mit den freundlichsten Blicken begleitete. Als der junge Mann von der Familie Abschied nahm, flossen Onkel und Neffe von Freundschaftsversicherungen über, Erminia schien tief bewegt aber schwieg, doch wollte ihm bedünken, als ob sie ihm, wie er sich auf ihre Hand niederbeugte, um diese an die Lippen zu drücken, das Wort: „Vorsicht!“ zugeflüstert hätte. —

In seinem Zimmer angekommen, dachte Anastasio lange darüber nach, wovor Erminia ihn eigentlich habe warnen wollen. Damals wurde Venedig wie eine Art Löwenhöhle betrachtet, und Jeder, der den Sitz der Republik betrat, trachtete darnach, sein Betragen während seines Aufenthalts so einzurichten, daß es in politischer Hinsicht durchaus keinen Anlaß zu Verdächtigungen geben könne. Dies war indeß auch die einzige Rücksicht, die zu nehmen war. Bekümmerte man sich nicht um Politik, sprach man von der Republik und deren Regierung kein Wort — denn Gutes war wie Böses zu Verdächtigungen geeignet — so konnte man so ziemlich anfangen was man wollte, ohne belästigt zu werden; ja man konnte sagen, daß Glücksjäger und Charletane aller Art nirgends so häufig waren, als auf dem Gebiete Venedigs. Mit diesen Umständen war Anastasio wenig oder gar nicht bekannt, aber das Wort Erminiens und ein gewisses dunkles Vorgefühl von Gefahr veranlaßten ihn, Vorsichtsmaßregeln zu nehmen. Diese waren ziemlich einfacher Art. Da er seine Papiere bereits vernichtet hatte, so war Hinsichts dieser kein Verlust — denn an einen solchen dachte er nur — zu befürchten, indeß sein Gold, das zu einer bedeutenden Summe angewachsen war, machte ihm Sorge. Er traf daher ein Auskunftsmittel,

kaufte für den größten Theil desselben Edelsteine, die er in einem um den Leib zu schnallenden Gürtel verbarg, legte sich neben dem großen Stoßdegen, den er nach Sitte damaliger Zeit an der Hüfte trug, einen leicht zu verbergenden Dolch zu, und glaubte sich nun auf alle Weise bewahrt zu haben.

So wie Erminia mit dem Dheim und Better Mailand verlassen hatten, gab es auch für Anastasio keine Ruhe mehr in dessen Mauern. Weder die Gnade des Fürsten, noch die Blicke der Damen und der Glanz des Goldes vermochten ihn mehr zu halten; schon acht Tage nach Abreise Jener eilte er über Verona und Padua der Meerstadt zu, nach welcher er sich mit den Banden der Liebe und Sehnsucht gezogen fühlte. —

Raum war Anastasio in Venedig angekommen, als er zu Signor Bernardino eilte. Dieser bewohnte einen ihm gehörigen schönen Palast an dem Canale grande. Die Ankerpfähle vor dem Eingange des Hauses trugen das mit dem „cornu ducale“ gekrönte Wapen der Familie B., zum Zeichen, daß ein früherer Doge derselben angehört habe. Die Erkundigungen, welche Anastasio über Signor Bernardino und dessen Neffen angestellt, waren eben nicht von einem Erfolge gekrönt worden, der ihm Aussichten auf die Hand Erminiens eröffnen konnte. Der Dheim war ihm als stolz, reich und listig, der Neffe als tückisch und von schlechtem Rufe geschildert worden. Obwohl er ziemlich niedergeschlagen in den Palast trat, so ward er dennoch durch den Empfang wieder aufgerichtet. Signor Bernardino B. nahm ihn nicht nur so freundlich wie in Mailand auf, sondern er bewies ihm die Vertraulichkeit eines alten Bekannten, und wiederholte ihm mehrmals, daß ein öfterer, ja täglicher Besuch Anastasios stets willkommen sein würde. Alessandro war kalt höflich; er schien den Vorfall am Maskenabend gänzlich vergessen zu haben. Was Anastasio aber die meiste Freude gewährte, war der Umstand, daß er Gelegenheit fand, Erminien mehrere Minuten allein zu sprechen. Wie glücklich machte es ihn, aus ihrem Munde zu hören, daß ihre Empfindungen für ihn die nämlichen wären, die sie ihm zuerst zu Mailand gestanden! In aller Hast sagte ihr Anastasio, daß er die erste gute Gelegenheit ergreifen würde, um den Dheim wegen einer Verbindung zu sondiren, die das Glück seines Lebens ausmache. Diesem Vorsatze widersprach indeß Erminia auf's Eifrigste. Sie bat ihn, dies ihr allein zu überlassen. Sie wolle, sagte sie, dem Dheim erklären, daß sie Alessandro nicht lieben

könne und niemals seine Gattin werden würde. Späterhin wolle sie dann von ihrer Neigung für Anastasio sprechen und den Dheim glauben lassen, daß dies ohne Vorwissen des Geliebten geschähe. Nur so und indem Anastasio dabei ganz außer Spiel bliebe, könne jeder Gefahr, wie sie den Dheim und Alessandro kenne, am Besten vorgebeugt werden. Obwohl Anastasio Manches dagegen einzuwenden hatte, so mußte er am Ende doch zugeben, daß Erminiens Meinung klug und wohlberechnet sei, und er versprach ihr, sich ganz in ihren Willen zu fügen.

Die Anerkennung, die der junge Mann Hinsichts der Kunst des Schachspiels fand, glich ganz der, die er in Rom und Mailand gefunden hatte. Die jungen Signori drängten sich an ihn, und wenn er die Riva dei Schiavoni hinunterging, so waren dunkle Lockenköpfe an allen Fenstern zu erblicken und schöne Damenaugen sahen ihm nach, so weit die schlanke Gestalt des jungen hübschen Mannes nur noch zu erblicken war. Obwohl Anastasio in Venedig nicht wie in Rom öffentliche Darstellungen seines Spiels ankündigen ließ, so war ihm doch ein solcher Ruf vorhergegangen, daß er eine sehr große Menge Einladungen zu Wettkämpfen im Schach erhielt. Die Siege, die er errang, trugen ihm bedeutende Summen ein, doch nahm er sich sehr in Acht, niemals ein Spiel, das über zehn Zechinen war, einzugehen, da ihm nicht unbekannt war, daß alle höhern Spiele zu Venedig gesetzlich untersagt und mit Strafe belegt waren. Dies Verfahren, so wie die Wohlthätigkeit, die er gegen Arme ausübte, erhoben ihn in den Augen der edelsten Venezianer nur um so mehr, und er wurde sehr oft in die Paläste der Senatoren Grimani, Manfrini, Venieri und Pisani eingeladen, um mit den hohen Herren eine Partie Schach zu spielen. Anastasio fühlte sich dadurch zwar überaus geehrt, aber noch bei weitem mehr erfreute es ihn, daß Signor Bernardino B. ihn mehr wie einen lieben Hausfreund, wie als hochgeachteten Künstler behandelte. Täglich war er im Palaste B.'s und eine Menge Partien wurden zwischen ihm und dem Besitzer, selbst mit Alessandro und Erminia, doch stets nur um eine Kleinigkeit oder gänzlich umsonst gespielt, da Anastasio, als Alessandro einst einen höhern Preis einsetzen wollte, diesem in Gegenwart des Hausherrn erklärte, daß er dies unter Freunden nicht zugeben würde, da er gewiß sei, jederzeit zu gewinnen.

Mit Erminia hatte er sich nur selten unter vier Augen unterhalten können. Wie es schien, ließ Alex-

fandro sie keinen Moment unbeachtet. Endlich fand das Mädchen einst so viel Zeit, Anastasio zuzulüftern, daß des folgenden Tages sie mit dem Dheim sprechen und ihm offen erklären werde, daß sie ihrem Vetter niemals die Hand zur Verbindung reichen könne.

Anastasio konnte kaum den Moment erwarten, wo er aus Erminiens Munde vernehmen würde, was sie bei dem Dheim ausgerichtet hätte. Jede Minute des folgenden Tages ward ihm zur Stunde, da er nicht eher als gegen Abend den Palast B. besuchen konnte, wenn er dort nicht Aufsehen erregen wollte, indem Signor Bernardino wie sein Nefse gewohnt waren, Anastasio nur zu dieser Zeit zu erwarten. Mit Sonnenuntergang schritt Anastasio rasch die Riva dei Schiavoni nach der Seite der Piazzetta hinauf. Er hatte sich lange im Gespräche mit einem Schiffer aus Sicilien aufgehalten, der am frühen Morgen des folgenden Tages in die Heimath zurücksegeln wollte, und bei dem er sich, ohne sich ihm näher zu erkennen zu geben, über Dies und Jenes, was in Syracus vorgegangen, erkundigt hatte. Eben drängte er sich durch die dichte Menschenmasse, um in eine Gondel zu steigen, die ihn von der Piazzetta nach dem Palazzo B. bringen sollte, als ein altes Weib ihm plötzlich ins Ohr flüsterte: „Rettet Euch, Signor! Ihr seid in Gefahr!“ Anastasio wendete sich rasch nach der Alten um, aber sie war bereits im Gedränge der Gondoliere, die ihm von allen Seiten ihre Fahrzeuge anboten, verschwunden. Da, wie Anastasio wußte, diese Leute fast alle Spione der Regierung waren, so mußte er auf den Gedanken, die Alte noch ein Mal habhaft zu werden, um sie ausführlicher zu befragen, verzichten. Während er in der Gondel saß und diese aus dem Guidecca-Kanal in den „Canale grande“ einbog, dachte er über die empfangene Warnung nach, bald aber beschloß er, sie sich aus dem Sinne zu schlagen, da sie gewiß weiter nichts als ein schlechter Scherz einiger jungen Leute, mit denen er umging, sein mochte, und er sich überdies nicht des geringsten Vergehens bewußt war. So kam er in dem Palazzo B. endlich an.

Wie er sich nach dem Hausherrn erkundigte, sagte man ihm, daß dieser befohlen habe, den Künstler, wenn er käme, nach seinem Kabinette zu führen, indem Signor Bernardino unwohl sei, ihn aber dennoch empfangen wolle. Anastasio wußte nicht, ob er sich dies zum Vortheil oder Nachtheil zu deuten habe, doch glaubte er annehmen zu können, daß Erminia sich dem Dheim

entdeckt habe und dieser vielleicht deshalb unter vier Augen mit ihm sprechen wolle.

Anastasio fand das Benehmen des Hausherrn nicht im Geringsten verändert. Nichts deutete an, daß Erminia über ihre Neigung mit dem Dheim gesprochen habe. Letzterer ersuchte den jungen Mann nicht wie sonst, eine Partie Schach mit ihm zu spielen, sondern unterhielt sich nur über verschiedene Vorfälle des Tages. Da Erminia nicht zu erblicken war, so wollte Anastasio sich eben nach ihrem Befinden erkundigen, als der Hausherr plötzlich aufstand, einen Schrank öffnete und einige Papiere herbeiholte.

„Beinahe,“ sagte er lächelnd, „hätte ich vergessen, Euch zu sagen, weshalb ich Euch, trotz meiner Unpäßlichkeit, ersuchen mußte, Euch in mein Kabinett zu bemühen. — Wie Ihr wissen werdet,“ fuhr er im gleichgiltigsten Tone fort, „bin ich Senator, aber was Euch vielleicht unbekannt sein dürfte, ich bin auch Mitglied des Rathes der Zehner und einer der drei Staatsinquisitoren.“

Unwillkürlich und wie von einem Blitzstrahl getroffen fuhr Anastasio bei der Erwähnung jenes furchtbaren Gerichts zusammen, von dem er bereits vom Doctor Neri, wie in Neapel und Rom, so viel entsetzliche Dinge gehört hatte. Bernardino that, als bemerke er nicht, welche Bewegung in dem Geiste des Jünglings stattfand.

„Wie Ihr vielleicht wissen werdet,“ sagte er, sich nachlässig in seinem Sessel zurücklehnd, „befinden sich im Dogenpalast — gleich zur Linken, wenn Ihr die sogenannte Riesentreppe heraufkommt, in der Wand des Korridors — metallene Löwenköpfe mit aufgesperrten Rachen. Die hohe Weisheit der Republik hat solche bereits vor alten Zeiten dort anbringen lassen, damit Jeder, der eine Beschwerde hat, oder Etwas anzeigen und doch nicht gern seinen Namen nennen will, sein Papier dort hineinstecken kann, worauf dann das Nöthige von Seiten der Staatsinquisitoren verfügt wird. — Nun seht, mein junger Freund, diese Denunziation gegen Euch ist heute früh dort vorgefunden worden.“

Mit den letzten Worten reichte der Hausherr dem Jünglinge ein Papier hin.

Anastasio war furchtbar erschrocken. Die Worte: „Rath der Zehner“, „Löwenrachen“, „Denunziation“, verbunden mit allerlei Erinnerungen an frühere Erzählungen, raubten ihm fast die Besinnung. Es stimmerte ihm vor den Augen, doch besann er sich, daß

es gelte, einen Anschein von Ruhe zu bewahren, und er sah auf das Blatt. Dieses schilderte ihn als einen gefährlichen Menschen, der unter angenommenem Namen sich in das Vertrauen der jungen Nobiles einschleiche und durch betrügerisches Spiel ihnen das Geld im Schachspiel abnehme.

„Wie Ihr sehen werdet, mein junger Freund,“ sagte Bernardino, als Anastasio ihm das Blatt zurückgab, „ist die Anklage eben nicht von Bedeutung, und sichtlich von einem Manne, der ein Paar Zehnen an Euch verloren hat und sich nun dafür rächen will; bei alledem muß sie beantwortet werden. Dies wird Euch natürlich etwas Leichtes sein, Ihr dürft Euch nur darüber gegen mich — was Euch wohl lieber sein wird, als vor dem Rathe der Zehner, denn da giebt es bald diese bald jene Bedenklichkeit — ausweisen und die Sache ist abgethan.“

„O, wie danke ich Euch, theurer Herr und Freund!“ rief Anastasio, die Hand Bernardino's fassend.

„Nicht die Rede werth!“ unterbrach ihn dieser. „Ich würde wohl mehr für Euch thun, aber — bei uns Geschäftsleuten ist es einmal nicht anders — die Form muß beobachtet werden.“

„Natürlich!“ rief Anastasio wohlgenuth. „Was muß ich also thun?“

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Diplomatische Unterhandlungen über die Toilette.) Zur Zeit als das Directorium in Frankreich die Gewalt in den Händen hatte, befand sich Singuené als Gesandter am Hofe von Turin und als ächter Republikaner verlangte er, daß seine Frau in ihrem gewöhnlichen Anzuge, also ohne Hoftracht, selbst bei den größten Hoffesten zugelassen werde. Diese Forderung erschien dem Hofe höchst seltsam und da der Gesandte nicht davon abging, so kam es zu Streitigkeiten, Unterhandlungen und Notenwechsel. Die Toilettenfrage verwickelte sich mehr und mehr und es drohete zum Kriege zu kommen. Indes die fortwährenden Siege der französischen Waffen gaben den Ansprüchen des Gesandten mehr und mehr Gewicht. Er trat immer entschiedener auf, verlangte, daß die Sache ohne Zögern entschieden werde, und der König sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, in die Forderungen des Republikaners zu willigen oder mit Frankreich zu brechen. Seine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein; er gestand zu, daß die Frau des Gesandten in jedem beliebigen Anzuge am Hofe erscheinen dürfe. Singuené sandte sofort einen außerordentlichen Courier ab, der

Nachts um zwei Uhr in Paris im Palast Luxembourg ankam. Der Secretair Lagarde wurde sogleich geweckt, um die wichtige Depesche in Empfang zu nehmen, und er machte den fünf Directoren sofort die Anzeige, daß höchst wichtige Nachrichten angekommen wären. Jeder der fünf entriß sich dem Schlafe und eilte in den Rathssaal. Die Depesche wurde erbrochen und die ersten Zeilen verkündigten einen großen Sieg. Dieser Sieg war — die Lösung der Toilettenfrage am Turiner Hofe. Die Directoren hielten indes die Sache wahrscheinlich für nicht so wichtig, als sie der Gesandte genommen hatte, denn sie beriefen Singuené zurück, gleichzeitig erklärten sie aber auch, um ähnlichen Streitigkeiten zu entgehen, daß Piemont aufgehört habe, selbstständig zu sein, und Frankreich einverleibt werde. Zu einer so wichtigen Staatsangelegenheit kann die Toilette der Damen werden!

(Eine grauenvolle Geschichte.) Ein Reisender, der im vorigen Sommer Sicilien besucht und seine Reise ansprechend beschrieben hat, erzählt unter anderm auch folgende entsetzliche Geschichte. In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wurden in Palermo der Augustiner-Mönch Romuald und die Benedictiner-Nonne Gertrude angeklagt, der erstere der Eiheit und die letztere der Eitelkeit. Funfzehn Jahre lang schmachteten die Unglücklichen im Kerker und wurden täglich verhört. Da sie aber nicht wußten, was sie antworten sollten, so schwiegen sie. Um sie zum Reden zu bringen, wandte man die Tortur an, man ließ sie hungern und dursten, sie wurden gezeißelt u., aber sie antworteten eben so wenig als vorher. Dafür wurden beide wahnsinnig und nun fanden sie die Sprache wieder. Sie überhäuften ihre Richter im Wahnsinne mit Schmähungen und in ihre Reden mischten sich so viele Kezereien, daß die Inquisition sie zum Tode verurtheilte. Der König Karl VI., der bei dieser Gelegenheit einen glänzenden Beweis von seiner Frömmigkeit geben wollte, befahl, daß bei der Hinrichtung der beiden Verbrecher aller nur mögliche Pomp angewendet werde. Die Hinrichtung sollte am 6. April 1724 erfolgen. Der Platz war zu einem großen Amphitheater umgeschaffen; für die Inquisitoren sah man eine Loge, die prächtig mit rothem Sammet und Goldfransen geschmückt war, ferner Tribünen für den Vicekönig, den Bischof, den Adel und die Beamten der Stadt. Für die Frauen waren Zelte aufgeschlagen und das ganze Volk von Palermo und der Umgegend hatte sich eingefunden. Unter einem glänzenden Aufzuge erschien ein von zwei schwarzen Stieren gezogener Karren, auf dem die Schwester Gertrude lag. Am Fuße des Schaffots hielt der Karren an und man befahl der Unglücklichen aufzustehen. Sie gehorchte. Sie war noch schön, trotz ihren langen Leiden, das Haar hing aufgelöst um ihre Schultern; ihre Füße und Arme waren entblößt. Sie trug ein schwefelgelbes Gewand und stierte die Menge wahnsinnig an. Nachdem ihr Todesurtheil verlesen war, traten die Henker zu der Unglücklichen, die, sobald sie sich von den Män-

nern berührt fühlte, einen so entsetzlichen Schrei ausstieß, daß alle Anwesenden auf dem großen Plage schauderten. Dann legte sie die Hände auf die Stirn. Auf dem Schaffot kehrte ihr Verstand zurück. Sie blickte sich um, als erwache sie aus einem schweren Traume, und als sie den Scheiterhaufen bemerkte, sank sie auf ihre Knie, streckte dem Volke die Arme entgegen und rief mit herzzerreißender Stimme: „Gnade! Gnade!“ Die Henker trugen sie auf den Scheiterhaufen und banden sie an den Pfahl und legten ihr eine Binde über die Augen. Man strich mit flüssigem Pech über das lange Haar der Unglücklichen, dann zündete einer der Henker den Holzstoß und das Haar der Verurtheilten an, so daß sie bald von Flammen umleckt wurde. Der Anblick war ein grauenvoller, aber das Volk — klatschte in die Hände; endlich brach das Schaffot zusammen, es wirbelte eine große Rauchwolke auf und alles war vorüber. — Erst als auch die letzten Flammen erloschen waren, wurde der Mönch Romuald herbei und auf den bereit stehenden zweiten Scheiterhaufen geführt, wo er den Flammentod geduldig ertrug.

(Ehrgefühl unter Lumpen.) In Spanien giebt es eine Art Taugenichtse, die bloß mit einem schmutzigen Spiele Karten von einer Stadt, von einem Jahrmarkte zum andern wandern und ihre Karten an die, welche spielen wollen, vermietthen oder sie ihnen vielmehr aufdringen. Sie heißen Barateros und sind so neidisch auf einander, daß sie oft durch ein Messerduell entscheiden, wer einer Gesellschaft sein Spiel Karten vermietthen soll. — Die Zweikämpfe mit Messern sind in Spanien seit langer Zeit und heute noch unter dem gemeinen Volke an der Tagesordnung. Ein spanischer Officier erzählt: Ein Messerduellant traf eines Tages seinen Todfeind, der am Stamme eines Baumes lag und schlief. Er wedte ihn höflich und bot ihm einen Zweikampf an, den der Andere auch sofort annahm, da er so vieler Höflichkeit unmöglich widerstehen konnte. Nachdem der Zweikampf beendet war, in welchem Beide Wunden davon getragen hatten, stand der mindest gefährlich Verwundete dem Andern bei, in die nächste Hauptwache zu gelangen, und führte ihn dabei mit einer zärtlichen Aufmerksamkeit, wie es nur der beste Freund hätte thun können. Der Eine wurde in das Spital, der Andere in das Gefängniß gebracht, denn sehr strenge Geseze verboten den Zweikampf mit Messern, den gefährlichsten aller Zweikämpfe. Der Eine starb im Hospital, der Andere wurde gehangen. Er wußte recht wohl, daß ihn dieses Schicksal erwartete, aber er hatte sich lieber ausliefern, als seinen Gegner im Walde verlassen und dort hilflos sterben lassen wollen. Das wäre eine unvergiltbare Schande für ihn gewesen; es hätte ihn für sein ganzes Leben in den Augen aller Barateros und aller Majas (Grisetten), selbst in den Augen aller entlassenen oder entlaufenen Sträflinge entehrt, mehr als das glühende brandmarkende Eisen des Henkers.

(Die Samacueca.) Die tanzlustige Welt und die Balletfreunde verlangen immer neue Tänze; wir empfehlen ihrer Auf-

merksamkeit also die Samacueca, den Nationaltanz der Chilisen, den man in Valparaiso fast täglich tanzen sehen kann. Er wird dort meist in dem Chingano, einer Art Amphitheater, ausgeführt, das dabei jedes Mal zum Erdrücken gefüllt ist. Man tanzt ihn auf einer Art Bühne zu einer eigenthümlichen, halb spanischen, halb indianischen Musik; zwei Mädchen spielen auf der Harfe, eine dritte schlägt den Tact auf dem Tamburin und alle drei singen dazu ein spanisches Liebeslied. Den Tanz selbst führt ein junger Mann und ein Mädchen auf; der erste erscheint in einem scharlachrothen Jacketten, das mit Goldtressen bedeckt ist, in weißen Beinkleidern, einer rothen Schärpe und einer kleinen rothen Mütze; das Mädchen dagegen in einem recht bunten, recht kurzen und steif gestärkten Muslinkleide, einem kostbaren Shawl und den unumgänglich nothwendigen seidenen Strümpfen, ohne welche keine Frau und kein Mädchen in Chili existiren kann, da selbst die Waschweiber dort bei ihrer Arbeit seidene Strümpfe tragen. Auf dem Kopfe trägt die Tänzerin nichts; das Haar hängt in zwei langen Zöpfen über jede Achsel auf die Brust. Der Tanz hat einige Aehnlichkeit mit dem Fandango. Das Paar stellt sich einander gegenüber und beginnt mit dem Taschentuchspiele, mit dem beide einander winken, indem sie sich einander bald nähern, bald von einander sich entfernen, dann blitzschnell nach der Seite hinschnellen und einander unter den Armen hinschlüpfen, ohne sich zu berühren. Die Bewegungen sind höchst grazios und die Geberden auch für den ganz Uneingeweihten verständlich, wenn auch nicht gerade sehr züchtig.

### Generalcorrespondenz.

In Paris hat sich mehr als an einem andern Orte ein Industriezweig, den man sonst nur als Liebhaberei betrieb, zu einem förmlichen Handelszweige ausgebildet, der Autographenhandel. Es werden regelmäßig große Versteigerungen von Autographen gehalten, und es giebt Leute, die sich geradezu den Titel: „Autographenhändler“ beilegen. In den Ministerien namentlich haben die Obern große Wachsamkeit nöthig, um das Stehlen älterer Papiere zu verhüten, welche von gewissenlosen Unterbeamten an die Autographenhändler verkauft werden. —

Carte, der bekannte Thierbändiger, der in den Theatern mit seinen Löwen, Tigern ic. Stücke spielt, welche für ihn besonders geschrieben wurden, und der jetzt in Paris seine Vorstellungen giebt, wird von einem englischen Sonderlinge begleitet, der mit ihm vor Jahren schon gewettet hat, er würde doch einmal von einer seiner Bestien zerrissen werden. Der reiche Lord hat seitdem kein anderes Geschäft und keinen anderen Lebenszweck, als den Thierbändiger auf allen seinen Reisen zu begleiten und allen Vorstellungen beizuwohnen. —

Ein Anatom, der sich lange mit Untersuchungen über die Lunge des Menschen beschäftigt, hat endlich eine merkwürdige Berechnung zu Stande gebracht. Die Lunge besteht bekanntlich aus kleinen Zellen, in welchen sich die eingeathmete Luft ver-

breitet und die sämmtlich mit einander durch Oeffnungen in Verbindung stehen. Eine Lunge hat nun, nach jenen Berechnungen, nicht weniger als fünfhundertunddreiundachtzig Millionen solcher Zellen, und die Hautfläche, welche sie demnach der eingeathmeten Luft darbieten, ist dreiunddreißig Mal größer als die Hautfläche des ganzen äußern Körpers des Menschen. —

Das deutsche Publikum liest jetzt vorzugsweise gern die Schriften dreier schwedischer Damen, der Bremer, Flygare und Knorring. — Ed. Boas in seinem neuen Werke: „In Scandinavien“, schildert diese drei Damen und sagt: Friederike Bremer sei 1802 geboren, habe nach dem Tode ihres Vaters, eines reichen Kaufmanns und Bergwerkbefizers, in Schonen, dann in Norwegen gelebt und wohne jetzt mit Mutter und Schwester abwechselnd in Norrlands Gatan zu Stockholm und auf ihrem Landsitze Arsta. „Daß eine vierzigjährige Jungfrau nicht mehr in der ersten Jugendblüte stehen kann, werden Sie einleuchtend finden, und sie ist denn auch nichts weniger als schön. Ihr mageres Runzelgesicht wird aber durch einen sehr gutmüthigen Zug und die dürre Figur durch einfache, saubere Kleidung gehoben. Sie weiß es, daß sie unschön ist, darum hat sie sich auch stets geweigert, sich zeichnen zu lassen.“ Die Penelope für 1845 bringt gleichwohl ein ächtes Portrait von der Dichterin, das jener Schilderung durchaus nicht entspricht. Entweder diese ist nicht richtig, oder das Portrait ist sehr ins Schöne gemalt. — Emilie Flygare ist etwa dreißig Jahre alt und die Tochter eines Landpredigers. „Früher an einen Offizier verheirathet, ging sie nach dessen Tode mehrere Verhältnisse ein und ließ dieselben dann wieder zurückgehen, wodurch sie ihrem Rufe schadete; endlich reichte sie Carlén, einem Dichter, der einige Jahre jünger ist als sie, die Hand. Sie lebt in Stockholm und ist eine eben so gute Hausfrau als Schriftstellerin, ja sie scheut sich nicht, die Küche selbst zu besorgen. Ueberhaupt gereicht ihr eine große Bescheidenheit zum Lobe, wie die Hochachtung, mit welcher sie von ihren Nebenbuhlerinnen spricht. Sie besitzt eine kleine bewegliche Figur. Still sitzen ist ihre Sache nicht. Ihr feines Gesicht erscheint mehr anmüthig als schön und erhält durch die dunklen muntern Augen ein geistiges Feuer.“ — Die Baroness Knorring lebt, mit einem Militair verheirathet, fern von Stockholm, ist zwischen dreißig und vierzig Jahre alt, nervenschwach und kränklich, „sehr nobel“, und deshalb vollkommen geeignet, „das Aristokratienleben mit all seiner zierlichen Nichtigkeit und seinem geistlosen Prunke“ zu schildern. —

Es giebt wirklich ein Schloß, wo im Speisesaale die Tafel völlig gedeckt erscheint wie in einem Feenmärchen, in „La Favorita“, einem königlichen Lustschlosse bei Palermo nämlich, das von außen nichts Besonderes verräth, aber im Innern mit raffiniertem Comfort eingerichtet ist. Die Zimmer sind sämmtlich gewölbt und mit Marmor bekleidet, so daß selbst bei der größten Sommerhize hier eine angenehme Kühle zu finden ist. Der

Großvater des jetzigen Königs von Neapel, der das Schloß bauen ließ, wollte so wenig als möglich mit der Dienerschaft in Berührung kommen, und in dieser Absicht ist Alles wirklich so eingerichtet, daß man Monate lang in der Favorita leben kann, ohne einen dienenden Geist zu sehen, gleichwohl aber, wie durch Zauberei, trefflich bedient zu werden. Auch die Tafel wird durch eine sinnreiche Vorrichtung gedeckt in den Speisesaal gehoben. — Eine andere Merkwürdigkeit in der Nähe ist das große Benedictinerkloster San Marino, ein prachtvoller Palaß, in dessen Innern der größte Luxus herrscht. Die Treppen, die Vorhallen, die Corridors sind kunstvoll mit verschiedenfarbigem Marmor belegt. Namentlich gegen die Wärme hat man alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewendet. Alle Mönche in diesem Klosterpalaße sind von Adel und reich; sie haben in dem Kloster Museen, schöne Wohnungen, Bediente und vortreffliche Köche; ihr Eiskeller ist der schönste auf ganz Sicilien. —

Können sich die Leser einen schwarzen Geistlichen in vollständigem katholischem Priestergewande vorstellen? In Rio Janeiro giebt es mehrere schwarze Geistliche, Neger, die sehr beliebt sind, ob es sich gleich nicht läugnen läßt, daß es auf den, welcher an den Anblick nicht gewöhnt ist, einen seltsamen Eindruck macht, einen Neger im Priestergewande Messe lesen u. zu sehen. — Sehr gut dagegen sollen sich die Neger als Offiziere ausnehmen, namentlich wenn sie eine recht hellfarbige Uniform, eine rothe Schärpe und silberne volle Epauletten tragen. —

Die Engländer, die jetzt mit den Chinesen so oft in Berührung kommen, geben ihren Landsleuten den guten Rath, von der bisher gebräuchlichen Art, den Thee zu trinken, abzugehen und die chinesische anzunehmen. Bei einer chinesischen Theegesellschaft steht nämlich nur heißes Wasser und ein Geräthe mit Theeblättern bereit; Jeder thut sich Thee nach Belieben in seine Tasse, gießt heißes Wasser darauf und trinkt die so erhaltene aromatische Flüssigkeit, versteht sich — ohne Zucker, ohne Rum und ohne Milch. —

Am glücklichsten bei der Lotterie der Gewerbeausstellung in Berlin sollen der König von Preußen, der Prinz Karl, der englische und der türkische Gesandte und Fräulein von Hagn gewesen sein, welche letztere ein kostbares Theeservice gewann. Der König soll aus seinen Gewinnen wiederum eine Lotterie für seine nähere Umgebung bilden wollen. —

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika leben jetzt beinahe fünf Millionen Deutsche. —

Großbritannien zählt 27 Herzöge, 37 Marquis, 212 Grafen, 60 Biscounts, 226 Barone und 897 Baronets. Wie viele Adelige hat Deutschland? —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 6.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Schach!

Erzählung von G. von Wachsmann.

(Beschluß.)

„Die Anklage betrifft zweierlei,“ fuhr Bernardino fort: „Erstens Eueren Namen, dann Euer Spiel. Hinsichtlich des ersteren dürft Ihr mir nur Euer Taufzeugniß vorlegen, worin natürlich enthalten sein wird, daß Ihr der seid, der Ihr zu sein behauptet, nämlich der Engländer Sir Anastasio Boy.“

„In der That,“ versetzte der junge Mann verlegen, „ich habe kein solches — ich hielt es nicht für nöthig —“

„Es Euch ausfertigen zu lassen?“ fiel der Alte ein. „Das ist freilich schlimm. Indes — wer denkt an Alles! — Nun, Ihr werdet es Euch verschaffen, verlangt Frist für jetzt, et caetera; man weiß ja, wie das ist. Es wird sich Alles machen lassen. — Nun aber das Zweite: Euer Spiel. Betrug ist eine harte Anklage, nach unsern Gesetzen ein schweres Verbrechen. Dazu kommt, daß Ihr, wie in dem Dinge da steht — und Ihr werdet es wohl nicht läugnen können, denn Ihr habt es auch in meiner und meines Neffen Gegenwart behauptet — daß Ihr nämlich gesagt hättet: Ihr wäret sicher, jedes Mal zu gewinnen. Ei, ei, mein junger Freund, das war sehr unvorsichtig, und ich erschrak, als ich neulich diese Behauptung aus Eurem Munde hörte. Ein Spiel setzt die Möglichkeit zu gewinnen oder zu verlieren voraus, bin ich

aber sicher zu gewinnen, so muß natürlich mein Gegner stets verlieren und dann kann von der Möglichkeit des Gegentheils keine Rede mehr sein. Mein Gegner mag sich stellen wie er will, ich nehme ihm sein Geld ab, ohne selbst etwas zu wagen, und dies ist dann allerdings Betrug.“

„Verzeiht, Signor!“ rief Anastasio über und über erröthend. „Richtige Berechnung nach bestimmten Combinationen kann nicht Betrug genannt werden. Mein Gegner kann mich verwirrt machen, folglich gewinnen, und nur in der Voraussetzung, daß ich mich stets davor in Acht nehmen werde, habe ich gesagt, daß ich sicher sei, stets zu gewinnen.“

„Natürlich! Natürlich habt Ihr es so gemeint,“ sagte Bernardino kopsnickend. „Aber vor dem Gesetz, mein lieber junger Freund, gilt kein Meinen, sondern nur Beweisen. Diesen Beweis zu führen liegt Euch ob.“

„Und wie? — Auf welche Art?“ fragte Anastasio verwirrt.

„Auf die leichteste, einfachste von der Welt!“ entgegnete Bernardino. „Ihr bringt die Berechnungen und Combinationen, deren Ihr Euch bei Eurem Spiel bedient, zu Papier und übergebt es mir. Dies legt dann dar, daß kein taschenspielerischer, grober Betrug stattfand, sondern daß Ihr in gutem Glauben gehandelt. Dies berücksichtigend erlasse ich dann einen Befehl — es ist eine Form, nichts weiter — daß Ihr das Gebiet der Republik augenblicklich zu meiden

hättet — dies läßt sich freilich nicht umgehen, denn Ihr seid ein Fremder, Euere Gegner Venetianer, und der Schein ist gegen Euch — Ihr reist morgen mit Tagesanbruch ab und die Sache ist abgemacht.“

Anastasio war empört über die Rede Bernardino's.

„Wie?“ rief er. „So würde ich ja dennoch als ein Betrüger behandelt? — Ich erkläre hiermit, daß ich nichts von Beidem thun, weder meine Berechnungen, mein Geheimniß, aus den Händen geben, noch mich ohne Untersuchung und Richterspruch wie einen Betrüger und Vagabunden über die Gränze weisen lassen will.“

„Ihr appellirt also an den Rath der Zehner,“ versetzte der Senator kalt. „Dies kann Euch Niemand wehren; es ist mir im Grunde auch lieber, als wenn ich die Verantwortlichkeit, Euch so ohne Weiteres frei gelassen zu haben, auf mich genommen hätte. Bei alledem, mein lieber junger Freund, befürchte ich — und ich bin ein alter Practikus — daß der hohe Rath ein Spiel, wobei nach eigenem Eingeständniß ein Theil stets allein gewinnen muß, als Betrug betrachten und dies Verbrechen mit vieljähriger Haft bestrafen wird. Ihr habt indeß gänzlich freie Wahl und könnt thun was Euch am besten dünkt. Ueberdem würdet Ihr erst morgen Nacht dem Gericht eine Antwort zu geben haben und bis dahin habt Ihr Zeit zur Ueberlegung.“

„So werde ich denn diese bis dahin benutzen, Signor,“ versetzte Anastasio bitter und von der Kälte, mit der Jener die Sache behandelte, im Innersten empört. „Erlaubt, daß ich mich für jetzt entferne.“

„Entschuldigt, mein lieber junger Mann,“ versetzte Bernardino, „wenn ich diesen sehr billigen Wunsch nicht bewilligen kann, indem ich, wie ich Euch bereits gesagt, in der Sache nicht bloß als Euer Freund, sondern auch als Beamter zu verfahren habe. Es ist hierorts gebräuchlich, daß ein Angeklagter bis zu Nachweis seiner Unschuld in Haft gehalten wird; ich würde also gänzlich gegen meine Pflicht handeln und mich schwerer Verantwortung aussetzen, wenn ich Euch in Eure Wohnung entließe; dennoch möchte ich meine Verpflichtungen gern mit der Freundschaft für Euch vereinigen und Euch nicht, wie es eigentlich sein sollte, in das öffentliche Gefängniß bringen lassen. Ich schlage Euch demnach vor, daß Ihr es Euch bis morgen Nacht in dem sogenannten Arrestzimmer meines Hauses — jeder der drei Staatsinquisitoren hat eins dergleichen in seinem Palast — gefallen lassen möget. Es wird

Euch hier nichts abgehen, wie Ihr wohl denken könnt, und Ihr habt Zeit, Euch bis morgen die Sache zu überlegen. Solltet Ihr indessen auch bei dem unglücklichen Gedanken bleiben, auf das Urtheil des hohen „Raths der Zehner“ zu provociren, so könnt Ihr überzeugt sein, daß ich mich Euer, so viel in meinen Kräften steht, annehmen und namentlich dafür sorgen werde, daß Ihr Euere Strafe nicht in den „pozzi“, welches sehr unangenehme feuchte Gefängnisse sind, da sie tiefer als der Wasserstand des Kanals liegen, sondern unter den „piombi“ (Bleidächern), wo man eine ganz hübsche Aussicht hat, nur daß es im Sommer dort etwas warm ist, abzustiften habet.“

Mit den letzten Worten warf Bernardino eine silberne Kugel in ein neben ihm stehendes metallenes Becken. Auf deren Klang und ehe Anastasio ein Wort erwiedern konnte, traten zwei Sbirren mit Hellebarden in den Händen ins Zimmer.

„Führt diesen Herrn in das Arrestzimmer!“ sagte der Senator kalt, erhob sich von seinem Plaze und ging ohne Anastasio anzublicken in das anstoßende Gemach. —

Anastasio war wie vernichtet, als er sich in wenig Minuten in einem, zwar anständig eingerichteten, aber mit Eisengittern verwahrten, abgelegenen Zimmer allein befand. Es war klar, Bernardino hatte ihm eine Falle gelegt, um sich seines Geheimnisses zu bemächtigen, oder ihn, wenn er die Entdeckung verweigere, dem Rathe der Zehner zu überliefern. Mochte es indeß kommen wie es wollte, der junge Mann war entschlossen, lieber vor Gericht seine Berechnungen offen darzulegen, als sich solche auf eine so hinterlistig tückische Weise entreißen zu lassen. Ein alter Diener, dessen Physiognomie wie Aussprache den Griechen verrieth, wie Anastasio in Syracus mehrere dergleichen kennen gelernt hatte, brachte nach einigen Stunden dem Gefangenen Abendessen und Wein, aber der Jüngling war nicht im Stande, einen Bissen über die Lippen zu bringen. Er blieb beständig im Auf- und Abgehen, denn Born, auch wohl Angst, am meisten aber der Gedanke an Erminia, die bei der Lage der Dinge für immer für ihn verloren schien, hatten ihn in eine solche Unruhe gebracht, daß es ihm unmöglich war, nach Einbruch der Nacht sein Lager zu suchen.

Es war unter solchen Umständen bereits eine Stunde nach Mitternacht geworden, als Anastasio leise Fußstritte vor der Thüre seines Zimmers zu vernehmen glaubte und bald darauf eben so still dasselbe geöffnet

wurde. Eine verlarvete Gestalt trat herein, und der Jüngling, der einen Mörder zu erblicken glaubte, wollte eben laut aufschreien und sich nach einem Gegenstande, der zur Vertheidigung dienen könnte, umsehen, als die Gestalt die Larve abnahm und er — Erminiens liebliche Gesicht erblickte.

„Still! Um Gotteswillen still! Ich komme, Euch die Freiheit zu geben,“ sagte sie hastig.

„Wie? — Ihr seid es? — O theuere Geliebte!“ hob Anastasio an.

Das Mädchen unterbrach ihn sogleich.

„Es ist keine Minute zu verlieren, wenn Ihr gerettet werden sollt!“ rief sie aus. „Ich sprach mit dem Dheim, erklärte ihm, daß ich Alessandro meine Hand verweigere, er sagte, daß Ihr die Ursache wäret, und ich läugnete nicht. Nun geberdet er sich wie rasend, nannte Euch einen Charlatan, einen Gauner, der binnen vierundzwanzig Stunden sich unter den Bleidächern befinden würde. Mich bedrohte er mit dem Kloster, wenn ich nicht bis übermorgen Alessandro meine Hand reichte. Daß ich lieber das Kloster wähle, ist ausgemacht, aber hier ist nicht von mir die Rede, Ihr müßt gerettet werden, oder ich ende mein Leben im Kanal. Ich habe mit dem alten griechischen Diener, den Ihr gesehen habt, gesprochen — seine Frau war einst meine Amme — ich habe ihn angefleht, Euch entfliehen zu lassen, ich warf mich ihm zu Füßen und endlich willigte er ein. Er sagte indeß, daß es dann für ihn auch weiter keine Rettung gebe, als daß er mit Euch zugleich entfliehe, und ich gab ihm meine wenigen Kostbarkeiten, meinen Schmuck. Er wartet draußen, er wird Euch mit einer Gondel zu einem Schiffe aus Hydra bringen, das mit Tagesanbruch absegelt. — Und jetzt fort! Fort! Gott geleite Euch! Denkt manchmal an die arme Erminia, die ihr Leben zwischen den düstern Klostermauern vertrauert.“ —

„Nein!“ rief Anastasio lebhaft, indem er das Mädchen umschlang. „Ich fliehe nicht, ich verlasse das Zimmer nicht, außer wenn Ihr mich begleitet.“

„Unmöglich! — Nein, unmöglich!“ rief erschrocken das Mädchen.

„So bleibe ich!“ sprach Anastasio fest. „Wählt Ihr das Kloster, so sollen die Gefängnisse der Bleidächer mein Aufenthalt sein! Wenigstens bleibt mir der traurige Trost, in Eurer Nähe mein Leben zuzubringen, eine Lust mit Euch zu athmen.“

Nur noch einige Minuten dauerte der Streit,

was zu thun sei, Anastasio blieb unerschütterlich, und endlich willigte Erminia in die gemeinsame Flucht. Doch nicht das Schiff aus Hydra, sondern das sicilianische Fahrzeug dessen Führer Anastasio kannte, so ward es beschlossen, sollte der Zufluchtsort sein. So wie man über den Plan zur Flucht einig geworden war, eilte Erminia, den Griechen ins Zimmer zu rufen. Dieser brachte einen Mantel und Larve für Anastasio. Schnell eilte das Mädchen nochmals auf ihr Zimmer, um einige Kleider zusammenzuraffen, und bald darauf stiegen alle Drei leise und vorsichtig eine Wendeltreppe abwärts, zu einem Pfortchen, vor dem eine Gondel auf dem Kanale lag. Ohne zu sprechen winkte der Grieche den Beiden in das Fahrzeug zu steigen und fort ging es dem Lido zu, wo das sicilianische Fahrzeug lag, dessen Führer Anastasio kennen gelernt. Der junge Mann begab sich an Bord, er sagte dem Schiffer, daß es sich um eine Entführung handle, und daß er, falls das Schiff binnen einer Stunde die Murazzi passirt habe und sie glücklich nach Sicilien gelangten, für die Ueberfahrt ihm fünfhundert Zechinen zahlen wolle. Mit Freuden willigte der Schiffer ein. Die genannte Summe war mehr als er im besten Falle durch die ganze Reise gewinnen konnte, und die Stunde der Abreise war ohnehin gekommen. So schnell wie möglich wurden alle Vorbereitungen zur Abfahrt beendet, und wirklich war noch keine Stunde verflossen, als das Fahrzeug mit vollen Segeln durch einen der Einschnitte der Murazzi hindurch brauste. —

Die Reise ging äußerst rasch. Mit Angst sah zwar Erminia nach jedem am Horizont emporsteigenden Segel, aber glücklich passirte man den adriatischen Golf ohne ein Schiff zu erblicken, das die Flagge des Löwen von San Marco am Mast trug. Nach wenig Tagen erblickte man Sicilien und munter steuerte das Schiff nach Syracus. Dort wollte Anastasio sich unter einem andern Namen niederlassen, auch glaubte er am besten einige Edelsteine an orientalische Kaufleute, die sich immer dort aufhielten, absetzen zu können, um seinen gegen den Schiffer eingegangenen Verpflichtungen zu genügen. Hatte er zwar auch eine bedeutende Barschaft in seiner Wohnung zu Venedig im Stiche lassen müssen, so war er doch froh, an Kostbarkeiten so viel gerettet zu haben, daß er bei bescheidenen Ansprüchen mit Erminien davon leben konnte, ohne zu dem Hilfsmittel des Spiels, vor dem er jetzt einen großen Abscheu bekommen, greifen zu müssen. — — —

Während aber das Geschick Anastasio in ein geräuschvolles Leben geführt, mit Fürsten und Regenten bekannt und ihm einen Namen gemacht, hatte es sich gegen dessen Schwester Camilla ziemlich karg erwiesen. Sie lebte zwar zufrieden mit ihrem Geronimo, zwei blühende Kinder schlummerten in den Wiegen, aber der Fischfang erwies sich längere Zeit so ungünstig, daß die jungen Eheleute ziemlich in Noth waren. Schon vor mehreren Wochen hatte Geronimo durch einen Sturm einen Theil seiner Neze verloren, eben tobte ein anderer, und in dunkler Nacht hatte sich der junge Fischer von dem Lager erhoben, um nach dem Boote, das sein Eins und Alles war, auszuschauen und zu verhüten, daß es nicht vom Anker gerissen würde. Der Wind tobte entfesslich, und Camilla, ängstlich am Heerde der Rückkehr des Gatten harrend, war kaum im Stande, das Feuer zu erhalten, an welchem sie dem Gatten die Morgensuppe zu bereiten suchte. Sie hatte bereits öfters seiner Rückkehr entgegengeschaut, endlich trat er ins Zimmer. Seine schönen, Ausdauer und Muth verrathenden Züge waren heute düster und krampfhaft zusammengezogen.

„Madonna!“ rief Camilla erschreckt. „Ist ein Unglück vorgefallen? — Ist das Boot vom Anker gerissen und fortgetrieben worden?“

„Schlimmer!“ entgegnete Geronimo dumpf und indem er sich auf einen Sessel niederwarf. „Wir sind ruiniert, sind Bettler! — Das Boot liegt zerschellt zwischen den Klippen.“

„O, mein Gott!“ rief Camilla, die Hände ringend und in Thränen ausbrechend. — „Aber, ich bitte Dich, Geronimo,“ setzte sie hinzu, indem sie dem Gatten um den Hals fiel; „sieh nicht so verzweifeln vor Dich hin! Es wird ja noch Mittel geben, uns zu ernähren.“

„Welches? — Ich frage Dich: welches?“ rief Geronimo grimmig. „Die Neze sind fort, das Boot ist zertrümmert. Ich bin Fischer. Kann ich ohne jene meine Handwerk ausüben?“

„So suchen wir andere Arbeit, bis wir uns so viel verdienen, um wieder unser Gewerbe betreiben zu können.“

„Andere Arbeit? — Welche denn?“ versetzte Geronimo verzweifeln. „Kannst Du arbeiten mit zwei Kindern auf dem Arm? Soll ich als Matrose zu Schiffe gehen und Dich und die Kleinen verhungern lassen?“

„Gott wird helfen!“ tröstete Camilla.

„So sagtest Du auch, als der Sturm die Neze fortriß,“ sprach der junge Fischer mit dem Lächeln der Verzweiflung.

Camilla versank in tiefes Nachdenken. Endlich stand sie auf, trat zu dem Gatten und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Ich habe Dir,“ sagte sie, „bis jetzt etwas verheimlicht, Geronimo! Als der Doctor starb, gab er mir vorher dies Amulet, um es am Halse zu tragen.“ — Sie nahm ein kleines Säckchen, das sie an einem Bande trug von der Brust. — „Er sagte, ich solle es öffnen, wenn ich in Mangel käme und mir sagen könne, daß ich diesen nicht verschuldet hätte. — Ich denke, dies Zeugniß können wir uns mit gutem Gewissen geben.“

Geronimo zuckte die Achseln. Er befühlte das Amulet, dann sagte er:

„Ein Papier ist darin! — Was wird es sein als ein frommer Spruch, eine Gebetsformel, und — die Noth wird uns ohnehin schon beten lehren.“

„Sprich nicht so, Geronimo! Sprich nicht so! Es ist mir, als wenn ich Dich dann nicht so lieb haben könnte,“ versetzte Camilla. „Uebrigens sagte der Doctor, uns würde geholfen werden, und — ich öffne das Säckchen.“

„Mit einem Messerschnitt öffnete sie jetzt die Nath und ein Papierstreifen kam zum Vorschein. Rasch entfaltete ihn Camilla, sie blickte darauf und legte ihn betrübt auf den Tisch.

„Die Schrift ist verloscht!“ sagte sie nach einer Pause. „Der Inhalt bestand bloß aus einer Zeile. Das erste Wort ist noch ziemlich zu erkennen; es heißt: Suche; das letzte scheint mir: Baum, oder Bann zu bedeuten; aber das Uebrige ist total unleserlich.“

„Ich sagte es gleich, daß es nichts damit sein würde,“ versetzte Geronimo in vorigem Tone.

Geronimo und Camilla wendeten den Papierstreifen wiederholt nach allen Seiten; es war umsonst, die Schrift war und blieb unleserlich.

„Du siehest,“ sagte der Erste endlich ergrimmt, „Du hast das Amulet jahrelang umsonst getragen. Ferner wäre es überflüssig. Es verdient nichts als das.“

Mit dem letzten Worte schleuderte er es auf den Haufen der auf dem Heerde verglimmenden Kohlen.

„Nein!“ rief Camilla lebhaft, indem sie rasch zu fuhr und das sich in der Gluth bereits bräunende Papier ergriff. „Der Doctor hat es gut gemeint, als

er mir es übergab, und so will ich es zu seinem Andenken bewahren. — „Aber was?“ schrie sie plötzlich, indem sie noch ein Mal auf den Zettel blickte. „Sieh doch, Geronimo! — Ein Wunder! — Die Schrift ist zum Vorschein gekommen!“

Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Tinte, welche dem Schreibenden gedient, von einer chemischen Substanz, welche das, was sie berührte, einigermaßen vor dem Feuer schützte, denn die Worte traten jetzt ziemlich hell auf dem von der Gluth gebräunten Papier hervor. Sie lauteten: „Suche unter dem Drangenbaum.“

„Bist Du jetzt klüger als vorher?“ fragte Geronimo mürrisch, als seine Frau ihm den Inhalt mitgetheilt hatte. „Unter welchem der Millionen Drangenbäume, die es in Sicilien giebt, sollst Du denn suchen?“

„In der Umgegend des Hauses, wo der Doctor wohnte, giebt es weit und breit nur einen!“ entgegnete Camilla lebhaft. „Es ist der, unter welchem der Steinsitz sich befand und der aus einer der Lücken der Ruinen sproßte.“

„Unter welchem aber so wenig ein Bajoc zu finden sein wird, wie in meiner Rocktasche,“ meinte achselzuckend Geronimo.

„Es gilt den Versuch und ich habe eine Ahnung!“ rief Camilla lebhaft. „Komm, Geronimo! Nimm die Hacke, ich trage die Schaufel.“

„Unnütze Mühe!“ sagte Tene kopfschüttelnd, ohne sich vom Flecke zu rühren.

„So gehe ich allein!“ sprach Camilla entschlossen und hoßte die Hacke.

Verdrüsslich, doch ohne weiter eine Einwendung zu machen, nahm ihr der Gatte das Werkzeug aus der Hand, holte dann die Schaufel herbei und fort gingen Beide am Meeresstrande nach den Ruinen zu, die etwa eine halbe Stunde entfernt waren. —

Hier war Alles so öde wie sonst. Ellenhoch wucherten Nesseln um das Haus, in welchem Neri gewohnt hatte, und dessen Umgebung von den abergläubischen Fischern, die den Doctor stets für einen Hexenmeister gehalten hatten und ihn nach dem Tode noch scheuten, gemieden wurde. Der alte Drangenbaum beugte sich ebenfalls wie sonst aus einer der Bomitorien, und die Steinbank war von Disteln und Dornen überwuchert. Erst als das Unkraut beseitigt und der Steinsitz weggeschafft worden war, konnte man dazu

gelangen, eine der Steinplatten, die den Boden deckten, zu erheben. Kaum aber war dies geschehen, als Camilla vor Ueberraschung laut aufschrie. Ein Blechkästchen, das sie früher unter den Geräthschaften Neri's oft gesehen, kam zum Vorschein. Es war unvergeschlossen. So wie Geronimo es geöffnet hatte, jubelte auch er laut vor Freude. Glänzende Zechinen — es waren fünfhundert Stück — strahlten ihm entgegen. Ein Zettel mit der Inschrift: „Ein Nothpfennig für Camilla“ lag auf dem Gelde.

Das junge Paar jubelte bald, bald weinte es vor Rührung. Nun war alle Noth zu Ende, jetzt konnten Netze und Barke neu angeschafft und die Wirthschaft mit besserem Erfolge wieder begonnen werden. So wie aber ein Unglück selten ohne Begleitung eines zweiten erscheint, so ist es eben auch mit dem Glück beschaffen. Camilla hatte die Freude, an demselben Tage, wo sie den kleinen Schatz gehoben, auch den Bruder wieder zu umarmen. Anastasio und Erminia waren zu Syracus angekommen. Die Vorfälle in Venedig hatten dem jungen Manne das Spiel sehr verleidet, aber wäre dies auch nicht der Fall gewesen, so hätte doch der Gedanke, daß die Republik lange Arme habe, und daß sie Die, denen sie übel wollte, überall zu finden wisse, ihn schon den Vorsatz fassen lassen, nie mehr als der „berühmte Sir Anastasio Boy“ aufzutreten. Er entschloß sich daher, die eingehandelten Pretiosen nach und nach zu Gelde zu machen und den Rath Neri's, als Lehrer der Mathematik sich eine Laufbahn zu gründen, mit Ernst zu befolgen. So wie er mit Erminien verbunden war, ging er nach Palermo und das Glück wollte es, daß er dort eine Anstellung fand, die ihn und seine Gattin reichlich zu nähren im Stande war. Der Professor Anastasio Bovi galt nach wenigen Jahren als einer der ausgezeichnetsten Mathematiker Italiens, wenn auch der Ruf des plötzlich zu Venedig verschwundenen Sir Anastasio Boy, des berühmten brittischen Schachspielers, mehr in dem Munde der Welt fortlebte. Signor Bernardino kam nie auf den Gedanken, den Letzteren in der Person des Ersteren aufzusuchen, und Anastasio, der nie ein Schachbret mehr in die Hand nahm, versicherte öfters der Schwester, indem er auf Erminia zeigte, daß der letzte Zug, den er gethan, zugleich sein bester gewesen wäre. — —

## Miscellen.

(Bernadotte am Sterbebette eines ehemaligen Freundes.) Sarrans, der so eben eine Lebensbeschreibung Bernadottes (des letztverstorbenen Königs von Schweden) herausgegeben hat, erzählt darin auch bei der Schilderung der Schlacht von Leipzig folgenden Vorfall: „In dem Hospitale zu Leipzig lag sterbend einer jener seelenstarken Männer, welche die Menschenwürde selbst bei den fürchterlichsten Schmerzen zu bewahren wissen. Er war am 18. October schwer verwundet worden und erwartete nun, ruhig und ruhmumstrahlt, das Ende eines Lebens, in dem er sich nichts vorzuwerfen hatte. Er stammte aus einer altadeligen Familie, war unter der alten Monarchie Officier gewesen, aber auch ein eifriger Verteidiger der amerikanischen Unabhängigkeit und Freiwilliger unter der Republik und von dem Fuße des Schaffots an die Spitze einer Armee gestellt worden; er hatte am Rheine tapfer gekämpft unter Guffine, Houchard, Beauharnais, Moreau und Jourdan; er hatte sich in Italien mit Ruhm bedeckt, wo er Toubert ersetzte bis zur Ankunft Scherers und in der Schlacht von Magnano die französische Armee rettete. Unter dem Directorium hatte er eine vollständige Ausrüstung erhalten als Ehrenzeichen für seine zahlreichen Dienste und unter dem Consulat den Ruhm der französischen Waffen in Deutschland und Italien getheilt. Als aber ein Dictator sich auf den Trümmern der Republik erhob, hatte er die Freiheit zu predigen gewagt und war deshalb von Bonaparte zehn Jahre lang verfolgt und verbannt worden. An dem Tage jedoch, als dieser starre Republikaner Frankreich in der Unabhängigkeit bedroht sah, vergaß er alles, was ihm widerfahren war; er opferte seinen Groll auf dem Altare des Vaterlandes, bot seinen Degen Napoleon an und eilte herbei, um unter den Kanonen des Kronprinzen von Schweden zu sterben. Es war der General Delmas, der ehemalige Kamerad Langerons, der ehemalige Freund Bernadotte's. Diese Weiden, welche Frankreich den Rücken gewendet hatten, wollten den sterbenden Helden besuchen; sie begaben sich in das Hospital und wagten es, an seinem Sterbebette ihn an die ehemalige Freundschaft zu erinnern, sie wagten es, von der Tyrannei zu sprechen, deren Opfer er geworden, und ihn aufzufordern, nach seiner Genesung sich mit ihnen zu verbinden, um den Thron Bonaparte's zu stürzen. Bei diesen Worten richtete sich Delmas auf seinem Schmerzenslager auf, sah Langeron mit einem Blicke an, in welchem sich deutlich aussprach, was sein Herz empfand und sprach: „Du, den die Revolution verbannt hat, der Du seit zwanzig Jahren Russe bist, Frankreich wenig und Napoleon gar nichts verdankst, diene nur Deinem Herrn und sei glücklich, wenn Du es vermagst. Aber Du, Bernadotte, der Du aus dem Schooße der Revolution hervorgegangen bist, den Frankreich und der Kaiser mit Wohlthaten überhäuft haben, wie kannst Du wagen, mir eine solche Niederträchtigkeit anzutragen? Geh, Verräther, verbittere mir den Tod nicht und laß mich als ehrlichen Mann sterben!“

Es giebt Augenblicke im Leben, wo die Tugend unbedingt gebietet; die beiden ehemaligen Freunde des Sterbenden schlugen die Augen nieder und schwiegen, Delmas aber sank auf sein Lager zurück und starb.

Am andern Tage begleiteten Bernadotte und Langeron den Soldaten, von dem sie eine solche Straßpredigt erhalten hatten, zur letzten Ruhestätte.“

(Die Diebe im schwarzen Frack.) Vor den Affisen zu Paris stand in den letzten Tagen eine Diebesbande, welche man „habits noirs“, Diebe im schwarzen Frack, nannte, die zwar kein Blut vergossen, aber sehr bedeutende Diebstähle — zusammen im Betrage von mehr als 200,000 Francs — begangen hatten. Diese Uebelthäter gingen, wie sich aus den Verhandlungen ergeben hat, nie eher an die Ausübung eines Unternehmens, bis sie dasselbe vollkommen organisiert hatten. Sie vereinigten sich zu fünf oder sechs Personen und gehörten sämtlich keineswegs den niedrigsten Ständen an; man sah unter ihnen einen Maler, einen Modenhändler, einen Agenten, einen Commis und andere ähnliche Leute. Jeder hatte seine Rolle, die zum Gelingen des Ganzen durchaus nöthig war. Einer oder der Andere wußte sich in die Gesellschaft anständiger Bürger einzuschleichen oder als regelmäßig an irgend einer Table d'Hôte. Hatte er da die Personen, welche bestohlen werden sollten, hinreichend beobachtet, so wie die Dertlichkeiten studirt und die möglichen Ereignisse bei dem Unternehmen berechnet, so stattete er seinen Genossen Bericht ab. Unter diesen befand sich ein Mann, der sich durch die größte Schlaueit auszeichnete und unter andern Umständen vielleicht ein großer Feldherr geworden wäre; er entwarf nach den erhaltenen Mittheilungen den Feldzugsplan bis in das kleinste Detail, nahm aber an der Ausführung selbst keinen Antheil, die Ausführung wurde vielmehr meist einem gewissen Pernet übertragen, der später die ganze Gesellschaft verrathen hat. Andere Genossen, unter andern auch eine alte Frau, wurden in gewisser Entfernung aufgestellt, um Wache zu halten und durch leises Pfeifen Lärm-signale zu geben. Es befanden sich ferner unter der Gesellschaft ein Paar geschickte Schlosser, welche die Nachschlüssel fertigten, nachdem von den Schlössern, die geöffnet werden sollten, von Andern vorher Wachsabdrücke genommen worden waren. Das Gestohlene hatten wiederum Andere unterzubringen und zu verwerthen. Durch diese Vertheilung der Rollen wurde es ihnen leicht, sich der Aufmerksamkeit der Polizei zu entziehen, so daß sie ihr Geschäft ungestört acht Jahre lang betreiben konnten. Alle wurden zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Merkwürdigste in der ganzen Gesellschaft, eine seltsame Erscheinung, war offenbar der, welcher die Pläne zu den Diebstahlsunternehmungen entwarf. Wie sich aus den Verhandlungen ergab, war er der ganzen Diebesbevölkerung von Paris als geschickter Taktiker bekannt und machte auch für Andere, die ihn dafür bezahlten, die Pläne zur Ausführung der Diebstähle, die sie im Auge hatten. —

(Gefährlichkeit des Courmachens.) Man behauptet zwar immer, die Türken civilisirten sich, aber in vielen Stücken sind sie noch immer so weit zurück, wie vor hundert Jahren; das hat wieder einmal Einer unserer Landsleute erfahren, der eine Vergnügungsreise im Oriente machte, und dabei das nachstehende Abenteuer erlebte. Er hatte sich mehrere Tage in einem reizend gelegenen Dorfe aufgehalten und von da aus viele Jagdausflüge gemacht. Als er einst zurückkam, trat er in den Garten seines Wirthes, wo er mehrere Frauen unverschleiert überraschte. Eine dieser Schönen kam auf ihn zu, begann ein Gespräch mit ihm und sagte mit morgenländischer Offenherzigkeit, sie liebe ihn, sie habe ihn schon mehrmals in der Ferne, oftmals aber in ihren Träumen gesehen; sie nannte ihn den blonden Engel, und sagte endlich, daß sie Gull-Bahar (Rose des Frühlings) heiße. Unser Freund war, wie man sich denken kann, entzückt, zumal Gull-Bahar schön war, wie er noch nie ein Weib gesehen hatte. Leider wurde die Unterhaltung aber bald gestört; er mußte sich aus dem Garten entfernen und hörte lange nichts wieder von dem Mädchen, obgleich er überall umherschlich, um wo möglich ihren Aufenthaltsort zu ermitteln. Endlich erschien ein alter Kraber bei ihm, der zu ihm sagte: „Ich bin der Vater der Amme der schönen Gull-Bahar, die fern von Dir dahinwehlt. Sie ist die Tochter des Gouverneurs von Kars und bewohnt jeden Sommer das Lusthaus hier. Hast Du Muth, mir heute Abend zu ihr zu folgen? Sie erwartet Dich und schickt Dir diesen Ring zum Zeichen, daß ich nicht lüge. Ich werde Dich abholen und Dich führen.“ Der Kraber fand sich pünktlich ein und führte ihn glücklich auf vielen Umwegen in das Haus und in den Harem. Gull-Bahar erwartete unsern Freund; zwar zitterte sie über ihre Kühnheit, aber sie war auch glücklich, den „blonden Engel“ bei sich zu sehen. Leider sollte die Freude nicht lange dauern, denn nach wenigen Minuten stürzte der alte Kraber herein und sprach: „Fliehe, oder Du bist verloren! Noch ist es Zeit. — Gull-Bahar hat nichts zu fürchten,“ setzte er hinzu, als unser Landsmann auf das Mädchen deutete; „sie ist ja nicht verheirathet, und nur ihrem Vater Rechenschaft schuldig.“ Das Mädchen beschwor ihn mit Thränen, nicht länger zu zögern, und der Kraber zog ihn mit fort in ein anstößendes Gemach, in welchem sich ein kleines Fenster befand. Unter diesem Fenster strömte der Fluß. Der Kraber kroch zuerst durch die Oeffnung hinaus und sprang in den Fluß hinunter; der verzagte Liebhaber mußte folgen. Der Fluß war breit und tief. Kaum waren sie einige Ellen weit geschwommen, als mehrere Schüsse fielen. „Tauche unter!“ rief der alte Kraber. „Ich nahm,“ erzählt der Reisende weiter, „alle meine Kräfte und meinen Muth zusammen, tauchte unter und suchte dabei vorwärts zu kommen; sobald wir aber die Köpfe aus dem Wasser streckten, knallten Schüsse auf uns. Endlich erreichten wir das andere Ufer, wo mich mein Diener erwartete. Mein Wirth rieth mir, sofort das Weite zu suchen, eine halbe Stunde später jagte ich mit dem alten Kraber, der mich nicht verlassen

will, und den ich mit mir nach Deutschland bringen muß, nach der Grenze Georgiens zu.“

(Die Fürstin Liubiza.) Die Gemahlin des ehemaligen Fürsten von Serbien Milosch, die Fürstin von Liubiza, hatte sich bekanntlich schon in dem Kriege ihres Vaterlandes gegen die Türken durch große Geistesgegenwart und durch wahren Heldemuth ausgezeichnet und nicht selten sogar neben ihrem Gatten in der Schlacht gekämpft. Als das Land endlich ruhig war und Tage des Friedens folgten, erlaubte sich Fürst Milosch in seinen Mußestunden kleine Zerstreuungen, welche nach den orientalischen Sitten den Männern gestattet sind; er wendete seine Bärtlichkeit auch anderen Frauen zu. Liubiza wurde von der bittersten Eifersucht gequält, obwohl sie Alles scheinbar ruhig und geduldig ertrug. An einem Tage endlich, als sich der Fürst und die Fürstin, mit ihren Söhnen und den ersten Beamten, Alle zu Pferde, zu der jährlichen Generalversammlung begaben, wo in Gegenwart des Volkes die Angelegenheiten des Landes verhandelt wurden, hatte sich unter den Zug auch eine der Favoritinnen des Fürsten Milosch gemischt. Nach und nach entfernte diese sich von dem Gefolge, ritt an die Seite der beiden Prinzen, welche sich zur linken Seite ihres Vaters befanden, und zeigte sich endlich ganz in derselben Fronte mit der Familie des Souverains.

„Zurück!“ rief die Fürstin ihr zu, sobald sie dieselbe erblickt hatte, und ihre großen schwarzen Augen funkelten.

Die Angeredete gehorchte nicht.

Blitzschnell setzte da die Fürstin ihr Pferd in Galopp, ritt im Halbkreise herum, nahm ein Pistol aus der Satteltasche, schoß ihrer Nebenbuhlerin vor der ganzen Versammlung eine Kugel durch den Kopf und kehrte wieder an die Seite ihres Gemahls zurück, indem sie ruhig zu demselben sagte:

„Ich habe die Beleidigung gerächt, die öffentlich Deiner Gemahlin angethan worden.“

Alle Anwesenden fürchteten bei dem heftigen Charakter des Fürsten Milosch etwas Schreckliches, aber er beherrschte sich vollkommen und blieb, wenigstens vor dem Volke, so ruhig, als ob nichts geschehen wäre.

### Generalcorrespondenz.

Es giebt doch noch Romantik in unserm so prosaischen Zeitalter und sogar unter den Diplomaten. — Die Frau des belgischen Gesandten in Paris, die Fürstin von Ligne, macht durch ihre Schönheit und ihre reizende Toilette das größte Aufsehen, zumal eine Prophezeiung ihr einen baldigen Tod verkündigt. Ihr Gemahl, der 1804 geboren ist, war noch sehr jung, als ihm prophezeit wurde, er würde vier Frauen haben, zuerst eine Französin, dann eine Belgierin, darauf eine Polin; die vierte, eine Italienerin, würde ihn vergiften. Bis jetzt ist die Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung gegangen, denn der Fürst vermählte sich zum ersten Male mit Amalie von Conflans,

zum zweiten Male mit Charlotte von Trageguies und seine jetzige dritte Frau ist Hedwig von Wanda von Lubomirska. Vergebens widersezte sich die Mutter der Fürstin, aus Angst vor dieser Prophezeihung, der Verbindung, die Kühne Polin fürchtet sich nicht und ist jetzt die Seele und Königin aller Feste in Paris. (Der Fürst von Ligne, Eugen Lamoral, ist übrigens fünffach Fürst, nämlich Fürst von Amblise, von Spinoy, von Falkenberg, von Mortagne, von Ligne, dabei Grand von Spanien erster Classe, Reichsfürst etc.) —

Eine neue Art, einer großen Anzahl Personen irgend etwas anzukündigen, hat einer der Pariser Parfumeurs erfunden, die im Ankündigen überhaupt Außerordentliches leisten. Der Mann hat nämlich mit dem Director eines Theaters einen Vertrag geschlossen, nach welchem sich dieser für eine gewisse Summe verpflichtet, jedes Mal bei den Vorstellungen an den Decorationen, die eine Straße oder ein Haus vorstellen, einen — großen Anschlagzettel anbringen zu lassen, auf welchem die Erzeugnisse des Parfumeurs angekündigt sind, dessen Name auf diese Weise dem ganzen Theaterpublicum in die Augen fallen muß. —

Wir haben vor Kurzem die Grausamkeiten des Paschas von Trapezunt, jenes Unmenschen geschildert, der Christen und Türken todtrügeln etc. läßt; ein wo möglich noch größeres Scheusal ist der Präsident der argentinischen Republik, Rosas, dem man nachgerechnet hat, daß er von 1835 bis Ende 1843 vier Menschen getödtet hat oder tödten ließ durch Gift, 3765 durch Kopfschneiden, 1393 durch Erschießen und 722 durch Meuchelmord, während in den blutigen Bürgerkriegen 15,000 Menschen erschlagen wurden. Er und seine Creaturen machen sich ein Geschäft daraus, neue Qualen zu erfinden. Einer seiner blutigen Helfershelfer, Mariano Raza, ließ 1842 bei der Einnahme der Stadt Catamarca 600 Bewohner derselben auf dem Marktplatz enthaupten und die Köpfe zu einer Pyramide aufthürmen. — Wie ist es möglich, daß die Weltmächte im neunzehnten Jahrhundert solche blutige Schandthaten dulden? —

Man rühmt sehr ein neues Bühnenstück von Charlotte Birch-Pfeifer: „Frau von La Billette“, das kürzlich in Dresden mit Beifall aufgeführt wurde, und auch in Leipzig nächstens zur Darstellung kommt. Manche wollen das Stück mit dem Scribesehen „Glas Wasser“ vergleichen, Andere aber sagen, es erinnere sehr stark an „Bopf und Schwerdt“ von Gutzkow, indem alle Figuren in dem Birch-Pfeifer'schen Stücke ihr Urbild in dem Gutzkow'schen fänden, auch die Entwicklung in dem erstern wie in dem letztern durch Verkleidungen herbeigeführt würde. — Spohr's neue Oper: „Die Kreuzfahrer“, nach Kogebue's altem bekannten Schauspiele, hat in Kassel gefallen. —

Außer der neuen Erfindung der Glyphographie oder Gypsographie, welche den Holzschnitt verdrängen zu können scheint — wir haben in Leipzig Proben gesehen, welche sehr viel hofs-

sen ließen — hat ein Engländer ein neues Verfahren erfunden, Abbildungen darzustellen, welche durch die Buchdruckerpresse vervielfältigt werden können. Er nennt es Dürertype, weil er glaubt, Dürer sei bei seinen Holzschnitten in ähnlicher Weise verfahren. Der Vorzug dieser neuen Kunst besteht darin, daß Jedermann, auch ohne zeichnen zu können, eine Zeichnung, einen Kupferstich auf die Masse, in welcher zuerst gearbeitet wird, übertragen und sie so darstellen kann, daß sie auf der Buchdruckerpresse abgedruckt werden kann. —

Ein in London lebender Amerikaner, Coleman, hat eine neue Vorrichtung für das Pianoforte erfunden. Bekanntlich sind bis jetzt alle Versuche mißlungen, durch welche man es möglich zu machen suchte, den Ton des Pianofortes so lange als man es wünscht nachklingen zu lassen, wie bei der Orgel. Die Vorrichtung, welche der erwähnte Amerikaner erfunden hat, ist von dem Instrumente ganz unabhängig, kann an jedem schon fertigen Piano angebracht und benutzt werden oder nicht, wie es der Spielende will; die Vorrichtung stört ferner bei dem Spiele nicht im mindesten und die Kosten, welche sie verursacht, sollen höchst unbedeutend sein. Die Erfindung verdient also jedenfalls die Beachtung der zahlreichen Pianofortespieler. —

Der Herzog von Luynes, ein unermesslich reicher Mann und dabei ein enthusiastischer Kunstfreund, hat den Entschluß gefaßt, ein Wunderwerk der alten Kunst, das verloren gegangen ist, in einer Nachbildung wieder aufleben zu lassen, die Statue der Minerva von Phidias auf dem Parthenon. Diese wunderbare Statue stand bekanntlich auf dem Tempel in Athen und ragte so gewaltig empor, daß sie Jedermann sah, der sich der Stadt näherte, von welcher Seite er auch kommen mochte. Sie war gegen 37 Fuß hoch und die Beschreibung, welche die alten Schriftsteller davon hinterlassen haben, schildern sie als das größte Meisterwerk. Sogar an den Sandalen sah man Sculpturarbeiten. Die unbedeckten Körpertheile waren von Elfenbein und die Verzierungen von Gold, welche allein an 2 Mill. Thaler an Werth hatten. Der Herzog von Luynes läßt diese Statue von Simard treu nach den Beschreibungen nachbilden, doch nur in der halben Größe — immer noch colossal — und so, daß die Verzierungen nicht von Gold, sondern von Silber gemacht werden. Die Herstellung wird trotzdem über eine Million Thaler betragen. —

Mad. Weiß aus Wien, die mit einer Anzahl Kinder in der Welt umherzieht und Ballette von ihren kleinen Tänzern aufführen läßt, was man in Deutschland hier und da für eine Kinderquätere ausgegeben hat, die von Polizei wegen zu verboten sei, ist jetzt in Paris, wo sie mit ihren Kleinen bereits mehrere Vorstellungen gegeben und den außerordentlichsten Beifall gefunden hat. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 7.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baugärtners Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Gusek.

Ich sehe nicht die wellenförm'ne Ferne,  
Ich sehe nicht den Himmel, silberweiß  
Am Morgen und am Abend glühendheiß;  
Ich weiß nichts mehr von Wolken, ich verlerne  
Die Namen und den gold'nen Stand der Sterne:  
Mein Leben steht, das ist es, was ich weiß.  
Thelä.

### 1.

Der vorige Sommer, so kalt und feucht er auch war, hat gewiß viele unserer Leser hinaus auf Reisen gelockt, wohin sie die Sehnsucht führte, oder in ferne Bäder, wie es der Arzt und die Mode vorschrieben. Denn die Königin Mode kümmert sich um Alles, sie dictirt Gesetze für die Außerlichkeiten des Lebens, sie schwingt ihren Scepter auch über das unsterbliche Theil. Es giebt Modeideen, Modeschriststeller — und wir wollen uns hiermit ihrer Gunst empfehlen! — selbst Modeprediger, bei denen die gute Gesellschaft Erbauung suchen muß. Dem irdischen Leibe hat sie aber ihre besondere Sorgfalt gewidmet; der muß sich kleiden und tragen, muß genießen und entbehren, sich behandeln und curiren lassen, wie es die Mode und ihr misrathenes Kind, die Manie des Tages, verlangen. Wehe dem Rebellen, der sich ihr widersetzt! Ihn trifft das Anathem der Veraltung und veraltet ist ja wohl gleichbedeutend mit verworfen im Vericon der neuen Zeit? —

Wir wollen aber nicht schwerfällig werden, meine schönen Leserinnen. Auf Ihren Reisen im Sommer

sind wir uns vielleicht begegnet und Sie lächeln nun weiter blätternd über manchen bekannten Zug, der Sie, wie eine flüchtige Spiegelung, an Selbsterlebtes und Gesehenes erinnert — es ist so verführerisch, zu portraituren! — sein Sie aber der vollkommensten Discretion versichert. Kein Ungeweihter wird die Quellen errathen, welche verborgen rieselnd als lebendiger Bach zu Tage treten.

Von allen Bädern, welche die Mode in neuester Zeit unter ihren mächtigen Schuß genommen hat, scheint sie die Quellen von Ischl im Salzkammergute besonders auszuzeichnen und nicht mit Unrecht. Wer das reizende Traunthal besucht hat, wird ihr zugestehen, daß sie bei ihrer Wahl keinen schlechten Geschmack beweist; wer es aber noch nicht kennt, der eile, sich davon zu überzeugen. Im nächsten Jahre wird hoffentlich auch das neue großartige Gasthaus fertig und Sie brauchen nicht mehr für Ihr Unterkommen besorgt zu sein, wie es dies Mal der Fall war. Denn welcher Zusammenfluß dort von höchsten und hohen Personen in der vergangenen Saison, welche „Sommitäten“ — um in dem Rothwälsch unserer Salons zu reden — welche Sommitäten der Diplomatie, der Aristokratie, der Timokratie, ich meine der Geldmänner! Auch an Dichtern und ihren Gesellen fehlte es nicht.

Nur Eins fehlte, gutes Wetter. Auf die hochwogende Flut festlicher Veranstaltungen war seit der Abreise des Königs von Preußen, der seine leidende Gemahlin hier zurückgelassen hatte, eine bedenkliche Ebbe

eingetreten, für die jungen Damen im Gefolge fürstlicher Personen, welche noch in Ischl verweilten, nicht eben erfreulich. Nun hatte das Regenwetter ihnen auch den kargen Ersatz geraubt, Morgens eine Tour durch die Anlagen am Badehause oder eine Spazierfahrt auf der Kaiserstraße zu unternehmen, wo sich vielleicht neue anziehende Erscheinungen der Gesellschaft bemerken ließen. Sie durften ihnen freilich nicht nahen, sie blieben immer ziemlich fern von den Brennpunkten wahrer, lebensvoller Fröhlichkeit, denn bei den Festen, wo sie figuriren dürfen, ja müssen, steht es ihnen nicht zu, sich dem jugendlichen Frohsinn hinzugeben, sie sind gebannt in die Regeln der Etikette, bewacht durch den strengen Blick der Oberhofmeisterin, und müssen sich bewegen, wie es Vorschrift ist, dürfen nicht lachen, höchstens lächeln, und dienen nur, als Geleitzsterne höherer Sonnen, zur Decoration, zum Amusement von Fremden. Denn mancher Scherz, den ein Mädchen in andern Verhältnissen mit einem Zornblick und Thränen der Kränkung, ein Bauernkind vielleicht noch derber, zurückweisen würde, muß hier schweigend, selbst lächelnd wie eine empfangene Auszeichnung hingenommen werden — und wenn die Rechte des Selbstgefühls, des Herzens sich dennoch geltend machen wollen, auf welchen Wegen kann das nur geschehen? — Ist das Gemälde wahr oder übertrieben? Die Hand auf's Herz! Es giebt Ausnahmen, wir kennen und verehren sie und würden mit Freuden das geliebteste Kind ihrem Dienste weihen, unbesorgt um ihr Glück und ihren Seelenfrieden; aber im Allgemeinen, ihr freien Jungfrauen, dürft ihr jene Damen nicht um ihre glänzende Ehrenstellung beneiden. Auch in der Eisregion, deren Vorberge mit silberner Stirn in das Thal von Ischl hoch herüberschauen, funkelt und glänzt es von bunten Lichtern, aber die Wärme fehlt, welche Blumen und tanzende Quellen ins Leben ruft.

Lange hatte man die fernen Schneehäupter, die man sonst vom Ufer der Traun über die nähern Bergmassen ragen sieht, nicht mehr erblickt, sie waren im dichten Gewölk, das bleiern, undurchdringlich an den Kuppen hing, verschwunden. Nach so viel trüben, regnerischen Tagen, welche die Kranken noch elender gemacht, die Genesenden in ihrer Besserung zurückgehalten, die Gesunden und Lebensfrohen aber fast zur Verzweiflung getrieben hatten, war es wie eines Snaðenherolds Botschaft, als an einem Mittwochsmorgen — es war den Tag vor Mariä Himmelfahrt — der spitze Kirchturm im goldenen Sonnenfeuer strahlte. Da

sah man schon zu früher Stunde Spaziergänger auf all den schönen Wegen außerhalb der kleinen, winklichen Stadt, und wie der Mittag heranrückte, die Flugzeit der großen Welt, zeigten sich auch Personen in einfacher Kleidung, welchen dennoch viele Begegnende mit ehrerbietigem Gruße auswichen, Damen in ungekünstelter Toilette, von Dienern in einiger Entfernung gefolgt, von den Badegästen mit Antheil oder Neugier, aus gemessenem Abstände betrachtet. Wer ihren hohen Rang, ihren Namen wußte, theilte ihn seinen Bekannten mit und es gab vielen Stoff zur Tagesunterhaltung, sich auch mit den Begleiterinnen der hohen Damen zu beschäftigen, welche nicht selten, unbeschadet der schuldigen Ehrfurcht, die Aufmerksamkeit besonders der jüngern Welt mehr fesselten, als die Herrschaften selbst. Dann fuhrn auch glänzende Equipagen an unscheinbaren Häuschen vor, denn bei der Ueberfüllung des Ortes mußten sich die Vornehmsten oft mit einem geringen Unterkommen begnügen, man setzte sich ein und ließ sich hinaus auf die gebahnten Straßen des Gebirges führen; Reiter auf schönen Pferden zeigten sich in fashionabler Nachlässigkeit des Sitzes, während wieder Andere sich abmühten, der fußwandernden Schaar zu beweisen, daß sie ihr schweres Geld in der Manège nicht umsonst ausgegeben hatten.

Al diese wechselnden Erscheinungen ließen zwei Männer, die sich da, wo Ischl und Traun ihre Wellen mischen, auf einen Bergvorsprung gesetzt hatten, an sich vorübergehen und machten ihre Glossen dazu. Beide waren jung, das Leben hatte sie noch wenig umhergeworfen, darum waren ihre Bemerkungen auch nicht, wie die glattgeschliffenen Kiesel zu ihren Füßen, denen das Wasser mit den Jahren die Ecken und Spitzen hinwegespült, sondern scharf, nicht immer duldsam und schonend.

„Wollen wir hier ewig sitzen, wie ein Paar flüggellahme Raubvögel?“ fragte endlich der Eine, dem Anseheine nach der Jüngere von Beiden. „Stoßen wir nicht lieber hinab auf reelle Beute? Was uns hier oben zu Theil wird, ist doch nur Illusion. An den äußern Erscheinungen gewinnen wir nichts, wir müssen Bekanntschaften suchen, der Leute Reden und Handeln belauschen, das giebt Ergöcklichkeit, vielleicht auch ein kleines Abenteuer.“

„Du möchtest Dich gern wieder ein Mal verlieben,“ sagte der Aeltere, dem schon ein schwarzer, wohlgepflegter Bart in üppigster Fülle den ganzen untern Theil des Gesichts bedeckte.

„Verlieben? Ich?“ erwiderte der Jüngere mit dem angenommenen Ausdrücke tieffter Verachtung. „Hältst Du mich für ein Kind? Ich kann mich gar nicht mehr verlieben.“ — Der junge Mensch hatte vor wenigen Tagen seinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert.

„Da kommt etwas Neues!“ rief der Ältere, welcher schon während des ganzen Gespräches eine heranrollende Equipage gemustert hatte. „Sieh doch, Franz, das ist ausländisch.“

Ein schwerer Reisewagen, mit sechs Postpferden bespannt, kam längs der Traun stromauf, die Postilone hatten ihre neuesten mit Roth leuchtenden Uniformen an und ihre Federbüsche schwannten im raschen Trabe, zu welchem sie mit langgeschwungener Peitsche das dampfende Sechsgespänn ermunterten. Noch ein Wagen, ein Bierspänner!

Franz sprang ein Paar Absätze vom Berge nieder, um einen Blick in den ersten Wagen zu gewinnen.

„Recognoscire nur den Rücksitz!“ rief ihm sein Freund nach. „Immer den Rücksitz! Im Fond sitzen Eltern, grämliche Tanten, jedenfalls die Alten, auf dem Rücksitz aber die Töchter, Nichten, Gesellschaftsrinnen — im äußersten Falle wenigstens Kammermädchen.“

„Eine alte Geschichte!“ versetzte Franz. „Mich braucht Niemand mehr zu instruiren.“

Sein Stand war aber immer noch zu hoch, um ihm einen Blick in den Wagen, der schnell an ihm vorbeierollte, zu gestatten. Das Einzige, was er zu sehen bekam, war eine Damenhand, welche momentan des Handschuhs entledigt auf dem Schläge ruhte und nach ihrer Lage allerdings einer Rückwärtsitzenden gehörte. Noch im Vorbeifahren zog sie wieder den Handschuh an, wie es schien in hastiger, ungeduldiger Weise.

„Nun, Freund, was hast Du gesehen?“ fragte der Ältere von Beiden, welcher mittlerweile vorsichtig den jähen Abhang herabgeklettert war. „Etwas Besonderes?“

„Eine Hand, weiter nichts,“ erwiderte Franz verdrießlich.

„Für den feinen Beobachter schon genug,“ sagte der Andere lachend. „Aus Form und Teint der Hand schließt man auf den Arm und so weiter auf die ganze Figur, selbst auf Alter und Stand. Wie sah die Hand aus?“

„Weiß und fein,“ antwortete Franz, darauf eingehend. „Aristokratisch klein und geschont.“

„Aristokratisch geschont!“ rief der Ältere laut lachend. „Das will der Junge im Vorüberfahren gesehen haben! Denkst Du, daß die Beschäftigung eines Kammermädchens — beneidenswerth, wenn sie einer jungen hübschen Frau geweiht ist — die Hände ruiniert? O Franz, Du hast noch viel zu lernen!“

„Ja, Du könntest mein Schüler sein, das versichere ich Dich!“ erwiderte Franz. „Aristokratisch war die Hand, denn sie trug mehrere kostbare Ringe und eine Manschette von echten Spitzen!“

„Diesen merkantilen Adlerblick hätte ich gar nicht in Dir gesucht,“ versetzte der Freund spottend. „In der That, Du imponirst mir seit einiger Zeit so, daß ich ein merkliches Wachsthum meiner Hochachtung gegen Dich verspüre. Ein Wagen fährt im vollen Rennen an Dir vorüber und Du tarirst im Fluge den Werth von Ringen an einer kaum erkennbaren Hand und weist gewiß auch die Brüsseler Fabrik zu nennen, aus welcher das Kunstgewebe der Manschettenspitzen hervorgegangen ist!“

„Bruno!“ rief der Jüngere drohend, indem sein feines Gesicht sich röthete.

„Wollen wir ein wenig an der Traun hinabgehen?“ fragte Bruno unbefangen abbrechend, denn er kannte den Punkt sehr genau, über den hinaus er seinen Freund nicht reizen durfte. „Es ist die Zeit, wo die Stellwagen von Ebnsee kommen und neue Gäste bringen. Die vornehme Gesellschaft, die wir sahen, entläuft uns nicht, an der Table d'hôte Abends erfahren wir, wer es gewesen ist. Hier aber winken uns vielleicht hübschere und zugänglichere Bekanntschaften.“

Franz folgte ihm, noch nicht ganz versöhnt. Sie wanderten im Thale hinab, wo die rauschende Traun ihre krystallhellen, grünen Wasser über die Klippen trieb, viel Leute begegneten ihnen, kräftige Burschen im knappen Wamms und grünen Hut, Salzburgerinnen mit dem breitrandigen weißen Filz auf dem Kopfe, oder auch nur mit dem schwarzen wohlkleidenden Tuch, Blumen hinter den Ohren oder Basten auf den Köpfen tragend.

„Findest Du nicht das weibliche Geschlecht hier abscheulich?“ fragte Bruno.

„Widerwärtig mit wenigen Ausnahmen,“ antwortete Franz ungerecht, denn die Salzburgerinnen sind im Allgemeinen nicht schön, aber auch nicht abstoßend, wie es die beiden Repräsentanten des männlichen Geschmacks, wofür sie sich allerdings ansahen, zu glauben

schienen. Vielleicht waren sie in einem andern Sinne abstosend gegen sie gewesen.

Aber nicht bloß Einheimische fanden sie unterwegs, auch viele Badegäste lustwandelten im Thale; unter diesen fiel den Freunden eine schlanke, junge Dame auf, welche ganz allein im ziemlich raschen Schritte vor ihnen herging. Sie war anständig und einfach gekleidet, Franz hätte sogar mit mehr Wahrscheinlichkeit als bei der rasch Vorüberfahrenden, von der er nur die Hand gesehen, auf vornehmen Stand schließen können.

„Laß uns schneller gehen, wir müssen ihr unter den Hut sehen,“ sagte er. „Zum Angriff!“

„Das wäre unritterlich — ich meine, Zwei gegen einen, wenn auch noch so hübschen Feind,“ erwiderte Bruno. „Sieh, da kommen die Stellwagen von Ebensee.“

Sie waren an die Thalkrümme gelangt, wo sich mitten aus der Flut, von Wellen umrauscht, auf einem hochragenden, vielleicht vor Jahrhunderten von der Bergeshirn in den Fluß gestürzten Felsenblocke das Bild des Heilands erhebt. Die frommen Bewohner der Umgegend grüßen es ehrerbietig, mancher Andere, wenn er es auch öffentlich nicht thut, weilt ihm wenigstens im Herzen einen guten Gedanken — daran dachten aber weder die beiden Fremden, noch der Gegenstand ihrer Neugier, die junge Dame. Ihre Blicke waren auf den vordersten Wagen gerichtet, ob ihr aus dem Schlage nicht ein liebes Gesicht entgegenschauen werde — und sie täuschte sich nicht! Ein Mann bog sich heraus, grüßte sie schon von weitem und rief dann dem Kutscher zu, daß er halten solle.

Der Wagen hielt, der Mann sprang heraus und die junge Dame eilte ihm mit offenen Armen und dem herzlichsten: „Grüß’ Di Gott!“ der Oesterreicher entgegen. Sie küßten sich zum wahren Verdrusse der beiden Freunde, welche eben entdeckt hatten, daß die junge Frau sehr schön, plastisch schön war. Aber sie mußten auch gestehen, daß ihr Mann — denn wem anders konnte sie sich auf öffentlicher Chaussee an die Brust werfen? — ein schöner Mann sei, von imposanter Gestalt, von einnehmender Gesichtsbildung, wenn er auch viel älter war, als seine Gattin. Das Paar wanderte zu Fuß nach Ischl, wohin der Wagen vorauseilte, die beiden Freunde musterten noch in der Schnelligkeit den zweiten, aus dem ihnen ein niedliches Mädchengesicht neugierig entgegenblickte, dann traten auch sie den Rückweg an und hatten Gelegenheit, dem

unbefangenen plaudernden Ehepaare, das sich viel zu erzählen hatte, ihre Verhältnisse im Großen abzulauschen. Der Mann war offenbar Soldat, das verrieth schon seine Haltung, sein Gang, auch wenn er nicht von seiner Schwadron gesprochen und sich über die neue Dislocation und die Zähigkeit der österreichischen Bauern, wenn sie Einquartirung aufnehmen sollen, beklagt hätte. Er schilderte mit vieler Lebhaftigkeit, wie sein Wirth beim Einmarsch in der Hausthüre gestanden, die Pfeife im Munde, den Hut auf dem Kopfe, wie er auf Befragen nach dem Quartier breitbeinig, ohne den Hut zu rücken, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, geantwortet: I woas nit! so daß es vor allen Dingen nöthig geworden, ihm den Hut vom Kopfe und die Pfeife aus dem Munde zu schlagen — wie er ferner ungedemüthigt, nur trotziger in der Thüre stehen geblieben und auf den Befehl, die Stube anzuweisen, frech gebrummt: I moag nit! und am Ende nichts zu thun gewesen, als ein Paar Chevaurlegers abfegen, den Kerl umschmeißen zu lassen und nun über ihn weg, wie über eine Leiche, in den Besitz des Hauses zu treten.

„D schäm’ Dich!“ antwortete seine junge Frau, durch den Vergleich unangenehm berührt, und fing nun ihrerseits an, von ihrem Leben in Ischl, von dem Erfolge ihrer Badecur und den kleinen Ereignissen zu erzählen, welche wohl für sie und ihren Gatten, keineswegs aber für die lauschenden Zuhörer Interesse hatten. Sie mochten ihre Nähe verrathen haben, denn die hübsche Erzählerin drehte sich plötzlich um und sagte: „Schau!“ worauf sie verstummte. Ein Feuerblick aus Bruno’s Augen hatte sie getroffen und in Verlegenheit gesetzt. Ihr Mann, der sie am Arme führte, nahm, sich gleichfalls umsehend, einen langsamern Gang an, so daß die beiden Fremden nothgedrungen an ihnen vorüber und dann vorausschreiten mußten.

„Das ist die Art, die mich schon in Wien fast zu Tod’ sekkirt hat,“ sagte der Ehemann, obgleich sie noch nicht ganz außer dem Hörkreise waren. „Das hat eine Arroganz, eine absprechende Manier über Alles, was sie nicht einmal verstehen, über den Staat, die Religion und Wissenschaft, und in Gesellschaften ist es halt gar nicht mit ihnen zu ertragen, da nimmt einer drei Stühle ein, legt die Bein’ womöglich auf die Tafel und sekkirt die Frauen durch Frechheit, durch unverschämtes Anschauen und noch unverschämtere Reden.“

„Sekkirt, sagst Du?“ fragte die junge Frau. „Was heißt das?“

„D, das weißt Du nicht?“ entgegnete er. „Nun, er langweilt sie, er peinigt, er dörrt sie aus. Seccare heißt austrocknen, es giebt halt keinen passenderen Ausdruck für einen unerträglichen Menschen, als seccatore.“

„Du kannst doch Dein Welschland gar nicht vergessen!“ sagte die Frau lächelnd. „Die Italienerinnen sind wohl nicht Seccatoren? Gelt, da hast Du Dich nicht beklagt, wenn sie Dich mit ihren schwarzen Augen angeschaut haben.“

„Es ist sehr schön in Italien, aber die Frauen laß mir weg,“ antwortete er. „So lang' sie Mädeln sind, geht's noch an, im dreizehnten, vierzehnten Jahre sind sie auch ganz hübsch und, was mehr ist, brav — das bleiben sie auch, was ich lobe, nämlich brav, bis sie heirathen, aber dann, Kathi, dann lassen sie die Bügel schießen, daß Einem die Haare zu Berge steh'n. Die italienischen Ehemänner sind crudel eifersüchtig — ich verdenk's ihnen nicht, sie haben alle Ursach' dazu.“

„Ei, Nantl,“ fragte sie schalkhaft, „woher weißt Du denn das?“

„Sie haben mir's in Mailand erzählt,“ antwortete er. „Was, Kathi, Du glaubst doch nicht, daß ich, während der Garnison in Welschland, ein Lump gewesen bin?“

„Nein, Ferdinand,“ sagte sie mit einem innigen Blicke. „Dich will ich zehn Jahre unbesorgt um Deine Treue hinaus schicken. — Aber nein!“ setzte sie schnell und scherzend hinzu. „Zehn Jahr' halt' ich's allein nicht aus, so lange kann ich ohne Dich nicht mehr leben, da zieh' ich lieber mit.“

## 2.

Im Gasthause zur Post war für die Fremden, welche heut über den Gmundener See von Norden und Osten her nach Fisch gekommen, keine Hoffnung, Zimmer zu erhalten; der Stubenkellner versicherte mit unverkennbarem Stolze, daß alle Piecen bis unter das Dach besetzt seien. Krone und Kreuz, die andern Gasthöfe, boten nach seiner Meinung eben so wenig Aussicht, er rieth, sich um Privatwohnungen zu bemühen. So zerstreuten sich denn die Reisenden, um auf Entdeckungen auszugehen — und die beiden Freunde, welche von ihrer Wanderschaft im Thale zurückkehrten, fanden im Hofe nur noch Wenige von den Angekommenen mit ihrem Gepäcke beschäftigt.

„Sieh, da ist das niedliche Gesichtchen, das aus dem Wagen nach uns sah,“ machte Franz den Begleiter aufmerksam.

Ein sehr junges Mädchen mit freundlichem, blühendem Gesicht stand, den Reisehut am Arme hängend, unter dem Thorwege, neben ihr in eifriger Unterhaltung eine Alltagsfigur von Mann, Beide sprachen englisch, er war ein Maschinenbauer aus England, der seinen deutschen Namen englisiert hatte und sich dort wohl befand, seinem Geschäft eine großartige Ausdehnung gegeben und jetzt auf seiner continentalen Rundreise nur einen kleinen Abstecher in das Salzburgische gemacht hatte. Alles das und auch daß er noch unverheirathet sei, konnte Bruno, welcher die Sprache verstand, heraus hören, während er mit seinem Freunde, ohne weiter einen Vorwand zu suchen, in der Nähe der Plaudernden verweilte. Das junge Mädchen sprach ziemlich geläufig englisch, nur zuweilen nahm sich der Maschinenkünstler heraus, ihre germanisirende Aussprache zu verbessern. Wenn sie wirklich, wie Franz behauptete, aus dem Wagen nach ihm gesehen hatte, so wußte sie jetzt ihren Antheil meisterhaft zu verhehlen, denn sie kümmerte sich mit keinem Blicke um die interessanten jungen Männer, welche ihr gegenüber auf ihre Stöcke gelehnt standen.

„Eine kleine Coquette,“ sagte Franz. „Du kannst mir's glauben, ich habe darin Scharfblick.“

Jetzt kam ein ältlicher Mann von mittler Größe und anständigem Wesen, der bisher noch am Wagen sein Gepäc in Empfang genommen hatte, zu dem Mädchen und sagte verdrießlich: „Es bleibt mir nichts übrig, als auch selbst eine Wohnung zu suchen.“

„Ja, Sie erinnern mich daran,“ rief der Maschinenbauer schnell. „Mein Fräulein, ich hoffe, Sie noch heut Abend wiederzusehen. Es ist so herrliches Wetter, und alle Welt geht, wie ich höre, zu Schmalnauer's, was ein Kaffeehaus dicht vor der Stadt sein soll. Treffte ich Sie dort?“

Das Mädchen hestete, von dieser ungenirten Sprache sichtlich verlegt, die Augen auf ihren Vater, welcher in seiner Unschlüssigkeit, was er thun solle, kaum die Worte des Angelsachsen gehört hatte und zerstreut erwiderte: „Erst wollen wir sehen, wo wir unser Haupt hinlegen.“

„Good bye then!“ sagte Jener mit kurzem englischen Neckengruß und eilte davon.

„Er hätte auch können bei Dir bleiben, Ida,“ murrte der ältliche Herr. „Du kannst doch nicht mit mir von Haus zu Haus ziehen — und wer soll ein Auge auf unsere Sachen haben, wenn Du mitgehst?“

„D, lieber Vater, laß mich nur hier,“ erwiderte das Mädchen. „Ich werde Dich hier erwarten.“

„Siehst Du die schlaue Coquette!“ raunte Franz seinem Freunde zu, während der Vater des Mädchens sich mit dem Versprechen baldmöglichster Rückkehr auf den Weg machte. „Sie weiß es trefflich einzurichten, daß sie mit uns allein bleibt.“

„Ich überlasse Dich Deinem Glücke,“ sagte Bruno lächelnd und ging mit dem Oberkellner, welcher sich in der Hausflur zeigte, einige Rücksprache über Dinge zu nehmen, welche ihm sehr am Herzen lagen. Der gewandte Mensch eilte augenblicklich, die Fremdenliste zu holen, aus der sich Bruno die nöthige Belehrung schöpfte.

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Geheime schnelle Justiz.) Bekanntlich war noch vor nicht langer Zeit Sicilien ein wahres Räuberneß und Jeder, der sich in das Innere der Insel wagte, war verloren. Um das zu ändern, errichtete die Regierung in jedem Bezirke eine Art Gensdarmarie, aber man erreichte auch dadurch den Zweck nicht, im Gegentheil, die Mordthaten kamen nun erst recht häufig vor, es wurden nicht bloß Fremde, sondern selbst reiche Inländer überfallen und getödtet und, was das Merkwürdigste war, die Thäter blieben unentdeckt, als hätten sie die Gabe, sich unsichtbar zu machen. Dies dauerte mehrere Jahre, bis man endlich auf den Gedanken kam, die Uebelthäter, die man suchte, könnten wohl gar die Gensdarmen sein. Und so war es; die Gensdarmen hatten die Waffen, welche sie erhalten, auf ihre Weise benützt. Die meisten erhielten die gebührende Strafe und die Einrichtung wurde aufgehoben. Dagegen erklärte man jeden Bezirk, in welchem ein Mord geschehe, für verantwortlich; die Bewohner mußten die Schuldigen ausliefern, oder wurden für Mitschuldige angesehen. In jeder Stadt wurde eine Art Kriegsgericht bestellt, das ohne Appellation entscheidet und dessen Urtheil sofort vollzogen werden muß. Jeder Verurtheilte wird binnen höchstens vierundzwanzig Stunden erschossen. Außerdem hat sich der König vorbehalten, direct einzuschreiten und die geheime Polizei handelt nirgends mit so viel Gewandtheit und unter so dichtem Schleier als auf Sicilien. Ein Beispiel davon erzählt ein Reisender, der Sicilien erst im vorigen Sommer besuchte. Er befand sich in der Stadt Trapani und schlief ruhig in der Nacht, als er plötzlich durch den Knall von Flintenschüssen geweckt wurde. Er sprang auf und eilte an das Fenster; die Straße war durch einige Fackeln erhellt, die Matrosen trugen; eben zog ein Peloton Soldaten in guter Ordnung ab und vor einem Hause lag ein Todter, der nur mit dem Hemd bekleidet war. Eine

Stunde vorher, so erfuhr man, hatte ein neapolitanisches Schiff in dem Hafen geankert; ein Officier mit zwölf Soldaten war an's Land gestiegen und nach dem Hause eines in der Stadt ziemlich angesehenen Mannes marschirt. Der Arme schlief; man riß ihn aus dem Bette und zwei Minuten darauf wurde er vor seiner Thüre erschossen, ohne daß man ihm Zeit gab, irgendwie zum Tode sich vorzubereiten oder sich zu rechtfertigen. Nachdem die That geschehen war, kehrte der Officier mit seinen Soldaten nach dem Hafen zurück; aber die Flintenschüsse hatten die ganze Stadt aufgeschreckt und die Behörden erschienen, als der Officier eben in das Boot steigen wollte, und forderten Rechenschaft von ihm. Der Officier zeigte gelassen einen Befehl vor, man verbeugte sich ehrerbietig vor ihm, er fuhr zu dem Schiffe weiter und gleich darauf ging dasselbe wieder unter Segel. Am andern Tage herrschte die größte Bestürzung in Trapani, aber Niemand sprach von dem Vorfalle, obgleich Niemand wußte, warum der Mann erschossen worden war und welches Verbrechen er begangen haben sollte.

(Anna Lapuchin und Paul I.) Paul I. von Rußland bemerkte bei seiner Krönung in Moskau in dem glänzenden Kreise tausend schöner Damen ein reizendes junges Mädchen, die der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war. Er trat auf sie zu und fragte sie, welcher Familie sie angehöre. — „Mein Vater ist der Senator Lapuchin,“ antwortete das junge Mädchen schüchtern. — „Ah, aus Ihrer Familie hat Peter der Große seine erste Gemahlin gewählt. Es thut mir leid, daß diese Familie wieder in das Dunkel zurückgetreten ist, und ich verspreche Ihnen, Ihrem Vater die Stellung anzuweisen, welche ihm gebührt.“ Anna schlug die Augen nieder, denn sie wußte, daß die Blicke eines jungen Mannes, des Fürsten Gagarin, auf ihr ruheten und sie aufmerksam beobachteten. Sie verbeugte sich tief und als sie wieder aufblickte, war der Kaiser weitergegangen. Er schien übrigens in den Regierungssorgen das Versprechen vergessen zu haben, das er der schönen Anna gegeben hatte, denn die Familie derselben erhielt keine besondere Auszeichnung. Der Eindruck, den sie damals offenbar auf ihn gemacht hatte, wurde erst nach einem Jahre plötzlich wieder in ihm geweckt, als eines Tages der Kammerherr Georg Demidow vor ihm erschien und ihn ersuchte, die Verbindung zu genehmigen, die er einzugehen im Begriff stehe. Er fragte, aus welcher Familie er die Gattin gewählt habe, und Demidow antwortete: „Der Senator Lapuchin hat mir die Hand seiner Tochter bewilliget.“ Da überflog plötzlich Jornesröthe das Gesicht des Czars und er donnerte dem erschrockenen Kammerherrn den Befehl zu, sich augenblicklich zu entfernen. Demidow ging und erhielt bald darauf ein Schreiben des Kaisers, in welchem dieser der Vermählung sich nicht geradezu widersetzte, aber ihn aus dem Dienste entließ und aus St. Petersburg verwies. Auf der Reise nach Kasan sah Paul in Moskau die zauberisch schöne Anna wieder. Anfangs war er geneigt, sie zu meiden, aber er vermochte der Gewalt nicht zu wider-

stehen, welche ihn zu ihr zog. Er sprach mit ihr und erwähnte bald sein Benehmen gegen Demidow. . . Sie sah ihn verwundert an und sagte, daß sie nicht verheirathet sei. Die Gattin Georgs Demidow sei ihre ältere Schwester Katharina. Diese unerwartete Entdeckung erfreute den Kaiser so sehr, daß er sofort den Senator Lapuchin rufen ließ, ihn zu einem hohen Posten am Hofe ernannte und Demidow zurückberief. Lapuchin nahm seinen Aufenthalt mit seiner Familie von da an in Petersburg und die schöne Anna wurde von dem Kaiser auf jede mögliche Weise ausgezeichnet. Sie galt allgemein für die Favoritin und wurde deshalb auch von den verläumderischen bösen Zungen nicht geschont, obwohl sie dem Kaiser gegenüber ihrer Würde nie etwas vergeben hatte. Es schützte sie übrigens auch ein Gefühl, das vor allen Lockungen und Verführungen sichert. Trotzdem aber, daß der Kaiser nicht wohl der Geliebte Annas genannt werden konnte, war er im höchsten Grade eifersüchtig, so daß er einst bei einem Ball zwei junge Herren, Laribeaupierre und Baragdin, auf vierundzwanzig Stunden in Haft bringen und für immer aus dem Palast weisen ließ, weil sie es gewagt hatten, mit Anna Lapuchin zu tanzen. An demselben Ballabende erhielt der Kaiser Depeschen von Suwarow aus Italien, welche einen wichtigen Sieg verkündigten und weitere Vortheile versahen. Paul machte den Inhalt der Depesche selbst bekannt und empfing die Glückwünsche der Anwesenden. Als auch Anna nun ihre Glückwünsche aussprechen sollte, bemerkte der Kaiser, daß sie zitterte und ungewöhnlich blaß ausah. Er suchte zwar den Grund davon mehr in dem frühern Vorfalle als in den Depeschen Suwarows, nahm sie aber an der Hand und führte sie in ein anstößendes Zimmer. . . Ich glaube, sagte er hier, Ihnen durch die Verbannung der jungen Herren mißfallen zu haben; um Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben, werde ich Ihnen die eben eingegangenen Depesche vollständig vorlesen. Er las der reizenden Anna wirklich Suwarows Depesche vor und verschonte sie nicht einmal mit der Liste der Verwundeten. Dieses Vorlesen wurde indeß plötzlich durch einen gellenden Schrei Annas unterbrochen, die darauf ohnmächtig umsank und den Kaiser dadurch in die größte Bestürzung versetzte.

Die beiden Hofdamen, welche Anna in das Zimmer begleitet hatten, eilten zu ihrem Beistande herbei. Paul ging unterdeß mit großen Schritten auf und ab. Kaum war Anna wieder zu sich gekommen, als er, um die Veranlassung zu der Ohnmacht zu erfahren, die Damen fortschickte. . . Anna erkannte ihre schwierige Lage und waffnete sich mit ihrem ganzen Muth.

„Was presste Ihnen den Angstschrei aus?“ fragte Paul ziemlich barsch.

„Das Entsetzen, als Ev. Majestät unter den Verwundeten auch den Namen meines — Verlobten nannten.“

„Ihres Verlobten?“ rief Paul aus. . . „Sie theilen mir da etwas ganz Neues mit. . . Warum dieses Geheimniß? Wer ist der Mann, der eine so große Gewalt über Ihr Herz besizt?“

„Der Fürst Sagarin.“

„Er ist ja seit drei Jahren bei unserer Armee in Italien.“  
„Seit vier Jahren sind wir durch unsere Familien mit einander verlobt.“

„Und Sie haben mich nie Ihres Vertrauens würdig gehalten? Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie eines so hohen Grades von Verstellung fähig wären.“

Anna hatte bis jetzt in ihren Antworten die möglichste Festigkeit bewahrt; auf den letztern Vorwurf konnte sie nur durch Thränen antworten. Der Kaiser sah sie verwundert an und schwieg; dann sprach Anna:

„Ich habe nie Ihre Hochherzigkeit verkannt, Majestät; aber obwohl ich weiß, daß ich über die Beweise Ihrer Gnade nicht zu erröthen brauche, so war ich doch der Familie meines Bräutigams. . .“

„Halt!“ fiel Paul ein; „Anna, vergessen Sie Alles, was bisher geschehen ist. Sie lieben den Fürsten Sagarin?“

Anna schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Ich gebe Ihnen mein kaiserliches Wort, daß er Ihr Gemahl werden soll.“

Und er hielt sein Kaiserwort, er genehmigte nicht bloß die Vermählung, sondern wendete sogar dem Fürsten seine Gunst zu.

### Generalcorrespondenz.

Durch die deutschen Zeitungen läuft jetzt die Geschichte von einem neuen gräßlichen Unglücke, das die Homburger Spielhölle über eine achtbare Familie gebracht hat; auch wir tragen zu ihrer Verbreitung bei, um den Unwillen gegen die Spielspekanten, diese Schmach Deutschlands, mehr zu helfen. Ein im Rheingau begüterter Edelmann hatte seit zehn Jahren in glücklicher Ehe gelebt und war Vater von vier Kindern. Vor zwei Jahren kam er nach Frankfurt, um den Ertrag seiner Weinernte zu verkaufen, und ein Freund verleitete ihn, das vielgerühmte Homburg zu besuchen. Er wagte an der Bank einige Goldstücke und verlor; um das Verlorene wieder zu gewinnen, spielte er weiter und weiter — kurz es erneuerte sich bei ihm die alte Geschichte, wie ein sonst redlicher Mann allmählig zum Spieler umgewandelt wird. Er besuchte Homburg oftmals und verlor endlich dort sein ganzes Vermögen von 80,000 Gulden. Endlich brachte er durch Verkauf seiner ganzen beweglichen Habe, theurerer Andenken aus frühern glücklichen Tagen u. s. w. noch 5000 Gulden zusammen. Mit dieser Summe begab er sich nochmals nach Homburg, um das letzte Mal sein Glück zu versuchen, und verlor das Geld bis auf den letzten Pfennig. Nun war er ein Bettler. . . Die arme Frau, die keine Rettung mehr weiß, kein Mittel mehr kennt, ihren hungernden Kindern Brot zu schaffen, entschließt sich endlich zu einem verzweiflungsvollen Schritte. . . Sie eilt nach Homburg und geht zu dem Spielpächter — der Mann heißt Blanc — an den ihr Gatte Hab und Gut verloren hat; sie wirft sich ihm zu Füßen und beschwört ihn im Namen

ihrer Kinder, ihr von den 80,000 Gulden nur eine kleine Summe als Geschenk, oder wenigstens als Darlehn zurückzugeben. Der Spielpächter wendet sich kalt von der verzweifelnden Frau weg und schlägt ihr die Bitte ab; sie gesteht, daß ihre Kinder buchstäblich kein Brod hätten, der Spielpächter weist ihr die Thür. Die Unglückliche kommt in ihre öde Heimath zurück, wird wahnsinnig und muß in eine Irrenanstalt gebracht werden. Dieser neue fürchterliche Schlag reißt den verzweifelten Spieler wieder zur Besinnung auf; er kann die Last seiner Schuld nicht tragen und als sein bedauernswerthes Weib in die Irrenanstalt abgeführt wird, nimmt er das Rasirmesser und öffnet sich die Halsadern. — So sind seine vier armen Kinder Waisen. Man sagte vor einiger Zeit, der Bundestag wolle alle Spielhöllen verbieten; ganz Deutschland wartet mit Sehnsucht auf dieses Verbot. Die Stadt Homburg hat übrigens dem Herrn Spielpächter Blanc wegen seiner Verdienste das — Ehrenbürgerrecht ertheilt. —

Die Naturforscher haben ermittelt, daß jede Spinne vier kleine Drüsen enthält, die eine Menge kleiner (von dem unbewaffneten Auge nicht erkennbarer) Oeffnungen haben. Aus jeder dieser Oeffnungen kommt ein kleiner Faden, wenn das Insect spinnt; alle diese Fäden, in jeder der vier Drüsen wenigstens tausend, verbinden sich mit einander und bilden den einzelnen Spinnwebfaden, aus dem die Spinne ihr Netz schafft, so daß also ein Spinnwebfaden aus vier tausend Fädchen zusammengesetzt ist. Nun giebt es aber Spinnen, die kaum so groß sind, wie ein Sandkorn, und die gleichwohl auch in dieser Weise spinnen. Wie dünn mag da eines der viertausend Fädchen sein, die vereint einen Faden bilden, welchen man mit bloßen Augen kaum sehen kann! —

In Paris wurde vor Kurzem eine Sammlung von Autographen, und zwar hauptsächlich von Autographen berühmter Frauen, versteigert. Der Preis, mit dem dieselben bezahlt wurden, dürfte einen Maasstab geben, in welchem Werthe man gewisse Damen hält. Die höchste Summe zahlte man für ein Briefchen der La Vallière, nämlich 400 Fres., für eins von Mad. Elisabeth, der Schwester Ludwigs XVI., 101 Fres., von der Prinzessin Lamballe 45, Sophie Arnould 40, Christine von Schweden 35, Clairon 18, Genlis 18, Frau von Staël 14, Duchesnois 14, Gräfin Guiccioli 13, Anna von Oesterreich 11, Georges Sand 7, Maintenon 6, Dugazon 5 u. c. Hiernach gehören also elf Annas von Oesterreich, elf Sands, acht Staël und funfzehn Maintenons dazu, um eine La Vallière zu erreichen, oder mit anderen Worten, ein gutes Herz steht über Kronen und Talenten. —

Gute Aussichten für Feinschmecker! Die Trüffel von Périgueux sind in der letzten Zeit, weil sie sehr gut gerathen, so im Preise gefallen, daß das Pfund 1 Thlr. kostet, statt wie früher 3 bis 4 Thlr. —

In Brasilien soll es einen merkwürdigen Schmetterling (P. Feronia) geben, der mehr läuft als fliegt, und einen Ton von sich giebt. —

Der General Rosas hat seine Erhebung nur seiner Geschicklichkeit im — Reiten zu verdanken. Die Gauchos erwählen nämlich nur den zu ihrem Anführer, der folgendes Halsbrecherisches Kunststück auszuführen vermag. Eine Herde wilder Pferde wird in einen Corral (eingezäunten Raum) getrieben und dann durch ein Thor hinausgelassen, über dem sich ein Querbalken befindet; wer von dem Balken auf eines dieser wilden Thiere sich niederlassen kann, während es herauströbt, und es ohne Sattel und Zaum nicht nur — reiten, sondern auch an das Thor zurückzubringen vermag, ist der General. Rosas führte dieses Kunststück aus. —

In Stockholm wird nächstens ein Prozeß verhandelt werden, der sich aus dem dreißigjährigen Kriege herschreibt. Ein gewisser Baumann aus Stettin hatte damals Lieferungen für die schwedische Armee gemacht und 20,000 Thlr. zu fordern. Er erhielt trotz allem Mahnen sein Geld nicht, eben so wenig wie seine Kinder und Kindeskinde. Jetzt haben die Nachkommen einen Bevollmächtigten nach Stockholm gesandt und der König Oscar hat erlaubt, daß sein Finanzministerium verklagt werde. Die Forderung beläuft sich aber jetzt — durch die Zinsen vergrößert — auf 195,000 Thlr. —

Die französische Academie hat eine Commission ernannt, die bestimmen soll, welches das beste französische fünfactige Bühnenstück (in Versen) sei, das in den letzten zehn Jahren zur Aufführung gekommen. Das Stück, welches für das beste erklärt wird, soll mit einem Preise von 10,000 Fres. gekrönt werden. —

Ein Engländer hat eine Anleitung zur Kenntniß alter Kupferstiche (The Print Collector) herausgegeben, in welcher er eine Menge interessanter Kunstnotizen mittheilt. So heißt es: „Prinz Ruppert hat lange den Ruhm gehabt, für den Erfinder des Mezzotintstichs gehalten zu werden; er gebührt aber Ludwig von Siegen, der um 1609 geboren war. Der bekannte Kunstkenner Leon Laborde führt ein Schreiben von L. v. Siegen an Prinz Ruppert an, in welchem er demselben seine Entdeckung mittheilt. Das erste Mezzotintblatt war ein Portrait der Landgräfin Amalie von Hessen. — Ferner erfahren wir daraus, daß der höchste Preis, der in England in einer Versteigerung für ein einziges Blatt jemals bezahlt worden ist, 300 Guineen war, und zwar der Abdruck einer Arbeit in Niello: „Die Madonna mit dem Kinde“. Die alten guten oder seltenen Blätter steigen übrigens fortwährend im Preise; so wurde ein Kopf Rembrandts, von dem Künstler selbst radirt, 1809 mit 5 Pfd. St., 1824 mit 53 und 1841 mit 105 Pfd. St. verkauft. In ganz gleichem Verhältnisse hat sich der Werth aller ähnlichen Blätter gesteigert, so daß eine Sammlung alter Kunstblätter in unsern Tagen eine Sache von bedeutendem Werthe ist. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 8.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Franz hatte mittlerweile sich dem jungen Mädchen, welches geduldig auf der Bank saß, genähert und ein Gespräch angeknüpft. Sie antwortete unbefangen, ohne Verlegenheit auf seine nicht allzubeschreibenen Fragen. Aus Böhmen komme sie, ihr Vater sei Arzt und für diese Badezeit, weil sein Ruf ihn empfohlen habe, von einer ausländischen Fürstin engagirt, welche schon vor ihnen in Ischl angekommen sein müsse.

„Wie lange werden Sie sich hier aufhalten?“ fragte Franz.

„Das hängt wohl von dem Gesundheitszustande der Fürstin ab,“ antwortete sie. „Mein Vater sagt, wenigstens sechs Wochen.“

„Sie freuen sich darüber! Ischl ist sehr schön und seine Umgebungen erst!“ sagte Franz.

„Ach, mein Herr, ich werde sie wenig sehen,“ erwiderte das Mädchen mit einem kleinen Seufzer. „Ich werde überhaupt hier ein trauriges Leben führen, mein Vater muß immer um die Fürstin sein, ich habe keine Bekannte, an die ich mich anschließen könnte, ich werde wohl meist zu Hause sitzen.“

„O, Sie müssen sich entschädigen!“ rief Franz. „Beneidenswerth, wem Sie erlauben, Ihnen die Einsamkeit minder drückend zu machen.“

Sie sah ihn unschuldig fragend an, sein Blick

mochte ihr aber schnell das Verständniß eröffnen, denn sie erröthete plötzlich und wandte ihr Auge mit einer gewissen Unruhe nach dem Eingange des Hofes. Franz nahm dies in seiner Selbstgefälligkeit für das günstigste Zeichen und setzte sich stracks neben sie.

„Warum derangiren Sie sich?“ fragte er, als sie schnell weiter rückte. „Es ist Platz genug für ein Paar, das sich verträgt.“

Sie antwortete nicht, aber ihre dunkeln Augenbrauen zogen sich etwas böse zusammen, was ihr ganz allerliebste stand.

„Nun, Fräulein Ida? Sie sehen, ich habe Ihren Namen aufgefangen,“ sagte Franz. „Aber Sie thun ja, als wäre ich mit der Pest behaftet? Ist Ihnen meine Gegenwart unangenehm?“

Da trat, recht zu ihrer Erleichterung, ein Reisebekannter, mit welchem sie auf dem Dampfschiffe über den Gmundener See gefahren, aus der Thüre des Hauses; auch Franz erkannte ihn als den Mann der jungen hübschen Frau, die ihm so weit entgegen gegangen war.

„Haben Sie meinen Vater nicht gesehen, Herr Rittmeister?“ fragte das Mädchen mit einer wahren Freude, von dem Tête-à-Tête erlöst zu sein, und als der Militair ihr freundlich antwortete, daß er ihn auf der Esplanade, aber immer vergeblich nach einer Wohnung suchend, getroffen habe, bat sie ihn, unter seiner Obhut bleiben zu dürfen, bis der Vater zurückkehre. Sie fühlte sich wirklich verlassen in diesem Augenblicke.

Der Rittmeister sagte ihr wohlwollend zu, und Franz, nachdem er noch eine Weile mit der gleichgültigsten Miene von der Welt dagesessen hatte, stand langsam auf und ging, seinen Freund zu suchen, den er im Gastzimmer fand, eifrig die schlechtgeschriebene Babeliste studierend.

„Ich forsche nach dem Namen der schönen, zärtlichen Frau,“ sagte Bruno. „Doch sind hier zu viel Officiersdamen.“

„Jetzt kann ich Ihnen dienen, Herr Baron,“ sprach der hinzutretende Oberkellner. „Ihr Mann ist so eben im Hofe, um seine Koffer in Empfang zu nehmen, ich habe im Stillen seinen Diener gefragt, er heißt Graf Kippach und ist Rittmeister im Regiment \* \* Chevaurlegers.“

„Gut!“ sagte Bruno. „Seine Wohnung?“ Der Oberkellner nannte sie. — „Vortrefflich, Sie sind ein Muster von Intelligenz!“ — Der Geschmeichelte verbeugte sich, mit der Serviette wedelnd.

„Wissen Sie auch, wer die vornehme Herrschaft war, die heute mit zwei Wagen, sechs- und vierspännig, ankam?“ fragte Franz.

„Eine russische Fürstin,“ antwortete der Oberkellner. „Ihren Namen habe ich nicht behalten können, aber sie wohnt auf der Esplanade, das zweite oder dritte Haus von Ihrer Majestät von Preußen — Sie wissen doch, wo die schwarzen Adler an der Hausthüre angebracht sind, zu Ehren Seiner Majestät des Königs — dort hat die Fürstin schon seit vierzehn Tagen Wohnung bestellt. Wenn Sie den Namen wissen wollen, Herr Baron?“

„Ich danke Ihnen, auf den Namen kommt es mir nicht an,“ erwiderte Franz. „Die Weinkarte!“

Er bestellte Ruster Ausbruch, schenkte seinem gedankenvollen Freunde und sich ein, stieß mit ihm auf „gutes Glück!“ an und schlürfte den feurigen Wein mit großem Wohlbehagen.

„Aber woran denkst Du denn, Bruno?“ fragte er. „Du verdrehst ja förmlich die Augen.“

„Ich muß Dir gestehen,“ sagte Bruno, indem er mehrmals seinen glänzenden Bart über Kinn und Backen hinaustrich, „daß ich mich mit dem Bilde der schönen Frau beschäftige, die auf mich wirklich eine Art Eindruck gemacht hat.“

Franz lachte laut auf.

„Lache nur!“ sagte Bruno. „Ich fordere Dich heraus, mir eine weibliche Gestalt zu zeigen, die mehr Ebenmaß der Formen, mehr Grazie der Bewegung

hätte. Und welcher einschmeichelnde Ton der Stimme, wie sie mit ihrem Bären von Manne sprach! Wie war jede ihrer Aeußerungen noch so kindlich, so jungfräulich, möchte ich sagen!“

„O, alter Mensch, alter Mensch!“ rief Franz. „Kann Dir so etwas noch passiren!“

„Ich bin acht Jahr älter als Du,“ versetzte Bruno. „Aber im Ganzen doch noch jünger.“ In einer raschen Anwandlung stand er auf und stellte sich vor den Spiegel. Der zeigte ihm das Bild eines jungen Mannes mit ausdrucksvollem, ein wenig bleichem Gesichte, das in Momenten des Effects sogar schön genannt werden konnte, von dunkeln feurigen Augen belebt, vom schwarzen Haupt- und Barthaar gekräfftigt. Konnte sich Baron Bruno mit dem Ehemanne der jungen Frau messen? Dieser Gedanke beschäftigte seinen Geist und des Spiegels Antwort schien ihn zufrieden zu stellen, denn er wandte sich mit einer Miene, welche das aussprach, zu seinem Freunde zurück und schlug ihm noch einen Spaziergang über die Esplanade vor.

„Dort kannst Du zugleich sehen, ob Du die Eignerin der schönen Hand entdecken magst,“ sagte er. „Oder hast Du sie über der kleinen Brünette vergessen?“

„Unbedeutend! Milch und Wasser! Kein Geist, kein Feuerstoff!“ erwiderte Franz, das letzte Glas austrinkend. „Ihre sechszehn Jahre und die gänzliche Unerfahrenheit sind ihr einziger Reiz. Faute de mieux könnte ich ihr allerdings die Einsamkeit versüßen. Nous verrons, Freund.“

Guter Baron, hättest Du die Schilderung mit angehört, welche das unerfahrene Kind ihrem Vater von Dir entwarf, als sie in dem kleinen Stübchen ihrer endlich erlangten Wohnung mit Auspacken beschäftigt war! Sie würde Deine Selbstliebe nicht wenig entrüftet haben.

„Laß gut sein, Kind,“ erwiderte der Vater, indem er sie mit seinen klugen Augen lange anblickte. „Dergleichen Käuze muß es auch geben. Sie dienen dazu, eine wahre gediegene Männlichkeit in besseres Licht zu setzen.“

„Wirst Du die Fürstin noch heute auffuchen?“ fragte sie.

„Ich muß wohl,“ antwortete er. „Sie wird tausend Fragen zu thun haben und vornehme Damen sind ungeduldig. Ueberhaupt kenne ich sie noch zu wenig, weiß nur über ihren Gesundheitszustand zu urtheilen und wie die Psyche auf letztern Einfluß hat, brauche ich meiner verständigen Ida wohl nicht erst zu erklären.“

Dann möchte ich auch meinen Herrn Kollegen, den Brunnenarzt, noch kennen lernen."

"Zu einem Besuche ist doch heute keine Zeit mehr," wandte die Tochter ein.

"Männer der Wissenschaft hängen nicht an kleinlichen conventionellen Rücksichten," versetzte er. "Doctor Breuner ist mir als ein höchst einsichtsvoller Mann und tüchtiger praktischer Arzt bekannt, ich scheue mich nicht, ihm noch bei sinkendem Abende meine Achtung zu versichern. Sind meine Kleider in Ordnung, Ida?"

Er begab sich in das anstoßende Kabinet, um sich anzukleiden. Ida räumte während der Zeit auf und gab dem bescheidenen Zimmer bald ein wohnliches Ansehen. Der Vater lobte sie, als er wieder erschien, und nahm mit einem Kusse von ihr Abschied.

"Nun geht die Einsamkeit an," dachte sie, wieder mit einem kleinen Seufzer, welchen ihr unsere jungen Leserinnen nicht verargen werden. Sie trat an alle drei Fenster ihres Eckzimmers und sah hinaus. Rings umher kleine Gemüsegärten, zerstreute Häuser und Ställe, nirgends ein freier Fernblick, selbst nicht gen Himmel, wo die mächtigen Bergmassen sich hindernd emporthürmten. Auf ihnen lag aller Glanz des Sommerabends und machte der armen Ida das Herz noch schwerer, so daß ihr zu Muth war, wie einem frisch eingefangenen Vögelchen. Sie setzte sich resignirt auf das Sopha, stützte ihren Kopf in die Hand und dachte an ihr schönes Prag, an das letzte Concert auf der Schützeninsel, wo sie mit guten Freundinnen den zauberischen Walzerklängen gelauscht, welche Herr Swoboda vor dem Publikum erklingen lassen — und noch an Manches dachte sie, von dem sie sich hatte trennen müssen. Da wurde sie sehr traurig.

Ihr Vater hatte die Wohnung der Fürstin bald gefunden. Im Hause waren ein Paar Livreebediente mit rundgeschornen Haaren noch mit den Koffern und Wachen beschäftigt, es herrschte ein strenger Fuchtergeruch, welcher des Arztes Schritte beschleunigte. Oben an der Treppe empfing ihn ein Kammerdiener in schwarzer, etwas schwerfälliger Kleidung und fragte ihn französisch, zu wem er wolle?

"Doctor Sill," gab der Arzt zur Antwort.

"Der befindet sich nicht im Gefolge Ihrer Erlaucht," sagte der Kammerdiener geringschätzig.

"Mein Freund, ich bin Doctor Sill und wünsche, Ihrer Erlaucht gemeldet zu werden," versetzte der Arzt mit einigem Nachdruck.

"Bedauere," erwiderte der Kammerdiener. "Ihre Erlaucht sind sehr fatiguirt, und zu einer so unpassenden Stunde —"

"Wollen Sie nicht auch der Krankheit bestimmte Stunden zur Audienz vorschreiben?" rief der Arzt ungeduldig.

"Mein Gott! Welcher Aufruhr im Vorzimmer!" ließ sich hinter dem Diener eine weibliche Stimme vernehmen.

"Dieser Herr —" sagte der Kammerdiener entschuldigend.

"Wenn der Herr unverschämt ist, warum weisen Sie ihm nicht die Treppe?" rief die hagere, in ein leuchtendes Mantelet gekleidete Frau, welche sich jetzt den Blicken des entrüsteten Arztes darstellte.

"Wer sind Sie, Madame?" rief er heftig.

"Haben Sie ein Recht, darnach zu fragen?" erwiderte sie. "Wird man hier, kaum angelangt, von Sollicitanten überlaufen?"

"So machen Sie es mit Ihrer Erlaucht ab, daß Sie mich, ihren Arzt, beleidigt haben! Ich komme nicht wieder!" sagte Doctor Sill zornig und kehrte Beiden den Rücken.

"Wie? Sie wären —?" rief die hagere Frau erschrocken. "Großer Gott! Die Fürstin zählt die Augenblicke —"

"Herr Doctor, Herr Leibarzt!" schrie der Kammerdiener und eilte ihm nach.

"Mein Gott! Welches Mißverständniß!" rief die Frau von der Treppe. "Ich beschwöre Sie, kehren Sie zurück. Sie werden mit Sehnsucht erwartet! Swann, schaff' uns den Herrn Doctor wieder, sonst sind wir verloren."

Swann, der Kammerdiener, haschte nach dem Rockzipfel des Arztes. "Verzeihung, Verzeihung!" bat er. "Ein unbegreiflicher Irrthum ließ mich Sie verkennen. Strafen Sie mich, wie Sie wollen, nur kommen Sie. Machen Sie mich nicht unglücklich!" Seine anmaßende Unverschämtheit hatte sich in Kriecherei verwandelt, aber das empörte den biedern Arzt nur noch mehr und er wäre gewiß fortgegangen, wenn ihm nicht einer der Russen, der nicht verstand, was Beide mit einander hatten und nur sah, daß Herr Swann den Fremden vergeblich zurückzuhalten suchte, dem Beteren mit einem peremptorischen: *stoi!* in den Weg getreten wäre.

Das gab aber dem Austritt eine komische Wendung. Doctor Sill, von seinem erwachenden Humor besänftigt, rief lachend: "Nun, das ist der kategorische

Imperativ, die ultima ratio principum. Dagegen hilft keine ohnmächtige Protestation.“

„O, mein Herr, wie soll ich es wagen, Sie um Verzeihung zu bitten?“ rief die Frau im Mantelet, als sie ihn zurückkehren sah. „Gedenken Sie meiner unbegreiflichen Verblendung nicht gegen Ihre Erlaucht—“

„Mit wem habe ich also die Ehre —?“ fragte der Arzt lächelnd.

„Ich bin die erste Kammerfrau Ihrer Erlaucht,“ antwortete sie mit tiefem Knixe.

Der vorausgeeilte Diener brachte den Bescheid: „Sehr willkommen!“ auf seine Meldung zurück und öffnete Doctor Sill weit die Thüre. Sobald er sie aber hinter ihm geschlossen hatte, schnitt er ein verdrießliches Gesicht und sagte russisch: „Muß man dem deutschen Pflasterstreicher gar schön thun! Ein Duzend Kantschuhiebe und hinausgeworfen, das gehört ihm!“

„Erbarme Dich!“ sagte die Kammerfrau mit dem Lieblingsausruf der Russen. „Ich bitte Dich, Swan Nikititsch, sprich nicht so unvorsichtige Worte. Wer ist mächtiger bei den Hohen, als ihr Beichtvater und ihr Arzt? Und weißt Du nicht, daß die Fürstin ihre ganze Hoffnung auf diesen deutschen Bader gesetzt hat? Was gilt es, so kann er mit ihr machen, was er will — denn die Deutschen haben nun einmal den Vorzug vor uns treuen Russen!“

„Ja,“ bestätigte Swan mürrisch. „Da hast Du Recht, Lenuschka Grigorowna.“

Der Arzt war in ein kleines Zimmer getreten, wo ihm eine jüngere Dienerin bescheiden die innere Thüre öffnete, welche nach dem für die Fürstin eingerichteten Gemache führte. Hier waren schon die Fensterladen geschlossen und Lampenlicht erhellte den Raum, in welchem des Arztes Blick zwei Frauen entdeckte, die Eine halb ruhend auf einem Polster, die Andere an dem kleinen Tische sitzend, der die Lampe trug.

„Treten Sie näher, mein lieber Doctor,“ sagte die ruhende Dame mit einer sanften, schwachen Stimme. „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen und daß Sie mir Ihre Kunst weihen wollen. Mein Neffe, der Legationsrath, hat mir so viel Ausgezeichnetes von Ihnen geschrieben!“

„Das ich wohl nicht halb verdiene, Erlaucht,“ antwortete der Arzt, welcher mit tiefer Verbeugung näher getreten war und die beiden Damen scharfer ins Auge gefaßt hatte. „Doch werde ich suchen, das Vertrauen

zu rechtfertigen, das Sie auf die Empfehlung eines mir völlig unbekanntem Cavaliers in mich gesetzt haben.“

Die Fürstin hatte ihn, ohne sich zu erheben, mit einer anmuthigen Bewegung der Hand gegrüßt; sie war eine Frau von zarter Gestalt, dem Anscheine nach groß, ihr Gesicht hatte angenehme Züge und jene durchsichtige Färbung, welche ihr nervöser Zustand erklärte; blondes Haar scheidete sich auf ihrer milchweißen Stirne. Sie trug ein weites, weiches Gewand von kostbarem indischem Stoffe, sonst aber keinen Schmuck, nicht einmal einen Ring. Ihre Gefährtin — ob sie eine Verwandte oder Gesellschafterin sei, hätte ein in der großen Welt erfahrener Mann gleich auf den ersten Blick errathen, Doctor Sill war darüber im Zweifel. Sie hatte sich bei seinem Eintritt ein wenig erhoben und ihn mit einem flüchtigen Augenausschlag gegrüßt, dann aber saß sie wieder ernst und ruhig, den Blick auf ihre Arbeit geheftet, bis auf das Spiel der schlanken Finger fast unbeweglich. Sie war sorgfältiger als die Fürstin gekleidet und hatte ein schönes regelmäßiges Gesicht, das nur sehr blaß war, von einer Flut langer, schwarzer Locken beschattet.

Der Arzt mußte sich setzen. „Liebe Constance!“ sagte die Fürstin bittend. Die junge Dame stand auf und verließ das Zimmer. Mit leiser Stimme begann nun die Fürstin von dem Zustande ihrer Gesundheit, von ihren Leiden und Anfällen zu sprechen, der Arzt vervollständigte seine Einsicht durch ehrerbietige Fragen, bei welchen die Kranke nicht selten heiß erröthete, so weit entfernt sie auch waren, ihr Zartgefühl zu beleidigen, wenigstens nach doctorlicher Meinung. Er wußte bald, bis zu welchem Grade die Verstimmung des Nervensystems, mit welcher er hier zu kämpfen hatte, gediehen war und hätte sich gern bis zu den Quellen derselben, den verschwiegenen Ursachen, gewagt, indessen sagte ihm sein gesunder Verstand, daß solches einzig und allein seiner Combinationsgabe überlassen bleiben müsse.

„Wollen Sie so gütig sein, jene Klingel —?“ bat die Fürstin, als die Conferenz geendigt schien.

Er hatte noch manche Frage auf dem Herzen, doch verschob er sie und stand auf, dem Wunsche der Fürstin zu genügen. Vielleicht that er es zu kräftig, denn bei dem lauten Schalle der Klingel zuckte es wie ein Schreck durch die Glieder der nervenschwachen Frau. Ehe der Ton noch verhallt war, erschien in der Thüre das apfelrunde, rothbäckige Gesicht der Bofe, die den Doctor in das Zimmer der Fürstin gewiesen hatte.

„Constance!“ sagte die Fürstin mit einer leichten Erhebung des Tones, worauf das Mädchen eilig wieder verschwand.

Es trat eine Pause ein, die Fürstin sah nach der Thüre und wechselte ungeduldig ihre Stellung. Nach kurzem Harren kam die junge Dame, that von der Schwelle aus einen kurzen, scharfen Blick auf die Ruhende und nahte dann wieder mit gesenkten Augenlidern. Doctor Sill hatte Muße, sie nun genauer zu betrachten, sie war in der That sehr schön, aber gewiß leidend, denn um ihre Lippen, welche noch den unentweiheten Purpur der Jugend trugen, zuckten Linien, welche dem Seelenkundigen nicht entgingen.

„Thee!“ sagte die Fürstin etwas scharf.

Doctor Sill stand auf und empfahl sich. — „Sie bleiben nicht?“ fragte die Fürstin mit unruhiger Stimme. Der Arzt versicherte, noch mit seinem Collegen Rücksprache nehmen zu müssen, damit Ihre Erlaucht morgen gleich ihre Cur beginnen könne, und schleppte dann den schweren Sammetstessel, den er glaubte fortstellen zu müssen, mit großer Mühe an die Wand, was der Fürstin ein befremdetes Lächeln entlockte.

Als er fort war, traf Constance die Anstalten zum Thee, schnell und geräuschlos, von der sinken Zofe unterstützt, welche in das Zimmer geschlüpft war. Die Fürstin hatte den Kopf zurückgelegt und sah ihnen träumerisch zu. „Constance!“ hauchte es leise von ihren Lippen.

Die junge Dame, eben mit den Theelöffeln beschäftigt, überhörte ihren Namen. Der Fürstin Wangen rötheten sich. „Constance!“ rief sie so laut, daß diese erschrocken nach ihr blickte. „Erlaucht?“ fragte sie betroffen.

„Sie hören nicht!“

„In der That, Erlaucht, ich habe nichts gehört. Ich bitte um Verzeihung.“

„Schon gut, liebes Kind,“ sagte die Fürstin und lehnte sich wieder zurück.

„Was befehlen Sie?“ fragte Constance.

„Nichts, nichts,“ antwortete die Fürstin. „Ich würde es ja sagen.“

Constance fuhr fort, ihren Thee zu bereiten und brachte dann der Fürstin die kostbare Mundtasse.

„Wo waren Sie, Fräulein?“ fragte die Fürstin, den Thee nehmend.

„Wann, Erlaucht?“ entgegnete Constance.

„Fragen Sie noch?“ sagte die Fürstin und setzte die Tasse hart auf den Tisch. „Als Sie mich vorhin so lange warten ließen!“

„Erlaucht!“ sprach Constance staunend. „Ich kam, sobald ich gerufen wurde. Galt die Klingel mir?“ Sie hob bei diesen Worten ihre Augen, welche sie, auch wenn sie mit der Fürstin allein war, stets niedergeschlagen hielt, mit einem festen Blicke auf ihre Gebieterin, welche sich gleich die ihrigen mit der Hand verhüllte.

„Constance, ich bitte Sie!“ rief die Fürstin.

Das Fräulein senkte ihre Augen schnell wieder zu Boden, während ein bitterer Zug ihren Mund verkrampfte. Darauf trat eine tiefe und lange Pause ein. Das Kammermädchen hatte das Zimmer längst verlassen, die Fürstin lag auf ihrer Couchette und schien in Gedanken verloren, Constance hatte sich still niedergesetzt und ihre Arbeit wieder aufgenommen. Man hörte das Rauschen der Traun an den Brückenpfeilern, wenn das laute Treiben der Spaziergänger, welche den Sommerabend genossen, momentan verstummte.

„Liebe Constanze!“ sagte die Fürstin endlich mit sanfter Stimme.

„Erlaucht?“

„Wollen Sie nicht morgen die Messe besuchen? Swan kann Sie begleiten und an der Kirchthüre auf Sie warten.“

„Wenn Sie mir das erlauben,“ antwortete Constance, „so nehme ich es mit Dank an. Ich habe die Messe so lange nicht besucht.“

„Wir sind schon manche Woche auf Reisen,“ sagte die Fürstin. „Beten Sie auch für mich!“

„Das will ich thun,“ erwiderte Constance ergriffen. Es trat wiederum eine Pause ein.

„Haben Sie mich lieb, Constance?“ flüsterte die Fürstin, ihr die Hand reichend.

Constance nahm und küßte sie. „Erlaucht!“ sagte sie gerührt.

„Es ist kaum möglich,“ seufzte die Fürstin. „Doch kein Wort mehr. Der Arzt hat mir vor allen Dingen Ruhe empfohlen. Wollen wir den Schlaf suchen?“

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Hundeverstand.) Eine belgische Zeitung erzählt folgendes Beispiel von der Klugheit eines Hundes, das wir weiter berichten, ohne es verbürgen zu wollen. Vor vier Monaten fand der Apotheker einer kleinen Stadt in der Nähe von Brüssel, als er Abends nach Hause kam, an seiner Thüre einen armen Hund, der jämmerlich winselte. Der Apotheker versuchte den Hund fortzujagen und dieser machte auch einen Versuch aufzustehen, aber er sank unter noch schmerzlicherem Winseln bald wieder um. Der Apotheker bückte sich nun, um zu sehen, warum das Thier so winselte und bemerkte, daß es ein Bein gebrochen hatte. Der Apotheker konnte sich nicht entschließen, den armen Hund, mit dem er Mitleid fühlte, ganz ohne Hilfe zu lassen; er nahm ihn vielmehr mit in sein Haus hinein, verband ihm die Wunde so gut als möglich und nahm sich vor, ihn so lange bei sich zu behandeln, bis das gebrochene Bein geheilt sein würde. Nach zwei Monaten konnte das Thier wieder ganz gut gehen und fühlte durchaus keinen Schmerz mehr; da öffnete denn auch der Apotheker, der den Hund nicht ganz behalten wollte, die Thüre seines Hauses, freischelte ihn zum Abschiede, wies auf die Straße hin und jagte ihn fort. Der Hund sah seinen Wohlthäter fragend an, lief fort und der Apotheker sah ihn nicht wieder. Er hatte ihn vergessen, als er vor einigen Tagen Abends gegen neun Uhr etwa an seiner Thüre Krachen hörte. Er horchte und hörte nun auch wiederholtes Bellen, als wenn ein vierfüßiger Besuch bitte, man möge ihm aufmachen. Der Apotheker wurde neugierig und öffnete die Thüre. Als bald sprang der Hund, den er geheilt und gepflegt hatte, freudig herein. Aber er war nicht allein, ihm nach hinkte ein unglücklicher Pudel, der die rechte Vorderpfote traurig hängen ließ. Der Hund lief bald von dem Pudel zu dem Apotheker, bald von diesem zu jenem und schien ihm seinen unglücklichen Begleiter vorstellen und ihn bitten zu wollen, für denselben das zu thun, was er früher für ihn selbst gethan hatte. Natürlich verweigerte der in so eigenthümlicher Weise aufgeforderte Apotheker seine Hilfe nicht.

(Eine Spitzbubenfalle.) Ein Polizeipräsident von Paris pflegte vor einiger Zeit wie der berühmte Kalif Harun al Raschid Abends ohne Begleitung, aber wohl bewaffnet, die Straßen der Stadt zu durchwandern, um zu sehen, ob seine dienstbaren Geister immer und überall ihre Schuldigkeit thäten und wehe dem Polizeichef, der nachlässig erfunden wurde, denn am andern Tage wurde er sicherlich seines Amtes entlassen.

Einst in der Nacht wurde der Herr Polizeipräsident in einer einsamen Straße von einem Manne angehalten, der ihn packte und ihm zurief: „das Geld oder das Leben!“

Der Präsident war im Anfange versucht, dem Uebelthäter eine Kugel vor den Kopf zu schießen, er bemerkte aber, daß der Räuber ein junger Mann von kaum achtzehn Jahren war, den die Noth zu diesem Schritte getrieben zu haben und der kein

gewöhnlicher Verbrecher zu sein schien. Er zog also seine Börse heraus und gab sie ihm.

„Mein Herr,“ sprach der Dieb, indem er sich entfernte, „vergessen sie mich.“

Das lag aber gar nicht im Sinne des Präfecten, der im Gegentheile am andern Morgen einen Polizeichef rufen ließ und zu ihm sagte:

„Ich bin in der vorigen Nacht beraubt worden und habe keinen Schatten von Polizei gesehen. Die Bewohner der Stadt sollen aber zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ausgehen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, beraubt zu werden. Sie müssen den Thäter ermitteln; er ist klein, hager, schwarz gekleidet.“

„Ich werde Alles aufbieten,“ antwortete der Angeredete, „und heute Abend Bericht erstatten.“

Der Abend kam und der Beamte gestand, daß er noch nichts entdeckt habe.

„Ich aber habe meinen Mann,“ antwortete der Präfect; „er ist bereits in Gewahrsam.“

Der Präfect hatte ein ganz einfaches Mittel, die Diebe erkennen zu lassen, die ihn beraubt hatten und er ging auch eigentlich bloß aus, um sich berauben zu lassen. Er trug nämlich in seiner Börse immer nur Geldstücke, die in eigenthümlicher Weise bezeichnet waren. Die Kaufleute waren von ihm im Stillen auf so bezeichnete Geldstücke aufmerksam gemacht worden und sobald der Dieb ein solches irgendwo wechseln wollte, wurde er sofort verhaftet.

(Heirathen auf Widerruf.) Wir rathen denjenigen emancipationslüstigen Frauen, und jenen Männern, welche in der Ehe auf Lebenszeit eine lästige, unwürdige Beschränkung sehen, in die französische Besitzung am Senegal in Africa auszuwandern, denn dort ist es Landesitte, nur Heirathen auf Widerruf einzugehen. Man behauptet auch, daß sich diese Einrichtung vollkommen bewähre und daß Frauen und Männer vollständig damit zufrieden wären. Namentlich suchen die Männer sich Frauen auf Zeit unter den schönen sogenannten *Signar* en.

Diese stammen von europäischen Vätern ab, sind vollkommen frei und können unbeschränkt über ihr Thun und Lassen verfügen. Von mütterlicher Seite stammen sie von den ehemaligen Besitzern des Landes und ihr Name, den sie behalten haben, deutet ihren Adel an. Zum allergrößten Theile sind sie außerordentlich schön und anmuthig und sie erwarten nichts weiter, als daß ein Weiser seine Augen auf sie werfe und sie an die Spitze seines Hauswesens stelle. Keine Ceremonie weicht die so natürlichen und einfachen Verbindungen. Die neue Hausfrau, die sich ein Mann in solcher Weise erwählt hat, nimmt den Namen desjenigen an, mit dem sie lebt, und die Kinder, welche aus diesen Verbindungen hervorgehen, tragen ihn ebenfalls. Uebrigens kennt sie keine Neue über ihren Fehltritt — da es dort keiner ist, und schämt sich ihrer Stellung nicht, weil die Sitte sie in Schutz nimmt. Sie geht des

Sonntags in die Kirche wie gewöhnlich, ohne daran zu denken, daß dem Gott der Christen die Ehen, welche nicht durch einen Priester geweiht worden, ein Gräuel sein könnten. . . Uebereinstimmend erklärt man, daß die allermeisten dieser Ehen auf Widerruf die glücklichsten sind, welche man sich denken kann und oftmals verheirathet sich der Europäer, wenn er seine Kinder um sich her heranwachsen sieht, zuletzt unwillkürlich mit der Frau, die ihm treu geblieben ist, die ohne Klage alles ertragen und sich stets als die gehorsamste und diensteifrigste der zahlreichen Diener des Mannes bewiesen hat. Die Signarren sind, wenn auch glühend in der Leidenschaft wie die Sonne ihrer Heimath, doch auch vorzugsweise träge wie alle Orientalinnen und verbringen die Tage unthätig, ohne etwas zu wünschen und ohne sich über etwas zu grämen; ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist der Pug und sie können Stunden lang damit hinbringen, die Zähne, die perlenweiß sind, mit einer gewissen schwammigen Wurzel zu reiben und ein Band oder ein seidenes Tuch auf tausenderlei verschiedene Weise anzuzuwenden. . . Ihre Unterhaltung besteht meist darin, daß sie, auf weichen Decken liegend oder in Hängematten sich schaukelnd, dem Tanze einer Selavin zusehen und nur selten überfällt sie selbst die Tanzwuth. Wird indeß die Eifersucht in dem Herzen einer jungen Signarre geweckt, dann wehe dem Ungetreuen, denn sie zögert nicht, den Mann, der ihre Reize einer andern nachsetzt, durch Gift zu bestrafen, während sie sich gelassen und ruhig von ihm trennt, wenn er sie entläßt, bevor er noch untreu wurde.

(Musikalische Wettkämpfe und die Harfe in Irland.) Seit den frühesten Zeiten bis zu unseren Tagen hat sich in Irland die Sitte der musikalischen Turniere oder Wettkämpfe erhalten. Sonst hatte jede Stadt, jedes Dorf eigene Harfenspieler; in den verschiedenen Provinzen wurden große Feste veranstaltet und die Musiker wetteiferten da, um die Ehre ihrer Stadt oder ihres Stammes zu erhalten. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde ein berühmter irischer Harfenspieler von einem wälschen öffentlich zu einem Wettspiele herausgefordert, das in Dublin in dem Sitzungssaale des Unterhauses abgehalten wurde, denn die irischen Abgeordneten setzten ihre Sitzungen aus, um die beiden Segner zu hören. Der Preis wurde dem Irländer, Duiganan, zuerkannt. Die Harfe ist aber auch seit den ersten Zeiten der Civilisation ein heiliges und nationales Instrument gewesen. Die Harfe bildete ein unantastbares Eigenthum. Das Gesetz erlaubte, einen Schuldner einzusperren, aber die Harfe durfte ihm nicht genommen werden. Als Irland zum Christenthum bekehrt wurde, ließen die Bischöfe das dem Volke so theuere Instrument in den Kirchen zu und die Harfenspieler begleiteten die frommen Gesänge mit ihrem Spiele. Erst die puritanischen Eroberer unter Cromwell zertrümmerten, wie sie alle Heiligenbilder zerschlugen, alle Harfen, die sie erblickten, und seitdem ist dieses Lieblingsinstrument der Irländer so ganz aus dem Lande verschwunden, daß man

es fast nur noch auf dem Landeswappen sieht. Dagegen ist der — Dubelsack das Nationalinstrument geworden, und da den Irländer die Streitlust nie verläßt, so giebt es denn oft Wettspiele zwischen zwei rivalisirenden Dubelsackspielern. Solche Wettspiele werden sehr häufig gehalten, in den Dörfern meist vor den Kirchen, wo die ganze Gemeinde nach Beendigung des Gottesdienstes versammelt bleibt, um den Dubelsackseifern zuzuhören. Die graubärtigen Alten bilden dabei die Schiedsrichter, welche entscheiden, wer den Preis davongetragen habe.

### Generalcorrespondenz.

In welchem Ansehen der Tanz überhaupt und die Polka insbesondere noch immer in Paris steht, oder — wie selten die Tänzer dort sind, beweist der merkwürdige Umstand, daß ein junger Fremder, der sich eben in Paris befindet, leidenschaftlich und sehr gut tanzt, überall hin eingeladen wird, ohne daß man ihn kennt, blos weil er in dem Rufe steht, ein guter Walzers- und Polkatänzer zu sein. Das erinnert an jenen französischen Emigranten, der vor vierzig Jahren in London lebte, ein ganz gewöhnlicher Mensch war, aber täglich wenigstens drei Einladungen in die vornehmsten Familien erhielt, weil er in dem Rufe stand, er verstehe — einen ganz besonders guten Salat zu machen.

Wir haben kürzlich erzählt, daß ein speculativer Parfumeriefabrikant in Paris Bettel mit Ankündigungen seiner Fabrikate an die Decorationen eines Theaters kleben lasse. Dieser Gedanke ist sofort aufgegriffen und weiter ausgebildet worden. Man hat nämlich mehreren Theaterdirectoren den Vorschlag gemacht, ihnen den Vorhang — abzumiethen oder für einen Abend abzukaufen, um ihn mit Ankündigungen aller Art zu bedecken, so daß die Zuschauer statt des ewigen Einerleis des gemalten Bühnenvorhanges in den Zwischenacten eine — Industrieausstellung in Bildern vor sich hätten. . . Dadurch wäre den Leuten zugleich die Erleichterung verschafft, daß sie die Annoncen in den Zeitungen nicht zu lesen brauchten, während sie im Theater dieselben ansehen müßten. . . Es sollen einige Theaterdirectoren wirklich in den Vorschlag eingegangen sein, weil man ihnen eine bedeutende Summe für dieses Vermiethen des Vorhangs bot, und so wird derselbe nächstens in den Zwischenacten als neues Intelligenzblatt erscheinen.

Da wir einmal von dem französischen Speculationsgeiste sprechen, der nie um neue Anlockungsmittel verlegen ist, so erwähnen wir auch das neue Mittel, welches mehrere Modehandlungen seit einiger Zeit anwenden, um ihren Absatz zu vergrößern. Einer ihrer Commis, der ein hübscher junger Mann sein muß, schlenbert an der Auslage der Handlung hin und her oder steht davor und betrachtet sich die Herrlichkeiten. . . Wenn dann ein Mädchen sehnüchtig ebenfalls stehen bleibt, was sehr häufig geschieht, so tritt der Commis zu ihr und sucht ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. . . Das arme Mädchen weiß nicht, ob der junge Herr auf ihre schönen Augen, oder auf ihre Börse

speculirt. Von der Galanterie bis zur Koketterie ist nur ein Schritt. Der Commis fordert die schöne Neugierige auf, doch einzutreten, da das Ansehen nichts koste, und giebt ihr halb und halb zu verstehen, er möchte ihr wohl eine Kleinigkeit anbieten. Hat er sie einmal in den Laden hinein, so fordert er sie auf, sich auszuwählen, was ihr gefalle. Sie nimmt die Complimente und die Waare an. So weit wäre Alles recht gut, in dem Augenblicke aber, als die arme Leichtgläubige, innerlich vielleicht erfreut, daß man sie zu verlocken versuchte, den Laden verlassen will, nennt der Commis an der Cassé den verkauften Artikel und den Preis desselben. Sie erkennt nun, zu spät, daß diese Schmeichler von Commis auf Kosten der jungen Damen leben, die auf sie hören, und muß wohl oder übel bezahlen. —

Bekanntlich starb vor Kurzem in London die Prinzessin Sophie Mathilde von Gloucester, und es hat sich seitdem ergeben, daß sie, und folglich die ganze königliche Familie von England, mehrere arme Verwandte in — Frankreich hat. Unter der Regierung Ludwigs XV. sah sich nämlich ein gewisser Lombard, ein reicher Protestant in Languedoc, genöthigt, Frankreich zu verlassen, um den gegen seine Glaubensgenossen gerichteten Verfolgungen zu entgehen. Er ließ sich in London nieder, wo eine seiner Töchter, eine berühmte Schönheit, sich mit Georg Walpole, dem Bruder des berühmten Ministers Robert Walpole, verheirathete. Aus dieser Ehe entsprang eine Tochter, welche Herzogin von Gloucester wurde. Die anderen Verwandten Lombards blieben in Frankreich, und die verarmten Nachkommen leben noch da, wahrscheinlich ohne zu wissen, daß die Königin von England ihre Cousine ist. —

Ein neuer Beweis davon, daß in London die Schauspielkunst keine Freunde mehr zählt, und daß nur das Ballet noch Anziehungskraft für die Lords und Ladies besitzt, ist der Umstand, daß man Alles dort anbietet, um das Ballet so prachtvoll als möglich auszustatten. So sind für die nächste Saison die jetzigen berühmtesten Tänzerinnen sämmtlich an ein Theater engagirt, die Ferrito nämlich, die Grahn, Carlotta Griffi, die Elster und die Taglioni. Schlimme Aussichten für den Weltfrieden! Daß sich für jede dieser ersten Tänzerinnen eine Partei bilden wird, daß diese verschiedenen Parteien einander wüthend bekämpfen werden, kann auch, der voraussehen, welcher kein Prophet ist, und England muß sich bewusst sein, unerschütterlich festzustehen, da das Ministerium ruhig zusieht, wie die Fackel solcher Zwietracht in das Land geworfen wird. —

Der englische Premierminister, Sir Robert Peel, ist nicht bloß ein großer Staatsmann, sondern nebenbei auch ein großer Kunstkenner und reicher Kunstfreund. Er besitzt vielleicht die größte Privatsammlung von Gemälden in England und vermehrt dieselbe noch fortwährend. Jetzt läßt er auf seinem Landgute Drayton eine Galerie von hundert Fuß Länge bauen, in welcher er die Portraits der ausgezeichnetsten Personen unserer

Zeit aufstellen lassen will. Die ganze Galerie wird aus geschliffenem Eichenholze und geschliffenem Marmor ausgeführt. — (Das thut ein englischer Minister, dessen Vater Baumwollenspinner war, zu seinem Privatvergnügen und das Land Sachsen scheut sich noch immer, vielleicht eine Million Thaler für den Bau eines Museums aufzuwenden, um in demselben eine unschätzbare Gemäldesammlung in würdiger und sicherer Weise aufstellen zu können!) —

Ein ebenfalls ausgezeichnete Freund und Förderer der Kunst ist bekanntlich der König Ludwig Philipp, der namentlich große Summen darauf verwendet, merkwürdige Ereignisse aus seiner Regierungszeit bildlich darstellen zu lassen. Jetzt hat er wiederum den Maler Allaur aus Rom kommen lassen und nach London geschickt, damit er dort den Londoner Stadtrath male, wie er im vorigen Herbsté Sr. Majestät vorgestellt wurde. Das Gemälde soll 20 Fuß lang und 15 Fuß hoch sein und wird die Portraits der sämmtlichen vierzig Mitglieder des Stadtrathes enthalten, die dem Maler besonders sitzen. —

Von einem andern berühmten französischen Maler, Ingres, erzählt man eine hübsche Anekdote. Es erschien nämlich vor einiger Zeit früh ein Bildhauer bei ihm, der keine Beschäftigung hatte und sich in großer Noth befand. Der Maler lag noch im Bette und hatte die Nachtmütze über die Ohren hereingezogen. „Herr Ingres, ich bin . . . der Bildhauer.“ — „Ah Sie sind . . .?“ — „Herr Ingres, ich habe keine Beschäftigung.“ — „Sie haben keine Beschäftigung?“ — „Herr Ingres, ich bin Familienvater.“ — „Ah, Sie sind Familienvater!“ — „Herr Ingres, ich habe mich mit einem Gesuche an den Minister des Innern gewendet, aber er hat mir nicht geantwortet.“ Herr Ingres machte es wie der Minister des Innern, das heißt, er antwortete nicht und wendete sich im Bette mit dem Gesichte nach der Wand zu; nach zehn Minuten war er sogar wieder eingeschlafen. Der Bildhauer ging fort und vermüthete die Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit des großen Malers für fremde Leiden. — Aber acht Tage nachher erhielt er die Aufforderung, eine Statue für das Stadthaus zu liefern, auf die Empfehlung des Herrn Ingres, wie es hieß. — Ingres ist ein Sonderling. —

Wir empfehlen, bei uns die Art einzuführen, wie man in Georgien eine Dame begrüßt. Es wäre gewiß ein Fortschritt und unsere Zeit ist ja günstig für alle Fortschritte gesinnt. Also eine Georgierin wird auf folgende Weise begrüßt. Der Herr geht auf sie zu, erfaßt ihre Hand und führt sie an seine Lippen, worauf sie den Herrn auf den Mund küßt. —

Da wir bei der Mittheilung der Ansicht von Monaco das Gerücht erwähnten, der Fürst wolle sein Fürstenthum für eine Leibrente verkaufen, so dürfen wir auch nicht verschweigen, daß er diesem böswilligen Gerüchte amtlich widersprechen läßt. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 9.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinien, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von **Bernhard von Guseck.**

(Fortsetzung.)

3.

Der Abend war entzückend schön, die Berge schimmerten vom Nachglanze des Tages, im Thale walzten schon Schatten, aber die Luft wehte noch so mild und wohlthuend, daß nur Wenige, von Krankheit oder Geschäften gefesselt, in den Zimmern verweilten. Doctor Sill, nachdem er den Brunnenarzt gesprochen hatte, eilte in seine höher hinaufgelegene Wohnung zurück, um seine Tochter aus der nothgedrungenen Hast zu erlösen und mit ihr noch einen Spaziergang unter den funkelnden Sternen zu machen. Sie begegneten mehreren Reisefahrten, welche sie grüßten, zuletzt auch dem Wittmeister mit seiner jungen Frau. Diese hatte schon durch ihren Gemahl von dem Arzte, mit welchem er sich während der Ueberfahrt von Gmund anziehend unterhalten, so wie von der hübschen Brünnetten gehört, welche den Grafen heute um seinen Schutz gebeten hatte. Sie sprach daher in ihrer einfachen herzlichen Weise das junge Mädchen an und lud sie ein, sich, wenn ihr Vater sie öfters verlassen müsse, an sie anzuschließen, sie wolle Mutterstelle bei ihr vertreten. Doctor Sill fand für nöthig, gegen das mütterliche Alter der Gräfin im Vergleich zu seiner großen Tochter zu protestiren, was die Gräfin gutmüthig lächelnd anhörte, worauf sie den Arm ihres Gatten verließ und

mit Ida vorausging, während die beiden Männer ihr Gespräch über allgemeine Interessen wieder aufnahmen. Der Maschinenbauer aus Manchester, von Schmalnauer's Kaffeehaus heimkehrend, kreuzte noch ganz zuletzt über ihren Weg, schien Ida jedoch nicht wieder zu kennen. Er hatte vielleicht bei kälterem Blute ein Rechenexempel angestellt und gefunden, daß er im Begriff gewesen, sich durch die Romantik der Alpenwelt anstecken zu lassen und ein höchst unvortheilhaftes Geschäft zu entriren. Noch an demselben Abende benutzte er den Eilwagen, welcher täglich um neun Uhr nach Salzburg abgeht, und kümmerte sich den Teufel darum, daß er die schönsten Partien des Salzkammerguts bei finsterner Nacht passirte. Die Postanstalt macht sich ja auch kein Gewissen daraus, ihren Cours in die Stunden der Nacht zu verlegen — was geht sie der Wolfgang-See, der Falkenstein, der Schafberg an, wenn sich nur Passagiere finden, welche sich auch nichts daraus machen oder gezwungen darauf verzichten!

In den spätern Abendstunden füllten sich die Gastzimmer wieder, Teller klapperten, Gläser klangen, Speisen dufteten. Die beiden Freiherrn, welche sich nur bei ihren Vornamen, Bruno und Franz, nannten, kamen fast zu gleicher Zeit von der Excursion, die sie getrennt unternommen hatten, zurück und nahmen an einem der kleinen Tische zum Souper Platz.

„Nun, Bruno, wer ist glücklicher gewesen?“ fragte Franz triumphirend.

„Was hast Du gewonnen?“ entgegnete der vorsichtiger Freund, der sich nicht ausließ.

„Statt der Hand die ganze volle Person!“ rief Franz. „Ich recognoscirte das Terrain, fand glücklich das Haus, unten wirthschafteten die Leibeigenen — der Vater der kleinen Braunen ging eben hinein, er ist Leibarzt der Fürstin. Nicht lange darauf erschien an dem Effenster, sich in ganzer Figur präsentirend, eine junge Dame — Bruno, sie war es, keine Andere konnte es sein!“

„Du erkanntest das Muster der Spitzen an ihrer Manschette wieder,“ sagte Bruno.

„Reize mich nicht!“ rief Franz. „Du möchtest gern meinen kalten, ironischen Mephisto spielen, aber dazu fehlt Dir nicht mehr, als Alles. Denn ich bin der Kalte, der Verstandesmensch — Du das Gefühl! Nur aus kalter Ueberlegung spähe ich der schönen, blassen Fremden nach, die Bekanntschaft durch den Anblick einer bloßen Hand ist frappant neu, ich hatte mir nach der Hand im Geiste das Bild der Eigenerin construirt und siehe! es paßt auf's Haar. Sie ist groß, elegant — nicht so üppig, als die Gräfin — wie hieß sie doch? — welche Dich entflammt hat, aber dafür auch nicht so alltäglich roth und weiß, sondern interessant blaß.“

„Mit undinenhaften Augen, nicht wahr?“ fragte Bruno.

„Undinenhaft? Was soll das heißen?“ entgegnete Franz ungeduldig.

„Da frage unsere Schriftstellerinnen, die sich das Wort elsterhaft nachplappern,“ antwortete Bruno. „Wassernix würde ich es übersetzen. Du bist freilich noch zu jung, um Undine gelesen zu haben. Wo haben wir in dem rapiden Leben der Gegenwart Zeit, uns um alte Literatur zu bekümmern? Kennst Du etwa Schiller und Göthe?“

„Was? Haben wir nicht vor kaum acht Wochen Don Carlos zusammen gesehen?“ rief Franz. „Und von Göthe — Göthe —“

„Duale Dich nicht!“ unterbrach ihn Bruno lachend. „Du hast von Göthe nichts gelesen und ich auch nichts. Wir sind froh, wenn wir uns an courant der pikantesten Tageserscheinungen halten. — Aber wieder zu Deiner Undine zu kommen.“

„Sie heißt Constance, ist ein Fräulein von Dreffurt und Gesellschafterin bei der Fürstin,“ versetzte Franz. „Ich bin nur noch darüber in Zweifel, wie ich ihre nähere Bekanntschaft machen soll, denn ihre

Dame ist sehr leidend und wird es auch wohl mit ihrem Range unverträglich halten, an öffentlichen Lustbarkeiten, Partien und dergleichen Theil zu nehmen. Vielleicht im Theater oder in der Kirche, hoffe ich.“

Am Nebentische hatten Damen und Herren Platz genommen und ihr lauter werdendes Gespräch zog die Aufmerksamkeit der beiden Freunde an, welche überhaupt, da ihnen soeben servirt wurde, Veranlassung fanden, sich nicht weiter mit phantastischen Dingen zu beschäftigen. Die Damen, welche sie während des Essens beobachteten, hatten für sie nichts Anziehendes, eine alte steife Matrone mit ellenlangem Gesicht, zwei beleibte Bierzigerinnen, ein blasses weißblondes Mädchen, nüchtern von Ansehen, das war Alles, aber zwei Herren, ihre Tischgenossen, welche sich ziemlich laut unterhielten, bewiesen, daß die ganze Gesellschaft den höhern Kreisen angehörte. Der Eine war ein starkgebauter Mann mit schwarzem Haar, dessen Schopf etwas struppig zu Berge stand; sein Gesicht hatte eine ziemliche Breite, die Augen blickten in kurzer Wendung hin und her, der Mund zeigte in der vorgeschobenen Unterlippe das Bewußtsein unbestrittener Autorität. Der Andere überragte ihn um eine Kopflänge, hatte kurzgehaltenes schneeweißes Haar, ein glattes, freundliches Gesicht und war in seiner ganzen Erscheinung zwar anspruchloser, aber dennoch vornehmer, als der Erstere. Vielleicht haben unsere Leser, welche in Ischl waren, die beiden Herren, welche sich oft zusammen fanden, einmal durch die Wirerschen Anlagen lustwandelnd in bürokratischen Gesprächen getroffen. Könnten wir hier den Ton ihres Dialects, denn vor Provinzialismen schirmte sie die allgemein-staatliche Grundlage ihrer Unterhaltung, wiedergeben, so würden sie gleich selbst errathen, welchen Regierungen sie ihre Dienste gewidmet hatten.

„Fürst Metternich ist also schon abgereist?“ fragte der Schwarze. — Der Weiße verbeugte sich höflich lächelnd.

„Das thut mir leid, sehr leid,“ fuhr der Schwarze fort. „Ich hätte den berühmten Staatsmann, die Centralsonne der Diplomatie, gern einmal wiedergesehen.“ — Der Weiße verbeugte sich abermals. „Hat er gealtert?“

„Davor schützt ihn der Genius, der ihm innewohnt,“ antwortete der Weiße. „Der Geist baut sich sein Haus.“

Worauf der Schwarze sich einige Male mit der Hand durch die Haare fuhr. „Auch Lord Brougham

ist schon fort," sagte er. „Ich bin offenbar zu spät gekommen. Aber, wie gesagt, auf uns ruhen wahre Bergelasten von Geschäften, die erst abgewälzt sein wollen.“

„Es wird sehr viel bei Ihnen geschrieben," bemerkte der Weiße lächelnd.

„Politisch, ja, seitdem wir es leider ein wenig freigegeben haben," erwiderte der Schwarze. „Damischt sich ein Jeder in Angelegenheiten, die man mit Unrecht öffentliche nennt, weil sie nicht öffentlich behandelt werden, da ist der höchste Staatsdiener nicht sicher, daß man seine Amtsführung beleuchtet. Ich bitte Sie!“

„Nun, das hat nichts auf sich," entgegnete der Weiße. „Die höchsten Staatsdiener können sich hoffentlich beleuchten lassen und müßten sich freuen darüber. Ich sprach aber nicht vom politischen, sondern von dem Schreiben des Geschäftsganges.“

„D da wird noch viel zu wenig geschrieben!" rief der Schwarze. „Überall sind noch Lücken, Nachlässigkeiten. Unser Geschäftsgang ist geregelt und fein, wie es nur der im römischen Imperium zur Zeit Diocletians war, aber man hat seine Noth, ihn aufrecht zu halten. Leider sind die Sitze unserer Collegien meist in großen Städten, wo die heillosen Vergnügungen unsere jungen Arbeiter von besserer Beschäftigung abziehen.“

„Hörst Du?" stieß Bruno seinen Freund an. „Actenschreiben! Nicht tanzen und jubeln.“

„Wohl uns!" sagte Franz, indem er sich behaglich mit dem Stuhle schaukelte. „Wohl uns, daß wir frei sind.“

„Wie?!" rief der Schwarze erstaunt über eine Bemerkung des Weißen, welche die Freunde nicht verstanden hatten. „Das sagen Sie?“

„D ja," erwiderte der Weiße gelassen. „Wir prüfen langsam, aber wir behalten das Beste. Verschrter, ich will lieber gar nichts geschenkt haben, als in übereilter Weise.“

Der Schwarze spülte das mit einem Glase Wein hinunter. — „Haben Sie die Fürstin schon gesprochen?" fragte er nach einer Weile. „Ich habe sie heute mit großem Gefolge ankommen sehen.“

„Nein," antwortete der Andere. „Sie ist sehr leidend, schrieb mir ihr Neffe, der bei der Legation angestellt ist. Ein trefflicher junger Mann und sehr reich. Drei Brüder im Staatsdienste, es ist sehr erfreulich,

wenn junge, unabhängige Leute denselben suchen und eine Ehre darin finden!“

„Siehst Du? Wir Pflichtvergessenen!" raunte Bruno seinem Freunde zu, welcher seit Erwähnung der Fürstin mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem andern Tische hinüber horchte.

„Ich kann Ihre Meinung nicht theilen," versetzte der Schwarze, die Augenbrauen in die Höhe ziehend.

„Reiche Beamte in untergeordneten Stellungen sind für den Dienst keineswegs ersprießlich. Sie haben zu viel Rückhalt, weil sie den Stuhl vor die Thüre setzen können, sie sind unbequem, ermangeln des Respects, arbeiten nicht genug —“

„Darin habe ich gerade das Gegentheil gefunden," sagte der Weiße. „Wer freiwillig eine Pflicht übernimmt, pflegt sie gewissenhafter zu erfüllen, als der um das tägliche Brod dient.“

„Schöne Sentenz, unhaltbar in der Praxis!" versetzte der Erstere. „Nein, nein! Ich halte es mit tüchtigen, unbemittelten Arbeitern, die an ihr Amt gebunden sind und sich vor einer Vernachlässigung fürchten müssen.“

„Uns könnte man also nicht brauchen!" sagte Franz mit einem selbstgefälligen Lächeln. „Du hast fünf, ich siebentausend Gulden Einkünfte, wir wären also ganz unbrauchbare Menschen für den Dienst.“

„Morgen werden wir wohl die sämtlichen hohen Herrschaften in der Messe sehen?" fragte der Schwarze wieder. „Ich bemerkte wenigstens große Anstalten zur Ausschmückung der Kirche.“

„Es ist ein heiliger Festtag unserer Kirche," antwortete der Weiße. „Der Bischof von Einz ist angekommen, um morgen das Hochamt zu halten.“

„Ich freue mich besonders auf die Kaiserin Marie Louise," sagte der Schwarze. „Ich habe sie schon früher einmal gesehen, zu Paris im Jahre 1811 — was liegt dazwischen!“

Der Weiße zuckte ernsthaft die Achseln.

„Sehen wir?" fragte Franz seinen Freund. „Sie kommen nun auf langweilige politische Betrachtungen." Beide erhoben sich und gingen, verfolgt von den Augen der blassen Weißblondine, deren scharfes Gehör etwas von den Einkünften der beiden Jünglinge vernommen hatte.

Die Nacht war eingebrochen, am reinen Himmel funkelten die Sterne und mehr als ein Augenpaar freute sich noch spät, nach dem Wetter ausschauend, über den guten Anschein. Aber schon wenige Stunden dar-

auf plätscherte der Regen an die verschlossenen Jalousien der Wetterseite. Im Salzburgischen, sagen die Leute, regnet es nur ausnahmsweise nicht; wie viel mehr also im vergangenen traurigen Sommer!

Als der Morgen tagte, war der Himmel zwar noch grau, aber es regnete nicht mehr, und die Spitzen der Berge schienen frei zu sein. Doch hielt die Masse Jedermann in den Häusern und wer die wenigen bunten Regenschirme der Eingebornen durch das Städtchen wandern sah, hätte sich nicht träumen lassen, daß es eine so glänzende Menge beherbergte, als sie sich später zur Messe in dem beschränkten Kirchlein versammelte.

Der greise Bischof von Linz hielt das Hochamt, die Kirche war mit Bannern und Draperien geschmückt, der Weihrauch duftete, die Lichter flimmerten, ein melodischer Gesang frischer Chorstimmen ertönte. Am Altare fungirten die Priester im strahlenden Schmucke ihrer reichsten Gewänder, droben in den Logen sah man die anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie, unter denen Marie Louise von Parma, die Wittve Napoleons, die Aufmerksamkeit besonders der Fremden erregte und von der heiligen Handlung abzog. Wer konnte die erhabene Frau sehen, und nicht des gigantischen Schicksals gedenken, das mit dem ihrigen einst verknüpft gewesen war? Selbst die Feinde des Usurpators dachten jetzt milder über ihn und was er gefrevelt am heiligen Rechte der Völker, das schien er ja gesühnt zu haben durch seine Thaten und Leiden. Die raschen Söhne des Fortschritts — und deren gab es auch in Ischl, wie überall — fragten sogar, ob es in der Welt besser geworden durch seinen Fall, ob eine Soldatenherrschaft etwa die schlimmste sei — ob nicht wieder ein Meteor, gleich ihm, recht ersprießlich wäre, die Wolken, die sich wieder dumpf und finster über die Köpfe lagern, mit einem Flammenschwerte zu zerreißen. Sie vergessen nur dabei, daß ein Meteor die Nacht, wenn es verschwunden ist, um so finsterner macht und daß wir einer klaren, wärmenden Sonne bedürfen, um die Keime, die sich regen, zur Blüte und zu Früchten gedeihen zu lassen. Die Sonne aber geht ihre ruhige Bahn und wird die Nebel und Wolken, die sich ihr aufdringen, schon verscheuchen.

Das Schiff der Kirche war gedrängt voll, man sah die breiten weißen Filzhüte der Bäuerinnen neben den Goldhauben der Bürgerfrauen und den coquett geknüpften schwarzen Kopftüchern der Mädchen, schlichte und elegante Toiletten der Fremden, eine wahre Mu-

sterkarte des Geschmacks. Die Männer standen getrennt von den Frauen, wie es die Kirchenordnung vorschreibt, und nicht Alle hegten fromme Gedanken, folgten der Symbolik der heiligen Ceremonien, deren jede ihre tiefe Bedeutung hat, und hörten auf die Worte der Erbauung. Viele, besonders die fremden und jungen, ließen ihre Blicke gar weltlich schweifen und die beiden reichen unabhängigen Freiherrn, welche die Messe nur aus leichtfertigen Rücksichten besucht hatten, waren vielleicht diejenigen, welche ihren andächtigen Nachbarn das meiste Aergerniß gaben. Sie hatten schon Zwei, nach denen sie spähten, entdeckt: die Gräfin Kippach und die kleine unschuldige Tochter des Arztes, welcher der Baron Franz die Einsamkeit aus reinem Mitleide zerstreuen wollte. Ida schien dessen aber nicht mehr zu bedürfen, denn sie war offenbar mit der Gräfin Kippach, neben der sie saß, gekommen. Bruno hatte nur Augen für die schöne Frau, welcher die Andacht, alles Irdischen vergessend, ein wahrhaft madonnenartiges Ansehen gab, Franz schielte zwar auch mit seinen lebendigen blauen Augen nach der blühenden Brünette, aber er hatte noch ein anderes Ziel und ruhte nicht, bis er es erreicht hatte.

„Dort ist sie,“ sagte er in großer Freude zu Bruno. „Dort das edle Profil zwischen den beiden Dicken von gestern Abend. Unverkennbar, sie ist es.“

Bruno schenkte der bezeichneten Dame einen langen Blick. „Sie ist in der That interessant,“ sagte er.

Fortan sehnte Franz das Ende der Messe herbei, wo er sich in die Nähe der schönen Constance zu drängen und einen Blick in ihre Augen zu thun hoffte. Sie hielt dieselben auch heute, wie sie es in ihrem Hause gewohnt war, fast starr zu Boden gesenkt, was ihrem ernstern Antlitz einen Anstrich strenger Trauer gab.

„Eine famose Sittsamkeit!“ flüsterte Franz. „Siehst Du eine Dame, die nicht wenigstens verstohlen einmal einen Seitenblick thut? Ihre Augen müssen prachtvoll sein, nach den glänzenden Rabenlocken, nach den schneeweißen Lidern zu urtheilen.“

Endlich war die Stunde der Andacht vorüber, die Versammlung verließ die Kirche, aber in dem dichten Gedränge der Menschen wurde es den Freunden trotz aller Anstrengung unmöglich, in die Nähe der interessanten Fremden zu gelangen, welche ihren Blicken entchwand, ehe sie die Kirchenthüre erreichen konnten.

„Nehmen wir den kleinen Ersatz, der uns geboten wird,“ sagte Franz und deutete auf die Gräfin und Ida, welche vor ihnen hergingen. Aber in dem

selben Momente gesellte sich der Ehemann und Doctor Sill, welche sich Platz gemacht, zu den Frauen und nahmen sie so in Anspruch, daß die jungen Herren ihre Idee, sie zu begleiten, aufgaben. Da standen Beide, wie verabredet, still, sahen sich nicht eben geistreich an und brachen dann in ein lautes Gelächter aus.

„Du hast Unglück, Freund,“ sagte Bruno. „Wir müssen uns trennen.“

Jene Vier benutzten den regenfreien Augenblick, um den Calvarienberg, dicht an der Stadt zu ersteigen, wo sich die beste Aussicht auf Ischl und seine nächste Umgebung bietet. Im unbefangenen Gespräch kamen sie oben an und freuten sich des landschaftlichen Bildes, das unter ihnen und um sie her aufgerollt war. Von den Stufen der Kirche sahen sie hinab in das Kesselthal, gerade vor ihnen lag die Stadt mit ihren zerstreuten Häusern und den hervorstechenden hübschen Gebäuden, sie konnten das Amtshaus und vor ihm das kolossale Brustbild Wirers auf seinem Postament sehen: des Arztes, welchem Ischl seinen Ruf verdankt, weshalb auch „das dankbare Ischl“ seinem Wohlthäter jenes Denkmal gesetzt, Anlagen geschaffen, selbst einer neuen Straße seinen Namen gegeben hat. Jenseit floss parallel die Traun, aus einem Seitenthale links eilte ihr die Ischl zu, mächtige Bergmassen thürmten sich zwischen beiden Thälern auf und andere, nicht minder gewaltig, bildeten ein Niesenamphitheater, welches jeden Beschauer mit stummer Bewunderung füllt. Darüber sah der weiße Kollowratthurm hernieder, unten war Alles grün und lieblich, das gemähte Getraide, das der viele Regen nicht trocknen ließ, hing noch an den einzeln stehenden „Holzreutern“.

Aber während die Fremden, zu denen sich auch Andere gefunden hatten, im Schauen begriffen waren, und Einige, die Gräfin und Ida unter ihnen, die Bergeshalde hinter dem Kirchlein besuchten, die sanft aufsteigend mit ihrer Lannennacht, den heiligen Bildern und dem wild einsamen Character einen wunderbaren Eindruck macht, braute es schon Unheil an den Bergen. Weiße Flecken erschienen, schollen und schwebten im seltsamen Spiel, aber sie senkten sich nicht, sondern stiegen und zogen hinaus, hinauf; immer neue, immer größere Wolken bildeten sich, schon fielen einzelne Tropfen, die Schirme mußten aufgespannt werden und im vollen Regen langte die niedersteigende Gesellschaft im Städtchen an.

„Hier wohnen Sie?“ fragte die Gräfin, einen Blick nach den Fenstern des kleinen Häuschens wer-

send, an dessen Thüre Ida Abschied nahm. „Ich werde Sie nächstens besuchen, aber kommen Sie auch zu mir.“

Das versprach Ida und sie trennten sich. „Es ist doch ein wahres Glück für mich, daß ich diese liebenswürdige Frau kennen gelernt habe,“ sagte sie zu ihrem Vater. „Ich wäre allein verkommen.“

„Mein Kind, es giebt Situationen, die Du nicht vorziehen würdest,“ antwortete der Vater. „Ich habe Dir von der jungen Dame erzählt, welche ich bei der Fürstin getroffen habe. Die ist nicht allein, aber ich glaube nicht, daß Du mit ihr tauschen würdest, denn sie kann bei der nervös empfindlichen Frau unmöglich gute Tage haben, sie wagt ja nicht einmal ein Auge aufzuschlagen, nicht einmal gegen mich. Sei zufrieden, meine Ida, Du bist doch wenigstens nicht abhängig — außer von mir, so lange es Gott gefällt!“ setzte er hinzu.

„Lieber Vater, sprich nicht so häßlich!“ sagte Ida und küßte ihn.

Er drückte sie stumm an sich, der Gedanke, welcher ihm plötzlich gekommen war, erschreckte ihn selbst. Wenn ihn der Tod plötzlich hinwegriß, ehe es seinen Bestrebungen gelungen war, ihr eine sorgenfreie Zukunft zu hinterlassen, in welcher hilflosen Lage blieb sein zärtlich geliebtes Kind, das er so sorgfältig erzogen, vor jedem unfreundlichen Lüftchen des Lebens behütet hatte, in der Welt zurück? Noch nie hatte er den Wunsch gehegt, sie bald zu verheirathen, aber er kam ihm jetzt. Doch ließ er sich von Allem, was sein Inneres bewegte, nichts merken, sondern nahm mit erkünsteltem Gleichmuth von Neuem Stock und Schirm, um zur Fürstin zu gehen, bei welcher er vor der Messe schon einmal gewesen war.

„Erzähle mir viel von der jungen Dame, wenn Du wieder kommst,“ bat ihn Ida.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Der Gastwirth als Kunstfreund.) Vor einiger Zeit lebte in H . . . ein vortrefflicher Gasthofbesitzer, der eine besondere Vorliebe für das Theater und die Schauspieler hatte, ja selbst Bühnenstücke schrieb, von denen eines oder das andere auch zur Aufführung gekommen ist. Einst kehrte nun ein engagementsuchender reisender Künstler in dem Gasthause unseres Kunstfreundes ein und wohnte lange in demselben, ohne daß sich seine Aussichten für die Zukunft besserten. Seine Beche

stieg zu einer immer grauenhafter werdenden Höhe an und er wußte nicht, wie er sie bezahlen sollte. Da gab ihm die Verzweiflung ein eigenthümliches Mittel ein, die drückende Sorge um die Beche los zu werden. Einst tief in der Nacht begann er wie toll in seinem Zimmer auf- und abzugehen und laut zu sprechen. Sein Zimmer befand sich über dem Schlafzimmer des Wirthes, der durch den Lärm aus dem Schlafe erweckt und an dem Wiedereinschlafen gehindert wurde. Eine ziemliche Weile ertrug er geduldig den Lärm, da derselbe aber gar nicht enden wollte, nahm er sich vor, zu dem Künstler hinaufzugehen und Ruhe zu gebieten. Er ging wirklich, kam an die nicht verschlossene Thüre, öffnete sie und trat in das Zimmer hinein. Der Schauspieler that, als sehe er ihn nicht, und declamirte fortwährend wie in höchster Begeisterung aus einem Buche, das er in der Hand hielt. Das Gesicht des Wirthes, der im höchsten Unwillen erschienen war, heiterte sich plötzlich auf, er blieb tief ergriffen an der Thüre stehen und hörte lange zu, bis er in einer Pause den Künstler dankend in die Arme schloß, denn er hatte erkannt, daß dieser eines seiner Stücke declamirte. Der Künstler erzählte dann, sich entschuldigend, das Stück sei ihm den Abend vorher in die Hände gefallen, er habe darin gelesen und sei durch dasselbe so begeistert worden, daß er unwillkürlich laut und lauter gelesen und die Hauptrolle gespielt habe, als stehe er auf der Bühne. Der kunstfreundliche Wirth zerriß die Rechnung des Künstlers und behielt denselben noch mehrere Wochen bei sich.

(Zwei umherziehende singende Knaben.) Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebten in einem kleinen Dorfe der Ukraine, nahe bei Charkow, zwei arme verwaiste Knaben, Iwan und Platon, die ihren Unterhalt durch Spielen und Singen zu verdienen suchten. Sie wuchsen so allmählig heran und Iwan wurde mehr und mehr von der Sehnsucht gequält, aus diesem elenden Leben herauszukommen. Er schlug dem Bruder vor, in die glänzende Hauptstadt zu wandern, wo ihnen das Glück vielleicht günstiger sei, aber Platon vermochte es nicht, sich von der Heimath zu trennen. Iwan führte endlich, da er den Bruder nicht zu bewegen vermochte, seinen längst gehegten Plan allein aus, bettelte sich nach Petersburg durch und kam da an. Nach fünf Jahren finden wir ihn als Sänger in der Kapelle der Kaiserin Elisabeth und als schönen zwanzigjährigen Jüngling wieder. Die Kaiserin bemerkte ihn; bald war er der glückliche Günstling der Beherrscherin aller Reußen und schnell stieg er von Stufe zu Stufe höher empor; er wurde Oberkammerherr, Admiral und Fürst. Ein Jahr verging und wie in ganz Rußland, sprach man auch in der Ukraine viel von dem mächtigen Günstlinge. Auch der arme Platon in seinem Dorfe bei Charkow hörte von dem Glücklichen, und er zweifelte nicht, daß derselbe sein Bruder sei, der ihn seit der Trennung gänzlich vergessen. Vielleicht, dachte er, mache ich in Petersburg auch mein Glück, und er zögerte nicht länger, sondern brach nach der Hauptstadt auf. Arm und erschöpft

kam er da an und fragte nach dem Fürsten Rasumowski. Jedes Kind in der Stadt kannte diesen Namen und Platon fand also leicht den Weg zu dem Palaste desselben. Er wollte in denselben hineingehen, da ja dieser Fürst sein Bruder war, aber die Dienerschaft vertrat dem zerkümmerten Bauer den Weg und warf ihn endlich hinaus auf die Straße. Traurig schlich der Arme davon, aber jeden Tag erschien er demüthig wieder an dem Palaste und bat vergebens eingelassen zu werden. Eines Abends endlich erblickte er auf dem Balcon einen Mann, er ahnte in demselben seinen Bruder und begann leise ein Lied zu singen, das sie oft mit einander als Knaben in den Straßen von Charkow gesungen hatten. Der Mann auf dem Balcon zuckte zusammen und entfernte sich schnell. Bald darauf stürzten vier Haiducken aus dem Palaste, die den armen Platon ergriffen und ihn in einen Wagen brachten, der blizschnell von anderen Dienern bespannt wurde, und nach kurzer Zeit mit dem Gestächten in Galopp davonjagte. Der Schmerz über die Lieblosigkeit des Bruders, die Ermattung und der Hunger überwältigten ihn und er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem kleinen, niedrigen Gemache, in das durch ein kleines Fenster ein mattes Licht hereinfiel. Platon glaubte in einem Kerker zu sein. Da mit einem Male ließ sich eine demüthige Stimme neben ihm vernehmen, die den armen Straßensänger Excellenz titulirte und fragte, ob er etwas befehle, ob er zu essen verlange, ob er andere Kleidungsstücke anzulegen wünsche. Der Fragende war der Oberst Sprauskoi, der die Thüre des merkwürdig schaukelnden Gefängnisses öffnete und winkte. Bald darauf erschienen die vier Haiducken wieder, die einen mit den kostbarsten Speisen gedeckten Tisch hereintrugen. Platon glaubte, er solle vergiftet werden, war aber des Lebens so überdrüssig, daß er den Tod willkommen hieß, und also eifrig zu essen ansang. Der Bruder des Fürsten Rasumowski starb indeß nicht von diesen Speisen; er überzeugte sich ferner, daß er sich nicht in einem Kerker, sondern auf einem großen Schiffe befinde, das schnell auf dem Meere dahinschwamm. Er fragte den Oberst Sprauskoi, der unterthänig nach seinen Befehlen sich erkundigte, was das Alles zu bedeuten habe, aber der Oberst zuckte schweigend die Achseln und antwortete nur, er dürfe erst Aufklärung geben, wenn sie in Frankreich angekommen sein würden. Die Fahrt ging glücklich von Statten, Platon wurde während derselben von Allen als Gebieter behandelt und als das Schiff an der französischen Küste anlegte, übergab ihm Sprauskoi einen Brief von dem Fürsten Rasumowski, in welchem derselbe seine Freude darüber aussprach, daß er ihn endlich in Petersburg aufgesucht habe, aber auch hinzusetzte, er könne ihn jetzt, wie er sei, nicht bei sich aufnehmen; er möge nach Paris eilen, wo der russische Gesandte bereits die betreffenden Weisungen erhalten habe. Wenn er zurückkomme, werde er dem geliebten Bruder Alles erklären, was ihm noch dunkel sei. Er brach mit den Haiducken nach Paris auf, wo der Gesandte ihm eine bedeutende Summe Geld auszahlen ließ, wo er bald bei Hofe vorgestellt und als Bruder des mächtigen Fürsten

Rasumowski glänzend aufgenommen wurde, und sich in kurzer Zeit zu einem vollendeten Hofmanne ausbildete. Nach etwa neun Monaten hielt ihn Sprauński für vollkommen geeignet, am russischen Hofe zu erscheinen, und sie kehrten nach Petersburg zurück. Das Wiedersehen der beiden Brüder war rührend; auch die Kaiserin nahm Platow freundlich auf und nach einem halben Jahre war derselbe zum Feldmarschall ernannt. Später ging er mit einem wichtigen diplomatischen Auftrage an den Hof von Berlin; aber trotz der Größe, die er in so wunderbarer Weise erreicht hatte, blieb sein Herz edel, wie es immer gewesen, und seine Bauernkleidung bewahrte er als heilige Reliquie auf.

(Die rothen Weinkleider der französischen Soldaten als Amulette.) Die Franzosen haben bekanntlich nicht bloß in Algier, sondern auch am Senegal häufig mit den Eingeborenen zu kämpfen, wenn auch der Kampf am letzteren Orte nicht so wichtig ist, als am ersteren. Die Neger am Senegal sind sehr abergläubisch und setzen namentlich großes Vertrauen auf Amulette, die sie Gris-gris nennen. Diese Gris-gris sind für sie von der allergrößten Wichtigkeit, denn sie geben ihnen Gesundheit, schützen sie vor Schlangenbissen, machen sie unverwundlich und unsterblich. Sie bestehen aus den wunderbarlichsten Dingen, aus einem Affenzahne, einem Schafhorne, einem Verse aus dem Koran, aus einem Büschel Kameelhaar etc., und werden von den Marabouts verkauft, die dadurch sich eine hübsche Einnahme verschaffen. Ein Häuptling, der in den Krieg zieht, ist gewöhnlich vom Kopfe bis zu den Beinen mit solchen Gris-gris behangen und glaubt in Folge davon unverwundbar zu sein. Ob sie nun gleich trotzdem häufig unter den französischen Säbeln und Kugeln bluten müssen, so geben sie doch den Glauben an die Gris-gris nicht auf; sie meinen nur, der Marabout habe ihnen falsche verkauft, und rächen sich bisweilen schrecklich an ihm. Ein Dorf von Schwarzen, das von Franzosen bedroht wurde, mochte durchaus nicht nachgeben, weil der Marabout versichert hatte, er vermöge durch Gris-gris ihre Hütten vor den Kugeln zu schützen. Er setzte sehr viel davon ab und jedes Haus wurde mit einem Gris-gris behangen, worauf die Neger in den Wald entflohen. Leider stand, als die armen Teufel zurückkamen, kein einziges Haus mehr, denn die Franzosen hatten das ganze Dorf zusammengeschossen. Das Erstaunen der Schwarzen war groß, ihr Zorn aber noch größer; sie ergriffen den unglücklichen Marabout, der ihnen die Gris-gris verkauft hatte, und brachten ihn unter den schrecklichsten Qualen ums Leben. Am gesuchtesten sind jetzt dort als Gris-gris die rothen Weinkleider und die blauen Jacken der africanischen Jäger. Die Neger haben nämlich mehrmals gesehen, daß die französischen Soldaten sich kühn und immer mit Glück in die Gefahren stürzten und hegen nun den festen Glauben, die Fremden würden durch ihre rothen Weinkleider, die stärksten Gris-gris in der Welt, geschützt. Auch haben die Franzosen diesen Aberglauben sehr bald zu benutzen gewußt, indem sie alle alten rothen Wein-

kleider verkaufen, die dann die Neger nicht etwa anziehen, sondern umhängen. Man hat reiche Häuptlinge gesehen, die mit vier Paaren und noch mehr alter rother französischer Soldatenpantalone behangen, stolz einhergehen.

(Seltsame Münzen.) Queretaro in Mexico hat, wie ein Engländer erzählt, der das Land gezwungen, d. h. als Gefangener durchreisete, seltsame Gebräuche. Er kaufte da sechs Stück sehr schöne Orangen und gab einen Dollar hin. Die Verkäuferin konnte nicht wechseln und ein Corporal erbot sich, den Dollar anderswo in kleine Münze umsetzen zu lassen. Nach etwa zehn Minuten kam er zurück und brachte in seinem Taschentuche eine ziemlich ansehnliche Last zurück. „Was ist das?“ fragte der Engländer, als er vierundsechzig Stücke — Seife von einer Form und Größe erblickte. „Was soll ich mit der Seife anfangen? Ich brauche sie nicht.“

„Sie ist die Landesmünze,“ antwortete der Soldat; „man hat hier keine andere.“

Und so ist es; die Bewohner von Queretaro haben keine andere kleine Münze als diese Seifenstückchen, die mit dem Wappen der Stadt und dem des Mannes gestempelt sind, welcher das Recht hat, sie zu verfertigen. Es ist aber nicht verboten, sich mit diesem seltsamen Gelde zu waschen. Nur wird dies für die Leute dort etwas kostspielig, weil die Seifenstückchen nichts mehr gelten, sobald das Stadtwappen darauf nicht mehr sichtbar ist.

### Generalcorrespondenz.

Daß Berlin immer mehr zu einer großen Stadt wird, zeigt sich durch allerlei Umstände, auch dadurch, daß es neue Kirchen und — Theater baut. Der Solotänzer Paul Taglioni hat die Erlaubniß erhalten, erzählt man, ein neues Theater zu erbauen, das hauptsächlich „dem Vergnügen der höchsten Stände“ gewidmet sein soll. Was heißt das? Soll das neue Theater vielleicht ausschließlich ein Schauplatz für Ballette sein? — In dem königl. Theater wurde kürzlich Tieck's „Blaubart“ aufgeführt, der das Publicum, wie nicht anders zu erwarten, höchlich langweilte; auf das Einstudiren dieses Stückes, das allerdings den Vorzug hat, nicht neu zu sein, war aber der lobenswertheaste ausdauerndste Fleiß verwendet worden. —

Prof. Kugler in Berlin hat in dem „Kunstblatte“ einen Auspruch zu thun gewagt, der viele Kunstfreunde erschrecken wird. Er vergleicht nämlich die berühmte Holbeinsche Madonna in der Dresdener Galerie mit einem, wie er sagt, ganz gleichen Gemälde in Berlin im Besitze Ihrer K. Hoheit der Prinzessin Marianne und kommt zu dem Schlusse, das Berliner Bild sei das ursprüngliche Exemplar und als solches eines der höchsten Meisterwerke des großen deutschen Künstlers. „Wie es sich hiernach mit dem Dresdner Bilde verhalte,“ fährt er fort, „wage ich zur Zeit nicht geradezu zu entscheiden. So wenig sich Holbein's Hand in den lebenden Portraitfiguren

desselben zu verläugnen scheint, so möchte ich sie doch nicht unbedingt in der Madonna mit dem Kinde anerkennen. Es dürfte etwa anzunehmen sein, daß Holbein die Wiederholung mit anderweitiger Beihilfe gefertigt habe." —

Bei der Ernennung der Sherifs für die Grafschaften in England geht die Königin, um vollkommen unparteiisch zu verfahren, nach einem eigenthümlichen, sehr alten Herkommen zu Werke. Es werden ihr drei Männer für jede erledigte Sherifsstelle vorgeschlagen und die Namen dieser Männer sind auf einen langen Pergaments- oder Papierstreifen geschrieben. Auf der Rückseite dieses Namenverzeichnisses befinden sich, genau den Namen auf der Vorderseite entsprechend, schwarze Striche. Die Königin nimmt nun diesen Streifen, dreht ihn um und sticht mit einer Nadel oder einem andern scharfen Instrumente in so viele schwarze Striche auf der Rückseite, als Sherifs zu ernennen sind und der Mann, dessen Namen so durch einen Stich bezeichnet wurde, ist zum Sherif ernannt. Dies Verfahren heißt *pricking of the sheriffs' roll*. —

Laubes neuestes Stück, „Struensee“, das bisher in Stuttgart, Mannheim und München mit großem Beifall aufgeführt worden war, hat kürzlich auch in Dresden den verdienten glänzenden Erfolg gehabt. —

Am 28. Januar starb Ernst Houwald, dessen „Leuchtturm“, „Bild“ u. s. w. vor etwa zwanzig Jahren auf allen deutschen Bühnen gern gesehen wurden. —

In London ist kürzlich die weltberühmte Portland-Base, jenes allbewunderte antike Kunstwerk, durch einen Bubenmuthswillig in Stücke zerschlagen wurden. — Sie wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts in der Nähe von Rom in einem Grabe gefunden, zierte zweihundert Jahre den Palast Barberini und kam dann nach England, 1810 schenkte sie der Herzog von Portland (nach dem sie nun genannt wurde) dem britischen Museum. Ihr Geldwerth wurde annäherungsweise zu 7000 Thlr. angenommen. —

Vor einiger Zeit fiel ein Maure, ein Häuptling der Trarzas am Senegal, in die Gefangenschaft der Franzosen, gegen welche er lange mit unbeugsamen Muth gekämpft hatte. Der französische Gouverneur ließ ihm die Freilassung anbieten, wenn er auf den Koran schwören wolle, niemals die Waffen gegen die Franzosen zu führen; aber der Maure, ein ächter Nachkomme der Abencerragen, wollte weder seinen Haß gegen die Feinde vergessen, noch den einmal geschworenen Eid brechen und zog deshalb vor — in der Sklaverei zu bleiben. Liegt darin nicht etwas, das an die schönste Zeit der Mauren in Spanien erinnert? —

Große Artigkeit! Ein englischer Richter wurde kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß er sich geirrt und ein Deportationsurtheil gegen einen Mann ausgesprochen habe, der eines Capitalverbrechens schuldig befunden worden war. Der Richter ließ sogleich den bereits aus dem Saale abgeführten Ver-

brecher wieder hereinführen, setzte seine Perrücke und schwarze Mütze wieder auf und sprach: „Gefangener, ich bitte um Verzeihung.“ Dann sprach er das — Todesurtheil über den Mann aus. —

In einer neuen englischen Schrift fanden wir folgende geistreiche Bemerkung: „Wie viel Character liegt in dem Lachen! Man kennt einen Menschen nicht eher genau, bis man ihn lachen hörte, bis man weiß, wann und wie er lacht. Es giebt Gelegenheiten und Stimmungen, in denen ein Mann, mit welchem man lange umgegangen ist, uns durch ein Lachen, das offenbar gerade aus seinem Herzen kommt und das wir nie vorher von ihm gehört hatten, uns mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Selbst an sonst lebenswürdigen Frauen kann man diese Bemerkung machen. Wie in manchem Herzen ein milder Engel ungeschen und ungeahnt schlummert bis ein glücklicher Augenblick ihn erweckt, so schläft oft tief im Hintergrunde eines sonst freundlichen und lebenswerthen Characters ein Dämon der Gemeinheit, der plötzlich erwacht, wenn etwas Derbblomisches zu der entlegenen Tiefe des Geistes dringt.“ —

Die Secte der Mormonen in den Vereinigten Staaten von Nordamerica, die eine immer größere Verbreitung zu gewinnen scheint trotz der Abergläubigkeit ihrer Lehre, hat in der von ihr gegründeten Stadt Nauvoo, die ihre heilige Stadt werden soll, den Bau eines Tempels begonnen und zwar auf dem Gipfel eines Berges, von dem aus das Auge nach allen Seiten hin fünfundzwanzig Meilen weit die Umgegend zu überschauen vermag. Etwas Seltsameres als dieser Bau läßt sich nicht leicht denken. Jeder seiner ungeheuern Pfeiler ruht auf einem Piedestal, d. h. einem sehr großen Felsenblocke, auf dessen vier Seiten die vier Mondesviertel, so wie man sie gewöhnlich in den Kalendern sieht, in Relief dargestellt sind. Die Kapitäl dieser sechszehn Klaster hohen Pfeiler sind ebenfalls von ungeheuern Felsenstücken gebildet und jedes stellt eine Sonne in seltsamer Form dar. Ueber diesen Kapitälern ragen zwei ungeheure Hände hervor, welche zwei sich kreuzende Posaunen halten. Im Innern besteht das Gebäude aus einem großen Saale von 42 Klaster Länge und 25 Klaster Breite. Drei reiche carmoisinrothe Draperien, die von der Decke bis zu Mannshöhe herunterreichen, theilen die obere Partie in drei Theile. In diesem Saale giebt es weder Bänke, noch Stühle, noch Kissen, überhaupt keine Geräthe. In dem Gewölbe darunter befindet sich das Taufbecken, das genau nach dem ehernen Becken in dem Tempel Salomons geformt werden soll. Dieses Becken, das etwa zwei Klaster in Quadrat mißt, liegt auf dem Rücken von zwölf ungeheuern Stieren mit langen Hörnern, die bis an die Knie in Wasser stehen. Die Ausführung dieser ehernen Stiere soll nichts zu wünschen übrig lassen. Sie werden verguldet. Um die Kosten für die Herstellung des Haupttempels nicht zu hoch anwachsen zu lassen, arbeitet jeder Anhänger der Secte wenigstens einen Tag unentgeltlich mit an dem Bau. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 10.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

4.

Am Theater kam dem Arzte schon der russische Kammerdiener entgegen. „Ich sollte Sie holen,“ sagte er athemlos. „Ihre Erlaucht sind im höchsten Grade aufgebracht!“

„Ueber wen, mein Freund?“ fragte Dr. Sill mit großer Ruhe.

„Verzeihung, mein Herr Doctor — über wen anders, als Sie, der eine vornehme Dame so lange warten läßt?“ erwiderte der Russe. „Aber Sie beschleunigen ja Ihre Schritte nicht einmal!“

„Ich komme zu rechter Zeit, sein Sie unbekümmert,“ sagte Dr. Sill.

„Mein Gott, die Fürstin wird mir die Schuld geben!“ rief Iwan ängstlich. „Ich sollte Sie bringen um jeden Preis.“

„Todt oder lebendig, nicht wahr?“ lachte der Arzt, der zum Verzweifeln langsam ging.

„Scherzen Sie nur!“ rief der Kammerdiener. „Die Fürstin läßt nicht mit sich scherzen.“ Er verwünschte das Ausland, wo er nicht den widerspenstigen Quacksalber, wie er ihn nannte, mit Gewalt zu seiner Herrin schaffen durfte.

„Noch einen Gang nach der Apotheke,“ sagte der Arzt, indem er auf die großen schwarzen Buchstaben

am gegenüberliegenden Gebäude zeigte. „Sagen Sie Ihrer Erlaucht, daß ich spätestens in einer Viertelstunde mit den nöthigen Medicamenten die Ehre haben werde!“ — Und ohne sich an das vor Bewunderung starre Gesicht des Kammerdieners zu kehren, ließ er ihn stehen und schritt der Apotheke zu, wo er allerdings für seine vornehme Patientin Geschäfte hatte.

„Er wagt es!“ rief die Fürstin, als die erste Kammerfrau — denn Iwan hatte dieser seine Meldung übergeben — des Arztes Benehmen in das gehässige Licht stellte. Sie lag, noch im Morgenanzuge von Cashemir, auf ihren Polstern, von der Ungeduld geröthet, reizbar bis zum Unglaublichen. „Der Niethling wagt es! Was sagte er?“

Frau Lenuschka gewann es über sich, eine recht freche Lüge zu äußern.

Der Fürstin Augen funkelten, sie erhob sich mit einem vernichtenden Blicke, da in demselben Moment der Arzt gemeldet wurde. „Erlaucht!“ sagte Constance, die während der Scene besorgt am Fenster gesessen hatte, mit bittender Stimme. „Der würdige Mann hat Ihnen so sehr gefallen, er hat gewiß eine triftige Entschuldigung, und dann, bedenken Sie, daß von ihm Ihre Genesung —“

„Ha, Genesung! Ich will lieber sterben, als mich tyrannisiren lassen, ich!“ rief die Fürstin. „Schweigen Sie, Fräulein! Ich bedarf weder Ihres Rathes, noch dieser heuchlerischen Geberden. Sie sähen mich lieber auf einem schönen marmornen Katafalk, und

haben Ihre Gründe dazu, das weiß ich, darum verlange ich auch keine dieser Mienen.“

Constance hob ihre thränenschweren Augen flehend und vorwurfsvoll auf die harte Frau.

„Entsetzlich!“ rief die Fürstin. „Diese Augen! Wollen Sie mich tödten?“

Der Arzt trat ein, zum Schrecken aller Dienstbaren, denn er hatte die Erlaubniß dazu noch gar nicht erhalten. Staunend heftete die Fürstin den Blick des Stolzes, hohnlächelnd die Kammerfrau ihre kleingeschlichtigen Augen auf ihn, während Constance, von den Worten ihrer Gebieterin schmerzlich getroffen, nur einen flüchtigen, von den Wimpern halb verhüllten Blick nach dem Eintretenden wagte, dessen Miene weit davon entfernt war, die geringste Besorgniß oder Verlegenheit zu verrathen. Ehrerbietig grüßte er die Fürstin und fragte nach ihrem Befinden.

„Ich bin nicht gewohnt, zu warten, mein Herr!“ sagte sie, mit allen Schrecken ihres hohen Ranges gewaffnet.

Der Arzt schrumpfte nicht, wie die Kammerfrau erwartete, gleich einem vom Blitze getroffenen Baume zusammen. Er verneigte sich nur sehr tief und sagte: „Erlaucht, ich komme zur Stunde, da meine Anwesenheit nöthig ist.“

„Ich habe Sie aber rufen lassen! Ihre Antwort — was sagte der Herr? Wiederhole es.“

Der Arzt heftete seinen festen Blick auf die Kammerfrau. „Ich weiß nicht —“ stotterte diese — „Zwan Mikititsch —“

„Ruf ihn!“ zürnte die Fürstin. Und Frau Lenuschka ging schwankenden Schrittes hinaus.

„Erlaucht, lassen wir das Mißverständnis unerörtert,“ bat der Arzt mit ernster Stimme. „Sie müssen Alles vermeiden, was Aufregung, Kergerniß heißt — besonders um Kleinigkeiten. Ich ließ Ihnen sagen, daß ich mit den nöthigen Medicamenten in einer Viertelstunde erscheinen würde, um Ihre Geduld nicht zu reizen — es sind kaum zehn Minuten verflossen. Et was Anderes wird Ihnen der Kammerdiener nicht gemeldet haben. Also, ich bitte unterthänigst, lassen Sie ihn!“ Er verbeugte sich abermals, indem er die Hand ausstreckte, um die Fürstin zu veranlassen, sich wieder in ihre ruhende Stellung zu begeben, die er ihr besonders empfohlen hatte.

Aber zum Unglück trat eben der merklich erblaßte Zwan in das Zimmer.

„Hat der Doctor zu Dir gesagt, was mir die Kammerfrau gemeldet hat?“ fragte die Fürstin mit bösem Blicke in russischer Sprache.

„Ja, Herrin! Du darfst mir's glauben,“ antwortete der Diener.

„Du lügst!“ rief sie.

Er zitterte augenscheinlich, doch legte er betheuernd die Hand auf die Brust.

„Der Haushofmeister soll kommen,“ sagte sie heftig. Da stürzte Zwan nieder, schlug die platte Stirn auf den Fußboden und bat um Gnade.

„Erlaucht!“ sprach der Arzt, dessen rascher Verstand ihm trotz der fremden Sprache sagte, was hier vorging. „Wenn Sie meine Hilfe wirklich befehlen, so bitte ich Sie, diese Sache nicht weiter zu verfolgen. Sie sind es sich selbst, Sie sind es mir schuldig.“ Auch Constance war hinzugetreten, hatte sich leise der Hand der Fürstin bemächtigt und bittende Küsse darauf gedrückt.

Noch einen Moment stand die Erzürnte, vor ihr lag unbeweglich auf seinem Antlitze der Diener, seinen Spruch erwartend — da berührte sie ihn verächtlich mit der Spitze ihres kleinen gestickten Pantoffels. „Pasccholl!“ sagte sie kurz, und wie elektrisirt zuckte Zwan mit dem Kopfe empor, küßte den Rocksaum der Herrin, sprang dann auf und verließ blickschnell das Zimmer. Die Fürstin ließ sich von Constance sanft auf ihr Polster zurückführen, wo sie die Hände über ihre Augen legte, bald das Schnupftuch zu Hilfe nahm und dennoch nicht verhindern konnte, daß die Beiden, welche noch im Zimmer waren, das convulsivische Weinen bemerkten, in welches sie ausbrach. Wie gern hätte der Arzt mit Constance einen Blick des Einverständnisses gewechselt, aber sie konnte es ja nicht über sich gewinnen, ihre Augen zu ihm zu erheben! Er ließ also schonend den Anfall vorübergehen, ohne zu sprechen.

„Bin ich nicht recht krank, lieber Doctor?“ sagte die Fürstin nach einer Weile mit schwacher Stimme. „Sie nennen mich vielleicht noch mit einem härtern Namen.“

„Gnädige Frau — Erlaucht, wollte ich sagen —“ antwortete Doctor Sill, „Ihr Zustand mit seinen Symptomen ist mir nicht neu. Ich kann Ihnen die besten Hoffnungen geben, wenn Sie selbst mir Ihr Vertrauen schenken und Mitarz sind. Vor der Hand habe ich etwas mitgebracht —“ und er packte die Me-

dicin aus, indem er zugleich die nöthigen Verordnungen ertheilte.

„Darf ich Besuche annehmen?“ fragte die Fürstin, als er sich nach einiger Zeit wieder empfahl.

„Unbedenklich,“ erwiderte der Arzt. „Ich nehme an, daß sie Ihnen keine unangenehmen Eindrücke machen, nicht von lästigen Geschäften mit Ihnen reden oder fatale Nachrichten hinterbringen — wofür ich Sie verantwortlich mache, gnädiges Fräulein!“ setzte er halb scherzend gegen Constance gewandt hinzu, was er jedoch fast bereute, denn das Fräulein blickte ihn nicht einmal an, sondern verneigte sich nur, mit ihrer Arbeit beschäftigt und die Fürstin sagte, mit einer neuen empfindlichen Beugung des Tones:

„So kann ich mich wohl unter polizeilicher Aufsicht betrachten? außer der Gesellschaft stehend, in Unwissenheit erhalten über meine eigenen Interessen?“

„Erlaucht stellen Alles auf die Spitze, nehmen Sie es nicht ungnädig,“ versetzte der Arzt. „Von all' dem ist nicht die Rede, ich wünsche, Ihnen nur Unannehmlichkeiten zu ersparen, welche schädlichen Einfluß auf Ihre Genesung haben. Erheiternden Besuch sey ich sehr gern bei Ihnen.“

„Wann kommen Sie wieder?“ fragte die Fürstin.

„Nachmittag um sechs Uhr, wenn Sie nicht früher befehlen,“ antwortete der Arzt. „Es ist besser, wir setzen, wenn nicht außergewöhnliche Fälle eintreten, bestimmte Stunden fest.“ Er ging, von Constance, welche sich sogleich erhob, bis in das Vorzimmer begleitet. Hier saß die blonde Kammerjungfer, Constance warf ihr ein Paar russische Worte hin und eilte dann zu der Fürstin zurück, welche sie fragenden Blickes empfing.

„Es ist artig, daß Sie den Herrn begleiten, da ich nicht aufstehen kann,“ sagte sie, „aber eine Dame pflegt das nur bis in die Nähe der Thüre zu thun, nicht mit hinauszufragen. Sie haben wohl noch Conferenz über mich gehabt?“

„Das müßte in zwei Worten abgemacht worden sein,“ erwiderte Constance und zeigte der Fürstin ein unbefangenes lächelndes Gesicht. „Ich habe Daschinka einen Auftrag gegeben.“

Die Fürstin fragte nicht weiter und Constance war froh, einer Unwahrheit überhoben zu sein. Denn auch zu Unwahrheiten mußte sie ihre Zuflucht nehmen, kaum daß sie offenbare Lügen durch ihre Gewandheit umging; der Arzt hatte Recht, als er gegen seine Tochter ihre Tadel bei der krankhaft reizbaren Frau keine goldenen nannte!

Daschinka, die kleine russische Zofe, welche deutsch sprach, begleitete Doctor Sill noch bis in das äußerste Vorzimmer, um die Bestellung des Fräuleins, zu welcher Constance selbst keine Zeit hatte, an ihn auszurichten. Das Fräulein ließ ihn bitten, um fünf Uhr zu ihr zu kommen, Daschinka zeigte ihm die Thüre ihres Zimmer, welche auf den Corridor führte. Mehr hatte ja der Arzt nicht verlangt, er war schon im Begriffe gewesen, das Fräulein darum zu bitten, als sie rasch von ihm schied, um das Mißtrauen ihrer Herrin nicht zu reizen. Nun forderte sie ihn selbst auf, und machte ihm dadurch die größte Freude, denn von wem konnte er bessern Aufschluß über so Manches, was ihm in Bezug auf seine Kranke zu wissen nöthig war, erhalten, als von Constance, welche gewiß all' ihre Verhältnisse genau kannte?

In seine Gedanken vertieft, trat er rasch aus dem Hause und prallte fast an einen jungen Mann, der ihn eben cavalierement zurechtweisen wollte, als er ihn noch im rechten Augenblicke erkannte.

„Ah, Herr Doctor!“ sagte er, seinen strafenden Blick sofort in den cordialsten verwandelnd. „Sie kommen von Ihrer erlauchten Patientin? Ihr Zustand — doch was frag' ich! Sie haben gefährlichere Zustände gehoben.“

„Kennen Sie mich, mein Herr?“ erwiderte Doctor Sill. „Ich habe nicht die Ehre.“

„Wer sollte Sie nicht kennen!“ antwortete der junge Mann. „Sie sind der Leibarzt der russischen Dame, welche hier wohnt.“

„Leibarzt, Leibarzt!“ sagte Doctor Sill. „Jeder Arzt ist Leibarzt — was zum Henker soll er sonst curiren? Wer für seine Seele einen Arzt braucht, der wende sich an die Priester — Ich will Sie nicht aufhalten, mein Herr.“

„Wir gehen einen Weg,“ sagte der Fremde, ihn begleitend, indem er zugleich seinen Namen nannte, den Namen eines altfreiherrlichen Geschlechts. „Sie wohnen weit oben — beim Briefträger, nicht wahr? Und Ihre Fräulein Tochter, nicht wahr, hat in der Gräfin Kippach eine charmante Dame kennen gelernt, die sich ihrer annimmt, so daß sie nicht sechs Wochen in Ischl einsam zu vertrauern braucht? Wo werden Sie speisen, Herr Doctor?“

Der Arzt hatte nun den eleganten Taugenichts — das Wort ist heraus und nicht mehr zurückzunehmen, doch paßt es als Gattungsbegriff vortrefflich, nehmen Sie es nur nicht übel — der Arzt hatte den

jungen, feingekleideten Herrn von angenehmer Gesichtsbildung wieder erkannt, welchen er bei seiner Ankunft in Ischl flüchtig gesehen, über den sich aber seine Tochter beklagt hatte. Er antwortete also auf die Frage kurz: „Zu Hause, Herr Baron.“

„Das ist sehr unrecht,“ sagte Franz. „Sie dürfen sich der Gesellschaft nicht entziehen, auch Ihre Fräulein Tochter nicht. Ich rathe Ihnen, im Casino zu speisen, dort rühmt man die Küche — auch finden Sie dort den Grafen Kippach mit seiner Gemahlin, der sich freuen wird, wie ich Ihnen versichern kann —“

„Meine Zeit erlaubt mir nicht, lange bei Tafel zu sitzen,“ unterbrach ihn der Arzt. „Ich nehme hier einen Richtsteig nach meiner Wohnung — und empfehle mich Ihnen.“ Damit rückte er flüchtig den Hut und stieg einen treppenartigen Ausgang zwischen zwei Gärten empor, wohin ihm Baron Franz nicht folgte, sondern den Rückweg nach dem Casino einschlug. Hier war es noch leer, die Uhr zeigte, daß noch eine Stunde bis zur Tischzeit vergehen mußte, draußen hatte sich wieder ein feiner Regen eingestellt — was blieb hier übrig als letztes Mittel der Verzweiflung? Lesen! Der Baron ließ es sich Geld kosten, zahlte seinen Beitrag und las! Er las wirklich, meine Damen, hat sich aber nachher bittere Vorwürfe gemacht, Zeit und Geld nicht besser angewandt zu haben.

Endlich kam ein Regenschirm, bald ein zweiter, dritter — es sammelten sich Speisegäste; auch Damen. Biemlich spät erschien Graf Kippach wirklich mit seiner schönen Frau — Bruno in ihrer Begleitung. Bei diesem Anblicke, der ihn in Erstaunen setzte, stand Franz auf und begrüßte sie. Bruno stellte ihn vor, Graf Kippach hatte ein höfliches Wort für ihn und als er mit seiner Gemahlin an einem kleinen Tische Platz nehmen wollte, konnte er nicht umhin, die beiden Freunde, welche in vollem Gespräche mit der Gräfin begriffen waren, zu fragen, ob sie ihnen nicht Gesellschaft leisten würden. Schließlich erschien noch der alte Herr mit dem kurzen Silberhaar, welcher gestern Abend den Freunden an der Gasttafel „zur Post“ durch sein Gespräch über den Staatsdienst aufgefallen war, er kam in Begleitung einer der dicken Damen und wurde zum großen Verdruße Brunos von dem Grafen wie ein alter Bekannter begrüßt und mit an den Tisch eingeladen, der nun vollständig besetzt war. Zum Glück hatte Bruno schon den Platz neben der Gräfin inne, und seinem Freunde, dem er darum einen verspottenden Blick zuwarf, fiel das Loos zu, der Nachbar der be-

leiteten Fremden zu werden, welche sich nicht ohne ein leises Stöhnen niederlassen und kaum mit ihren Armen bis auf den Teller reichen konnte, so daß Franz nothgedrungen ihr während der Tafel allerlei Hilfsleistungen um Wasser, Salz, Brod, thun mußte. Dies langweilte ihn fast noch mehr, als die Unterhaltung, welche sich um die uninteressantesten Dinge: Reiseindrücke, Gemälde, Kirchen, Gedichte und Gott weiß, was Alles, drehte. Er hatte zwar modernen Schriff genug, um, ohne sich zu blamiren, selbst von Dingen mit zu sprechen, die er nicht kannte, aber völlig in Erstaunen gerieth er über seinen Freund Bruno. Der slagte heute, wie ein Kriegsschiff an seinem Ehrentage. Mit einem Feuer, mit einer Beredsamkeit sprach er, wie Franz ihn nie gesehen hatte, er entwickelte Kenntnisse, ästhetisches Gefühl, Kunstbildung und brachte einen Hort zu Tage, von welchem sein Freund, der ihn doch schon lange kannte, durchaus keine Ahnung gehabt — was hatte denn die Schätze an's Licht gefördert, die er sonst nur zu eignen geheimem Verbrauch zu hegen schien? Und welchen Ausdruck zeigte sein Gesicht! Die ironische Kälte war verschwunden, sein Auge strahlte von einer lebendigen Glut, seine Wangen waren geröthet, eine warme Freundlichkeit spielte in allen Mienen. Er war von einer männlichen Schönheit, welche selbst seinem Freunde auffiel, und ihm, mit seiner anziehenden Unterhaltung, die ganze Tischgesellschaft gewann. Graf Kippach machte sich insgeheim Vorwürfe, gestern ein so übereiltes Urtheil gefällt zu haben und seine Frau, in ihrer offenen, arglosen Weise, tauschte schon mit ihm Worte, wie mit einem jahrelang Befreundeten ihres Hauses. Franzens dicke Nachbarin war eine geistreiche Frau, welche ihr Scherflein zur Unterhaltung beitrug, und auch ihr Gemahl, so vorsichtig er gestern gegen den Ausländer in seinen Bemerkungen gewesen war, thaute hier mehr auf, gab manches treffende, mit gutem Humor gewürzte Urtheil zum Besten, so daß die Stunde der Tafel rasch vorüberflog. Man erhob sich endlich, ohne das Casino zu verlassen. Nur der alte Herr erklärte, einen Besuch schuldig zu sein — und Franz glaubte sich überflüssig. Er beneidete seinen Freund fast um das gute Glück, das er zu machen schien, und war entschlossen, das seinige, das ihm so unzugänglich war, auf irgend eine Weise zu forciren.

„Sie wollen die Fürstin, von der Sie sprachen, besuchen?“ fragte Kippach den alten Herrn.

„Ja, ich habe mit ihr Einiges zu verhandeln,“

antwortete dieser. „Sie hat mir sagen lassen, daß sie mich um fünf Uhr erwartet, da sie eine Stunde später ihren Arzt empfängt.“

„Also um sechs Uhr!“ dachte Franz. „Ich werde das benutzen. Es ist nur ein kleiner Passe-tems — warum soll ich das niedliche Köbchen verschmähen, das sich mir darbietet, auch wenn mein Streben nach der weißen prachtvollen Centifolie geht? Bin ich so engherzig, nur für Eine da?“ Er entfernte sich, um seine Idee weiter zu verfolgen.

„Besuchen wir Abends das Theater?“ fragte Kippach den Freiherrn Bruno.

„Es werden dort wohl nur Zauberpossen gegeben,“ wandte dieser ein.

„O schmähren Sie mir die Zauberpossen nicht!“ rief die Gräfin. „Diese harmlos gaukelnden Bilder voll gesunden Scherzes, die oft mit ihren Pfeilen besser treffen, wenn auch nicht so giftig verlegend, als die Tendenzspiele! Ich lache so gern.“

„Wohlan, ich will mich gern durch Sie bekehren lassen,“ sagte Bruno, und der Doppelsinn seiner Rede warf plötzlich einen ernstern, fast wehmüthigen Schatten über sein Gesicht, den aber Niemand bemerkte.

„Wirst Du nicht Dein Pflgkind auffordern, Kathi?“ fragte der Graf.

„Ach ja! Der Vater geht, wie wir eben gehört haben, zu seiner Patientin,“ antwortete die Gräfin. „Wir wollen das liebe Kind mit uns in das Theater nehmen.“

Doctor Sill konnte diesmal kaum die Zeit erwarten, wo er seine Tochter wieder allein ließ; die bevorstehende Unterredung mit der Gesellschafterin seiner Kranken lag ihm gar zu sehr am Herzen. Endlich kam die festgesetzte Stunde, er legte Ida hastig noch ein Buch zur Unterhaltung hin, auf welches sie einen traurigen Blick warf und eilte davon. Im Hause der Fürstin fand er an der Treppe Daschinka, welche schon auf ihn wartete, damit er auch ja das Zimmer des Fräuleins nicht verfehle. Weder Iwan, noch einer der andern Domestiken ließ sich blicken.

Constance empfing den Arzt mit sichtlicher Verlegenheit, eine zarte Röthe belebte ihr blaßes Gesicht, als sie ihm bis an die Schwelle entgegen kam.

„Ich thue vielleicht Unrecht, Herr Doctor,“ sagte sie etwas unsichern Lautes, „daß ich ohne Vorwissen der Fürstin Sie bitten ließ, zu mir zu kommen —“

„Im Gegentheil!“ unterbrach sie Doctor Sill. „Wenn Sie es aufrichtig gut mit ihr meinen, so thun

Sie Recht, dem Arzte Ihren Beistand zu bieten. Vor allen Dingen schenken Sie mir Ihr gutes Zutrauen, Fräulein.“

„Das haben Sie längst in mir erweckt,“ sagte Constance.

„Und dennoch würdigen Sie mich nicht einmal eines Blickes,“ versetzte der Arzt.

Da hob Constance, noch tiefer erröthend, ihre Augen zu ihm auf und sah ihn voll an. Er konnte eine Miene der Ueberraschung nicht bemeistern. Sie schielte auf eine von ihm kaum je gesehene Weise — ihr schönes stilles Gesicht bekam dadurch einen ganz andern, völlig fremden Ausdruck.

„Hab' ich Ursache, meine Blicke zu Boden zu schlagen?“ fragte sie mit einem erzwungenen Lächeln.

„Nein, Fräulein! Das müssen Sie mir erlauben, näher zu betrachten!“ rief er und faßte ohne alle Umstände ihre beiden Hände in einer fast freudigen Faß.

„Herr Doctor!“ sagte sie zurücktretend und verlegt. „Sie glauben hoffentlich nicht, daß ich Sie in meinem eignen Interesse rufen ließ. Von mir soll zwischen uns Beiden keine Rede sein.“

„Wer sagt denn das? Wer glaubt das?“ rief Doctor Sill unruhig. „Lassen Sie mir nur noch ein Mal, genau — Sie wissen nicht —“ Er griff wiederum nach ihrer Hand, welche sie ihm jedoch entzog.

„Lassen Sie das, Herr Doctor!“ sagte Constance. „Es mag Ihr Interesse als Arzt erregen, diesen — Fehler —“ hier stockte sie etwas, aber schnell gefaßt fuhr sie fort: „diese Entstellung näher zu betrachten, unsere Zeit ist aber zu gemessen, als daß ich sie mit unnützen Dingen füllen möchte.“

„Unnütz! Den Teufel auch!“ rief der Arzt, in seiner leidenschaftlichsten Vorliebe angeregt. „Ich will Sie operiren!“

Sie blickte überrascht auf. „Wie?“ fragte sie mit einer unwillkürlichen Bewegung. „Das wäre möglich?“

„Möglich nicht allein, sondern gewiß!“ rief Doctor Sill. „Das ist gerade mein Fach, mein Lieblingsstudium, mein Schooskind, diese Operation! O Gott, zeigen Sie mir nur gleich Ihre Augen, ich will mich genau orientiren — und wenn eine Hand im Stande ist, Ihnen den geraden, richtigen Blick wieder zu geben —“

„Lassen Sie es!“ sagte Constance sanft, aber schmerzlich. „Ich denke nicht daran.“

„Sie müssen!“ rief Doctor Sill. „Es ist Ihre Pflicht gegen sich selbst! Ich spreche noch heute mit der Fürstin, sie muß einen Nachtspruch thun.“

„Um keinen Preis! Sie würde es nie zugeben,“ sagte Constance hastig.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Zur Lustigkeit geprügel.) Die armen Schwarzen, die man in Afrika in ihrem Vaterlande wegfängt, oder von Lieferanten kauft, werden, wie ein französischer Schiffscapitain neuerdings erzählt, bevor man sie auf die Schiffe bringt, an der Küste in sogenannten Barracons oder Sclavenschuppen untergebracht, die ihnen als Gefängniß dienen. Der Erzähler sagt: „Ich habe die von New Sestres genau untersucht und drei Tage da zugebracht. Als ich in dem großen Hofe ankam, um den herum die Barracons stehen, war gerade die Zeit der freiwilligen oder unfreiwilligen Unterhaltung. Die Vorsteher dieser Anstalten befolgen sorgsam den Ausspruch, daß die geistige Heiterkeit die Gesundheit des Körpers erhalte, da es ihr Vortheil ist, die Schwarzen gesund zu erhalten, und sie verschaffen denselben aus diesem Grunde täglich zwei Mal so viel Unterhaltung und Zerstreuung als möglich. Die Unglücklichen, die zu Zweien, wenn sie unbändig sind, zu Fünfen, wenn sie sanft oder Frauen sind, und zu Zehn, wenn es Kinder sind, an eine Kette gelegt sind, sieht man dann neben einander im Hofe umherstehen, singen und mit den Händen den Tact schlagen, den einige der Aufseher mit den grotesksten Geberden angeben. Diese Aufseher sind meist ebenfalls Schwarze, die im Solde der Handelsleute stehen, und die armen Gefangenen zu beaufsichtigen, zu erlustigen und zu züchtigen und ihnen die elende Nahrung zu geben haben. Einer dieser schwarzen Aufseher, der eine große Peitsche in der Hand hält, stimmt den Gesang an und wehe dem Gefangenen, der nicht einstimmt, den Tact nicht mit den Händen schlägt, oder auch nur nicht laut genug schreit! Die Peitsche schwebt über allen Köpfen und erregt durch die Furcht, die sie einflößt, in dem großen Kreise der versammelten Unglücklichen Lustigkeit, Stille, Lachen und Wehklagen, je nachdem, wie man es haben will. Ein anderer Aufseher streicht seinen schwarzen Körper weiß und gelb an und sucht durch seine Tänze und Verdrehungen das Lachen der Gefangenen zu erregen. Bei Sonnenuntergang werden Alle wie Vieh in die Barracons zurückgetrieben; man untersucht sorgfältig die Ketten und um die Häuser her werden Wachen aufgestellt.“

(Die Schlüssel der Königin von England.) Bekanntlich hängt man nirgends mehr an dem alten Herkommen als in dem freien England; erst in voriger Woche haben wir einen ganz alten Gebrauch erwähnt, der sich bis in die neueste

Zeit erhalten hat; in dem Tower zu London herrscht, wie die Zeitungen berichten, ebenfalls noch in unseren Tagen, die alte Disciplin und die alte Förmlichkeit wie vor Jahrhunderten. Man könnte sich in das Mittelalter versetzt halten, wenn man sieht, wie dort jeden Abend die Thore geschlossen werden. Ein Sergeant, ein Corporal und zwölf Soldaten begleiten die Schließer. Jede Wache, welcher dieser Kunde begegnet, ruft sie mit der Frage an:

„Wer da?“

Darauf antwortet der Schlüsselinhaber:

„Die Schlüssel.“

„Welche Schlüssel?“ fragt die Schildwache weiter.

„Die Schlüssel der Königin Victoria,“ antwortet der Schließer.

„Können passiren,“ sagt die Schildwache, und die Mannschaft, welche die Schlüssel begleitet, setzt ihren Weg fort. Kommt sie an das sogenannte Sternthor, so tritt die da befindliche Wache heraus und unter's Gewehr und präsentirt vor den Schlüssel. Darauf entblößt der Schließer sein Haupt und ruft laut aus: „Gott segne die Schlüssel der Königin Victoria!“ Die ganze Wache antwortet: „Amen!“ Vor einigen Wochen, sahen die Zeitungen, welche dies melden, hinzu, wurde ein schottischer Grenadier, der einer Secte angehörte, zu drei Tagen Gefängniß verurtheilt, weil er sich geweigert hatte, bei dieser Gelegenheit auch mit „Amen“ zu sprechen. Der arme Teufel führte zu seiner Entschuldigung an, er wüßte der Königin von Herzen alles Gute, aber sein Gewissen verbiete ihm, die Schlüssel zu segnen. Es half ihm nichts; er mußte in das Gefängniß wandern.

(Die Dachshege in Belgien.) Die Dachse sind auf dem europäischen Festlande vielleicht am häufigsten im Ardennener Walde, ob sie gleich auch dort von Jahr zu Jahr seltener werden. Die Belgier nennen die Dachs tesson, wie man sagt nach dem alten gallischen Ausdrucke und machen dieselben heute noch zu dem Gegenstande einer grausamen Unterhaltung, die sich von dem heidnischen Alterthume her in diesem Lande erhalten hat, wo viele Namen und Gebräuche gallisch-römisch geblieben sind. So oft man nämlich einen Dachs lebendig fängt, läßt man ihn an einem öffentlichen Orte von den Hunden zerreißen und das anwesende Publicum geht dabei à la England sehr bedeutende Wetten ein. Dabei wird übrigens der arme Dachs häufig waffenlos gemacht, indem man ihm die Zähne ausbricht und die Krallen abschneidet; trotzdem macht er es den Hunden schwer, ehe sie ihn umbringen; er legt sich nämlich auf den Rücken, wartet so seine Feinde ab und wehe dem ersten, den er an der Kehle packen kann; seine zahnlose Kinnlade hat noch Kraft genug und die Verzweigung verdoppelt sie; nicht selten bringt ein so entwaffneter Dachs noch mehrere Hunde um. Läßt man dem Thiere die Zähne und Krallen, so haben die Hunde einen außerordentlich schweren Stand und es bleiben gewiß mehrere todt auf dem Plage.

Solche Dachshen, die immer vorher durch die Zeitungen bekannt gemacht werden, sind in Belgien große Festlichkeiten, die einen Zusammentraf von vielen Menschen veranlassen; die meisten finden sich mit ihren Hunden ein, die sie auf das arme Thier hegen und wenn dasselbe endlich unterlegen ist, kommt es meist unter den verschiedenen Hundebesitzern über die Heldthaten ihrer vierbeinigen Tapfern zum Steite und nicht selten zum Kampfe.

(Journalistische Wegelagerer.) In fast allen großen Städten, wo die Presse zu einiger Entwicklung gelangt ist, namentlich in Paris und London, giebt es eine Anzahl Schriftsteller und Zeitschriften, die nur mit den Straßenräubern verglichen werden können. Hauptsächlich richten sie ihr Augenmerk auf Schauspieler, Sänger und Instrumentisten; allen diesen lauern sie auf und setzen ihnen die papierne Pistole auf die Brust. Am ausgebildetsten ist dieses journalistische Banditenwesen in Paris und auch am bekanntesten, so daß die davon Bedroheten wissen, wie sie sich die nöthige Sicherheit erkaufen können. Es giebt Zeitschriften in Paris, die sich blos mit dem Theater und der Musik beschäftigen, aber nur dazu bestimmt sind, als Mittel der Erpressung gegen die Künstler gebraucht zu werden. Derjenige Schauspieler, Sänger etc., der auf ein Exemplar eines solchen Blattes abonniert, erkaufte sich, so ist die Regel, dadurch das Stillschweigen desselben über sein Privatleben und seine Schwächen, und bewirkt, daß man ihn nur als Künstler angreift; nimmt er zwei Exemplare, so spricht man gar nicht von ihm; hat er drei bezahlt, so ermunthiget man ihn; hat er vier, so wird wöchentlich auf seine Fortschritte hingewiesen und man fordert ihn auf, auf diesem Wege fortzufahren; bezahlt er gar zehn Exemplare, so lobt man ihn bei jeder Gelegenheit auf das Ueberschwenglichste und Schamloseste; giebt er noch mehr, so macht sich die Zeitschrift verbindlich, wöchentlich wenigstens ein Mal eine ganz neue lobhudelnde Nebenart für ihn zu erfinden und seine Nebenbuhler herabzusehen.

Vor einiger Zeit kam eine neue Sängerin zu dem Herausgeber einer solchen wegelagernden Zeitschrift, um ihm den gewöhnlichen Tribut zu zahlen. Sie wollte drei Exemplare bezahlen.

„Sie! Nur drei Abonnements!“ rief ihr der Mann entgegen.

„Aber, werther Herr,“ antwortete die Künstlerin, „ich glaube, wenn ich jeden Morgen Ihr geschätztes Journal drei Mal hinter einander lese . . .“

„Sie scherzen, liebes Kind. Lassen Sie uns ernsthaft reden . . . Soll ich böß werden?“

„Aber, werther Herr, ich bekomme vom Theater nur 1200 Francs.“

„Ich weiß das; ich weiß aber auch, daß ein bekannter Russe Ihnen monatlich dreitausend Francs zahlt.“

„Das ist nicht Ihre Sache.“

„Wie Sie wollen.“

Und vom nächsten Tage an standen in dem Journale täglich wenigstens einige Zeilen über die Sängerin; sie sei häßlich, hieß es, schlecht gekleidet, benehme sich linksch, wisse weder zu stehen, noch zu gehen. So ging es fort, täglich gesteigert, bis die Arme um Gnade bitten und die Bedingungen des Tyrannen erfüllen mußte. Sobald dies geschehen war, wurde sie plötzlich schön, reizend, eine bewundernswürdige Erscheinung und in demselben Maße frech gelobt, wie vorher schamlos getadelt. Eben solche Blätter, die blos von Erpressungen leben, giebt es in London und daß die Art solcher journalistischen Wegelagerer auch in Deutschland nicht fremd ist, haben leider schon oft ärgerliche Vorfälle deutlich genug bewiesen.

### Generalcorrespondenz.

Einer der berühmtesten Juristen in den Vereinigten Staaten Nordamerica's ist der Generalanwalt von Massachusetts, ein Mann von achtzig Jahren, der seinen Posten seit wenigstens vierzig Jahren versieht. Vor Kurzem hatte er einen Mann anzuklagen, der einem jungen Mädchen, das er früher verführt, aus Eifersucht oder um sich ihren Verfolgungen zu entziehen, beide Augen ausgerissen hatte. Der Hauptzeuge gegen den Verbrecher war der Bruder der Unglücklichen, ein Knabe, der bei der Ausführung des Verbrechens zugegen gewesen war. Der Knabe erschien vor den Schranken des Gerichts, erzählte, was er gesehen und setzte hinzu, als er erblickt, daß der Mann seine Schwester mißhandele, habe er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand gehabt, so ins Gesicht geschlagen, daß er ihm die Kinnlade zerschmetterte.

Der Staatsanwalt ließ sich durch den Abscheu über das Verbrechen so weit hinreißen, daß er bei jenen Worten des Knaben aufstand und ausrief: „Warum hast Du nicht stärker zugeschlagen? Warum hast Du dem Glenden nicht den Schädel zertrümmert?“

Natürlich machten diese seltsamen Worte einen gewaltigen Eindruck; das Publicum applaudirte jubelnd und der vorsigende Richter ließ die Sache ruhig hingehen. — So sind die amerikanischen Gerichtsverhandlungen. —

Der Mensch, der, wie wir in der letzten Nummer erzählten, die berühmte Portland-Base aus Muthwillen zerschlug, kann nach den bestehenden englischen Gesetzen nur ganz gering, durch ein Paar Wochen Gefängniß, bestraft werden; das Ministerium hat aber diese Gelegenheit benützt, im Parlament auf strengere Gesetze gegen solchen Frevel anzutragen, der merkwürdiger Weise in England gar nicht selten vorkommt. Es ist dort schon mehrmals geschehen, daß Menschen aus Muthwillen kostbare Gemälde zerstoßen haben etc. —

In Berlin starb plötzlich Heinrich Steffens, berühmt als Mann der Wissenschaft und auch dem größern Publikum durch sein bewegtes Leben, das er in dem bändereichen „Was ich erlebte“ selbst beschrieb, sowie durch seine Romane bekannt. —

Die Aufführung von Webers „Coryanthe“ in Berlin, deren Ertrag von dem Könige für das dem Componisten zu errichtende Denkmal bestimmt wurde, soll gegen 5000 Thlr. eingebracht haben. Wenn noch einige große Theater so glänzende Vorstellungen geben und einige der berühmtesten Componisten und Virtuosen, wie sie versprochen, Concerte zu diesem Zwecke veranstalten, so wird Weber ein glänzendes Denkmal erhalten. Uebrigens dürfte wohl der von Berlin aus gemachte Vorschlag zu beachten sein, ob es nicht besser wäre, die Zinsen des für das Denkmal zusammengebrachten Capitals der Wittve Webers zuzuwenden, trotzdem, daß sie nicht in bedrängten Umständen sei.

In Paris will man ein neues großes Opernhaus von ungeheuerem Umfange und unerhörter Pracht aufzuführen, obgleich der Director desselben sich über die Abnahme des Besuchs in dem alten beschwert und alle mögliche Gründe aufzählt, welche diese Abnahme erklären sollen, auch die Eisenbahnen, welche die Leute verlocken, Ausflüge aus der Stadt hinaus zu machen, statt ins Theater zu gehen und — die Cigarren, da unter den jungen Franzosen das Rauchen immer häufiger werde und sie das Theater mieden, weil sie da nicht rauchen dürften. — Da wir von dem Theater sprechen, erwähnen wir gleich die Frage: Darf man in einem Theater schlafen? Die Sache kam in diesen Tagen vor der Pariser Zuchtpolizei zur Entscheidung und zwar auf folgende Veranlassung. Ein gewisser Berlingot schlief im Paradiese eines Theaters, da wahrscheinlich das Stück, welches man aufführte, ihm mißfiel. Das Schlafen scheint nun allerdings, selbst im Theater, kein Verbrechen zu sein, aber Berlingot — schnarchte auch und zwar so, daß er seine Nachbarn in ihrer Aufmerksamkeit störte. Es trat demnach ein Municipalgardist zu ihm und gab ihm einen freundschaftlichen Wink, der wohl etwas zu handgreiflich ausgefallen sein mochte, denn Berlingot fuhr auf und nannte den Diener der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ein Kameel. Der Municipalgardist hatte wahrscheinlich Buffons Naturgeschichte nicht gelesen, denn er fühlte sich durch diesen Vergleich mit jenem höckerigen Thiere, dem der berühmte Naturforscher eine so begeisterte Lobrede gehalten hat, keineswegs geschmeichelt, nahm vielmehr den Herrn Berlingot am Kragen und führte ihn auf die Wache. Am andern Tage erschien derselbe tief betrübt vor dem Zuchtpolizeigericht, wo der Municipalgardist den Vorgang erzählte, und hinzusetzte, er sei von mehreren Nachbarn des schnarchenden Berlingot herbeigerufen worden. „Ist es denn meine Schuld, daß ich schnarche!“ verteidigte sich der Angeklagte. „Das Schnarchen ist ein Erbfehler meiner Familie, und sogar Veranlassung geworden, daß mein Vater wegen Mangels an einer Wohnung ins Gefängniß gebracht wurde. Es wollte ihn Niemand ins Haus nehmen, weil er so stark schnarchte, daß die anderen Bewohner des Hauses nicht schlafen konnten.“ — „Man geht nicht ins Theater, um zu schlafen,“ bemerkte der Präsident des Gerichts. — „Ich bin auch nicht des Schlafens wegen

hineingegangen, und wenn man mich amüßet hätte, würde mir es auch gar nicht eingefallen sein; die Polizei sollte dafür sorgen, daß man in den Theatern den Leuten für ihr gutes Geld keine Stücke vorspielt, bei denen sie einschlafen.“ Das Publikum lachte, aber die Vertheidigung konnte den Angeklagten vor der Strafe von 25 Fres. nicht retten, die gegen ihn ausgesprochen wurde. Berlingot schwur, als er sein Urtheil gehört hatte, hoch und theuer, nie wieder ein Theater zu besuchen —

Die Statistik mischt sich in alles und so hat man denn berechnet, daß in dem diesjährigen Carnaval in Paris nicht weniger als 200 öffentliche Bälle stattgefunden haben und daß dieselben von etwa 200,000 Personen besucht worden sind. Sehr balls- und maskenballreich ist auch Leipzig gewesen; höchst wahrscheinlich fanden da im Verhältniß — Paris mit nahe an einer Million und Leipzig mit etwa 65,000 Einw. — noch weit mehr öffentliche Bälle statt, da man im Carnaval im Durchschnitt täglich wenigstens einen zählte. —

Es ist eine alte Geschichte, daß die Deutschen fast überall die Mühe und die andern Völker die Vortheile haben; es geht auch den armen deutschen — Schneidergesellen so, die bekanntlich jährlich in großer Menge nach Paris wandern. Wie ein von Handwerkern geschriebenes dortiges Blatt (La Ruche populaire) erzählt, besteht in den großen — Kleiderfabriken die Einrichtung, daß der Prinzipal eine gewisse Summe, z. B. 12 Francs für die Verfertigung eines Rockes oder Fracks giebt und dies Kleidungsstück irgend einem seiner Leute überläßt. Diese vornehmen Pariser Schneidergesellen nähen aber den Rock nicht selbst, Gott bewahre! sie übertragen die Arbeit für die Hälfte vielleicht einem Andern; dieser Zweite macht den Rock auch noch nicht, sondern läßt ihn von einem deutschen armen Teufel nähen, der etwa 1 oder höchstens 2 Francs dafür bekommt, während die Pariser den Gewinn in die Tasche stecken, ohne dafür etwas gethan zu haben. —

Ein ehemaliger Bischof von Narbonne in Frankreich wurde Papst und um der Stadt ein Andenken zu hinterlassen, trug er Rafael auf, die Himmelfahrt zu malen. Er wollte dies Bild der Stadt als Geschenk senden. Aber als es fertig war, fand er es so schön, daß er sich nicht entschließen konnte, dasselbe aus Rom fortzulassen und es deshalb selbst behielt. Seitdem hat nun die Stadt Narbonne den Wunsch gehegt, wenigstens eine Copie des für sie bestimmt gewesenen Gemäldes zu erhalten; immer aber wurde ihr der Wunsch nicht erfüllt, bis in den letzten Tagen der franz. Minister des Innern einen Bögling der franz. Akademie in Rom ausdrücklich beauftragt hat, eine Copie des Gemäldes für Narbonne zu malen. — Kein Meister ist vielleicht dermaßen mit Aufträgen überhäuft als Horace Bernet, der, wenn er alles ausführt, was er malen soll, bis in sein 68. Jahr vollauf beschäftigt ist. Auch hat man ihm nachgerechnet, daß er bereits so viel Soldaten gemalt habe, daß sich eine anständige Armee daraus bilden ließe. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 11.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Fessuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Mode-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

„Warum?“ entgegnete der Arzt. „Es ist keine Gefahr dabei, die Operation selbst — mit einem Worte, wenn ich operire, so stehe ich für den Erfolg. Das werde ich der Fürstin sagen und alle ihre Besorgnisse zerstreuen.“

„D nicht darum würde sie es weigern!“ rief Constance, von der Aussicht, die sich ihr öffnete, zu einem Momente der Selbstvergessenheit hingerissen.

„Wie? Schämen Sie sich, Fräulein,“ sagte der Arzt. „Welcher Selbstsucht halten Sie die Fürstin fähig!“

„Mein bester Herr, sprechen wir nicht mehr davon — oder später!“ bat Constance mit bewegter Stimme. „Ich liebe und verehere die Fürstin und was ich sagte, legen Sie falsch aus. Geben Sie mir nur jetzt Gehör! Ich bat Sie, zu mir zu kommen, da ich Sie über Manches, das — bösen Einfluß auf die Fürstin hat, aufklären möchte. — Sie dürfen ihr Gemüth nicht verkennen, sie ist leidenschaftlich, reizbar, kann in Momenten selbst hart sein, — aber nach solchen Aufwallungen ist sie engselbig und leidet selbst am Meisten durch die Wirkungen ihres Zornes, wie Sie wohl gesehen haben.“

„Ja, sie weinte,“ sagte der Arzt trocken.

„Wohl, sie weinte über ihre Härte!“ versetzte Constance warm. „Es waren aufrichtige Thränen, Herr Doctor, das kann ich Ihnen versichern. — Da Sie nun selbst äußerten, daß Alles zu vermeiden sei, was unangenehme Eindrücke auf sie hervorbringt, so kam mir der Gedanke — auf die Gefahr hin, von Ihnen verkannt zu werden — daß Sie sich Briefe, welche an die Fürstin einlaufen, erst vorlegen lassen —“ hier fing ihre Stimme an zu zittern und sie gerieth in augenscheinliche Verwirrung, so daß auch ihre Rede unverständlich in einander floß — „es könnten darunter solche sein, die das Werk eines Monats wieder zerstörten, ich meine, da Sie beim Briefträger wohnen — und wenn Sie mir zutrauen können, daß kein unedler Beweggrund sie mir in die Hände führte —“ sie stockte nun völlig.

„Mein Fräulein,“ sagte der Arzt erstaunt, „wenn ich Sie recht verstehe, so soll ich mit Hilfe des Postbeamten, bei dem ich wohne, das Briefgeheimniß auf englische Manier behandeln.“

„Sie sollen nur sehen, ob ein Brief aus Wien, mit dieser Adresse — (sie reichte ihm, dunkel erröthend, ein leeres Couvert) dabei ist — er könnte, wenn er mit den andern Briefen der Fürstin wie immer vorgelegt würde, ihr einen unangenehmen Anblick verursachen — ich bat Sie nur deshalb darum — aus keinem andern Grunde.“

„Das ist Ihre eigne Adresse!“ sagte der Arzt, der ihre steigende Verlegenheit, die abwehrende Ver-

sicherung ihres einzigen Beweggrundes nicht unbemerkt ließ. „Ah, das ändert die Sache. Der Schreiber ist vielleicht der Fürstin unangenehm — oder sie könnte sich den Kopf zerbrechen, mit wem Sie correspondiren.“

„Ich correspondire mit Niemand!“ rief Constance.

„Sie empfangen nur Briefe, ganz recht,“ sagte der Arzt. „Sein Sie ganz ruhig, das will ich besorgen. Geben Sie mir ein Zettelchen, damit mein ehrlicher Frauengrubber, so heißt der Mann, mir alle an Sie gerichteten Briefe verabsolgt. Mit der Zeit gewinnen Sie wohl auch noch mehr Vertrauen zu mir und sprechen sich aus. Wenn Sie mir nur wenigstens Ihre Augen noch ein Mal zeigen wollten!“

Sie that es, hielt mit einem ungläubigen, aber ängstlich harrenden Lächeln seine lange, wiederholte Untersuchung aus und als er triumphirend sagte: „Morgen schneid' ich!“ zuckte sie leicht zusammen. Aber sie schüttelte doch den Kopf und erwiderte: „Sagen Sie der Fürstin nichts davon. Es wäre umsonst und würde sie nur stören.“

## 5.

Aus dem Zimmer der Kranken trat, als eben der Arzt sich näherte, jener alte Herr, welchen die Fürstin herbeschieden hatte. Der Kammerdiener öffnete ihm mit tiefer Verbeugung die Thüre, er grüßte Dr. Sill sehr höflich und redete ihn mit der Frage an, ob er für die Leidende gute Hoffnungen hege?

„Die kurze Zeit meiner Behandlung erlaubt mir noch kein Urtheil,“ erwiderte der Arzt. „Doch die Quellen von Fisch!“

„Ihr Nervensystem ist sehr zerrüttet,“ sagte der alte Herr mit einem Seufzer.

„Habe ich vielleicht die Ehre, einen Kollegen zu begrüßen?“ fragte der Arzt mit einem mißtrauischen Blicke.

„Nein,“ antwortete der alte Herr lächelnd. „Ich bin nur ein Freund des verstorbenen Vaters der Fürstin und nehme großen Theil an ihr.“

„So könnte ich von Ihnen vielleicht Aufschlüsse erhalten, die mir anderer Orten verweigert werden,“ sagte Dr. Sill rasch. „Daß der Fürstin Leiden zum größten Theil geistige Ursachen haben, ist klar, und wie wichtig es dem Arzte ist, wenn er folgerecht zu Werke gehen will, diese zu kennen, brauche ich Ihnen nicht erst zu erläutern.“

„Wir sprechen wohl einmal darüber,“ antwortete der alte Herr freundlich. „An geeignetem Orte!“

Eine Uhr im Hause schlug sechs. Der Arzt trat mit dem letzten Schlage in das Zimmer der Fürstin.

„Das nenne ich pünktlich,“ sagte die Dame, welche er dies Mal im vollen Anzuge, frisiert und sogar haufst, traf. Sie stand mitten im Zimmer und hatte mit Constance gesprochen, die sich durch die innern Thüren gleich nach der Entfernung des fremden Herrn hierher begeben hatte. Constance begrüßte den Arzt so kühl und fern, als hätte sie ihn nicht vor Kurzem minutenlang in ihre Augen blicken lassen, kaum daß ein leichtes Zucken ihrer Muskeln die meisterhafte Verstellung andeutete, welche in dem Arzte einen stillen Ausfall gegen die Weiber im Allgemeinen weckte. Sie war übrigens mit ihren gesenkten Augen trotz der Blässe bildschön und Dr. Sill gab sich schon dem stolzen Bewußtsein hin, daß er ihrer Schönheit noch den Hauptreiz hinzusetzen werde. Die Fürstin sah dagegen lange nicht so jugendlich aus, als heute Mittag, wo die Aufregung ihrem Gesichte Farbe und Spannung verliehen hatte — jetzt konnte man ihr wohl die vierzig Jahre zugestehen, welche sie in der That zählte.

Doch war sie sehr heiter, der Besuch des alten Herrn schien auf sie den besten Einfluß geübt zu haben. Nur der erfahrene Blick eines Arztes durfte sie für eine Leidende halten, jedem Andern schien sie ganz gesund. Von Fragen über ihr Befinden, von Verhaltensmaßregeln wollte sie gar nichts wissen, sie spottete darüber und rief lachend Constance zurück, welche sich, als Dr. Sill dies Thema begann, wie gewöhnlich entfernen wollte.

„Eine Gesunde läßt man nicht mit ihrem Arzte allein,“ scherzte sie. „Oder glauben Sie, daß ich nicht mehr gefährlich werden könnte?“

Welcher Dämon zeigte Constances in dieser absichtlosen Rede eine Anspielung! Der bittere Zug um ihren Mund, der zu oft die reinen Linien desselben verwirrte, trat wieder hervor und niemals ging er der Fürstin verloren.

„Gnädiges Fräulein, Sie würden sich doch bei unsern diätetischen Verhandlungen langweilen,“ sagte Dr. Sill.

„Ja, geh'n Sie nur, Fräulein,“ setzte die Fürstin hinzu. — Dr. Sill hörte nicht heraus, was in ihrem Tone lag, aber Constance nahm ihn mit sich, wie einen Pfeil in der Wunde.

„Sie sind sehr wohl,“ sagte der Arzt, „und werden es bleiben. Ich hoffe, daß die Anfälle, die doch so bedeutend intermittiren, einer consequenten Cur ganz

weichen. — Die gute Stunde benutze ich zu einer Bitte.“

„Sprechen Sie, lieber Doctor,“ ermunterte ihn die Fürstin wieder ganz freundlich.

„Erlaucht haben einen Schatz im Hause, den ich gern heben möchte,“ sagte Dr. Sill.

„Einen Schatz?“ lachte die Fürstin.

„Ja, Erlaucht, für mich ist es ein Schatz, was ich hier entdeckt habe,“ fuhr der Arzt fort. „Für Sie dagegen kann man es eher eine Widerwärtigkeit, etwas Unerträgliches nennen und darum bitte ich um Erlaubniß, den Schatz zu heben und Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten.“

„Sie sprechen in Rathseln,“ sagte die Fürstin schon etwas ungeduldig.

„Mit einem Worte, ich habe entdeckt, daß Fräulein Constance schießt,“ erklärte Dr. Sill.

„Ja, sie schießt,“ sagte die Fürstin herb. „Was hat das hier zu thun?“

„O Sie ahnen nicht, Erlaucht,“ rief der Arzt, „welch' unschätzbare Fund das für uns blutdürstige Operateurs ist! Ich bitte Sie um Ihre gnädige Erlaubniß, das Fräulein operiren zu dürfen.“

„Wie?!“ rief die Fürstin mit einem Laute, der sich nicht wiedergeben läßt und den auch der Arzt in seinem Eifer ganz überhörte, indem er fortfuhr, ihr zu betheuern, daß keine Gefahr dabei sei und daß er sich nach gewissenhafter Prüfung für den Erfolg verbürgen wolle.

„Was sagen Sie?“ rief die Fürstin und ihre Augen funkelten. „Es wäre möglich?“

„Auf meine Ehre! Ich bin kein Prahler, kein Charlatan,“ versicherte der Arzt.

„Und ihr Auge gewänne den freien Blick?“ fragte die Fürstin. „Es wäre gar nichts mehr von seinem häßlichen Fehler zu entdecken?“

„Das will ich gerade nicht sagen, ein kleines Zeichen könnte wohl bleiben,“ erwiderte Dr. Sill. „Aber bedenken Sie, dies schöne Gesicht, entstellt durch ein Schielen, wie es in der Praxis kaum vorgekommen ist, und nach der Operation und Heilung das wundervolle, schwarze Auge, das sich nicht mehr zu verbergen braucht, welchen Reiz wird das erst dem edlen Antlitz, das einer Pallas, einer Diana entlehnt zu sein scheint, geben!“

„Nimmermehr!“ rief die Fürstin schneidend, indem sie mit der Hand nach der Brust zuckte.

„Erlaucht —“ sagte der Arzt mit verwunderter Stimme.

„Es darf, es kann nicht sein!“ rief sie. „Ich bin daran gewöhnt, Constance um mich zu sehen — ich weiß bestimmt — genug, diese Idee — mit einem Worte: nein!“

Sie sprach es fast schreiend aus, indem sie von den nagendsten Schmerzen, wie sie sich bei Nervenkranken oft einstellen, ohne vorher angekündigt zu sein, überfallen wurde. Ihre Bewegungen, die Art, wie sie in ihren Sessel niedersank, verkündigte es dem Arzte und trotz seiner Entrüstung über ihre herzlose Selbstsucht, welche Constance nur zu gut gekannt zu haben schien, eilte er ihr mit krampfstillenden Mitteln, die er zur Hand hatte, zu Hilfe. Der Anfall war diesmal sehr stark und widerstand lange des Arztes Bemühungen, der sich insgeheim Vorwürfe machte, ihn hervorgerufen zu haben. „Ei, ei,“ dachte er beschämt. „Wenn das die Welt erführe, wie würde Dein Ruf in der Behandlung von Nervenleiden geschmälert werden! Aber das kommt davon, wenn man ganz im Finstern tappt. Jeder Cur sollte eine vollständige Beichte vorhergehen, Herz und Nieren des Patienten müßte der Arzt prüfen, ehe er ihn in seine Pflege nimmt.“

Jetzt fürchtete er nur, daß Constancens Eintritt einen Rückfall erwecken würde, und blieb daher so lange, bis die Fürstin selbst nach ihrer Gesellschafterin verlangte.

„Sagen Sie ihr nicht, was zwischen uns besprochen worden ist,“ bat die sich Erholende matt lächelnd.

Der Arzt machte eine kurze Verbeugung. Das Fräulein erschien, ihr Anblick übte aber auf die Fürstin durchaus nicht den bösen Einfluß, welchen der Arzt gefürchtet hatte, im Gegentheil lächelte ihr die Kranke so freundlich und liebevoll zu, daß er versucht war, sie für die falscheste Schlange zu halten.

„Meine gute Constance,“ sagte die Fürstin und reichte ihr die Hand. „Es war wieder einmal recht schlimm!“

„Es wird besser werden,“ antwortete Constance sanft, indem sie ihre Hand küßte. „Schonen Sie sich nur immer.“

Der Ton zwischen Beiden klang so goldrein und wahr, daß Dr. Sill nicht wußte, was er davon denken sollte. Noch mehr aber interessirte ihn die Natur der Krankheit selbst. „Räthselhafte Erscheinungen!“ dachte er. „O die Nerven! Wer ihr Wesen, ihr geheimnißvolles Leben ganz durchschaut hätte!“ Und

als Constance unter ihren langen Wimpern, da sie ihn anderwärts beschäftigt glaubte, einen spähenden Blick nach ihm warf, um zu erkennen, ob er mit der Fürstin ihretwegen gesprochen habe, fiel ihm wieder das Verlangen nach der interessanten Operation an und ließ ihm keine Ruhe, so daß er endlich aufsprang und sich empfahl.

„Ich schneide doch!“ schwor er sich beim Herausgehen.

Als er die Hauptstraße hinausschritt, fand er viele Leute vor dem Gasthause zur Krone versammelt. Eine Dame war eben von durchgehenden Pferden umgerannt worden, als sie im Begriffe gewesen, mit ihrem theueren Schooßhunde, dem zu Liebe sie die bequeme Fahrt im Eilwagen, wo man ihn nicht duldet, aufgegeben hatte, in einen gemietheten Einspanner zu steigen. Sie hatte weiter keinen Schaden genommen, sich nur sehr alterirt und Alles schrie nach einem Arzte. Dr. Sill trat hilfreich ein, fand aber, daß hier nichts weiter zu verordnen sei, als irgend ein Haus- und Weidmittel wider den Schreck und da die Frau Hofrathin bald darauf mit ihrem Lieblinge, dem sie fast das Leben geopfert, abreiste, so hoffen wir, daß Beiden das kleine Evenement nicht weiter geschadet hat. Es hielt aber doch den Arzt so lange auf, daß er zu Hause schon das leere Nest fand. Sein Vöglein war ausgeflogen und die Wirthin bestellte ihre Entschuldigung mit einer seltsamen Historie.

Ida, in ihrer Langeweile, da des Vaters Buch dem Geschmacke eines sechszehnjährigen Mädchens nicht zusagte, hatte bei der Wirthin, einer gutmüthigen Frau, Unterhaltung gesucht. Diese hatte ihr im schwerverständlichen Dialecte von ihrem Hauswesen, von ihren Kindern — deren sie schon drei verloren —, von Ischl und seiner Winterexistenz, wenn das Thal verschneit ist, erzählt, dann war Ida auf die Nationaltracht der Gegend übergegangen und hatte sich die Goldhaube der Frau bringen lassen, ein wahres Kunstwerk von Goldstoff, mit Flittern und Arabesken wirklich geschmackvoll verziert, vorn wie ein antiker Helm gestaltet, hinten in zwei Adlersflügeln ausgehend, deren Zwischenraum durch eine schwarze Schleife geschlossen war. Sie werden leider schon selten, die Goldhäubchen — vielleicht, weil sie bei zunehmender Verarmung zu theuer sind. „Achtzig Gulden Schein!“ versicherte die Wirthin.

„Schade!“ sagte Ida. „Kann ich sie einmal aufsehen?“

Sie stand der Brünnette mit den schalkhaft blickenden Augen und der blühenden Gesichtsfarbe allerliebste. Und während sie sich noch lachend und wohlgefällig im Spiegel betrachtete, klopfte es an, und ohne das „Herein!“ abzuwarten, trat ein junger Mann in das Zimmer.

„Was Teufel!“ schaltete der Arzt nicht eben erbaut ein.

„Ja, ein sehr schöner junger Herr,“ fuhr die Wirthin in ihrer Erzählung, die wir übersezen, fort. „Er fing gleich an, von Ihnen und daß Sie nicht zu Hause wären und that wie verrückt über meine Goldhaube und wie sie dem Fräulein stände, wollte auch gar nicht leiden, daß sie sie abthat. Ich drückte mich nach der Thür, aber das Fräulein ließ mich nicht fort, that ganz ängstlich und fing an, dem fremden Herrn unschöne Reden zu sagen. Der lachte und schaute mich Arme böß an, mit der Schulter nach der Thür gewinkt, so daß mir selbst Angst wurd' — als auf den Stiegen ein laut Gespräch von Menschen heraufgekommen ist. Da schoß es dem jungen Herrn wie Blut ins Gesicht und ein Paar Augen macht' er — aber es half nichts, Drei kamen herein, der Herr Graf und Frau Gemahlin, und noch Einer, den ich nicht gekannt hab'. Sie stuzten über den jungen Herrn, der schwakte etwas, das ich auch nicht verstand, das Fräulein aber fiel der Gräfin fast in die Arme und hat, glaub' ich, geweint. Da sprachen's welsch mit einander, allesammt, und die beiden letzten Herren behielten's Recht gegen den ersten, denn er ging gleich fort. Ich auch. Und dann nahmen's die Fräulein mit in's Comoddy — wie ich mit 'nem schönen Gruß hab' vermelden sollen.“

„Da geh' ich nach,“ sagte der Vater und schüttelte im Gehen bedenklich den Kopf.

Trotz der unbedeutenden Poffe, welche im Theater gegeben wurde, hatte sich durch das schlechte Wetter ein so zahlreiches Auditorium versammelt, daß Dr. Sill kaum noch Einlaß erhielt. Es ging aber in Ischl, wie es selbst in Wien und Berlin geht, man rechnet auf die Elasticität des menschlichen Körpers. Wer bei der Eröffnung des Berliner Opernhauses gewesen ist, hat wohl Compressionsversuche, wie sie der Kassirer zu Ischl — noch dazu ein weiblicher — vornahm, erlebt. So stand Dr. Sill gekleidet in drangvoll fürchterliche Enge, verwünschte seinen Einfall und konnte den Zweck, der ihn hergeführt hatte, nicht einmal erreichen. Das Stück mit seinen Späßen war im vollen Gange, Dr. Sill kümmerte sich aber nicht darum und da es ihm,

der obnehin ein kurzes Gesicht hatte, unmöglich ward, seine Tochter und die Gräfin Rippach ausfindig zu machen, so drängte er sich wieder durch und verließ das Haus. Im Flure fand er Mehrere, die gleichen Geschmack mit ihm theilten und hörte sich mit einem: „Guten Abend, Herr Doctor!“ angeredet. Es war der alte Herr, welchen er heute für einen Kollegen gehalten hatte, in Begleitung eines großen, schwarzlockigen Mannes, welcher den Arzt mit scharfen Blicken fixirte.

„Guten Abend, mein Herr,“ erwiderte Dr. Sill. „Ich freue mich, Sie wieder zu sehen, da ich Ihre Adresse nicht habe. Sie vergessen doch nicht, was Sie mir versprochen?“

„D nein,“ versicherte der alte Herr lächelnd. „Wollen Sie mich vielleicht begleiten?“

„Recht gern,“ sagte der Arzt. „Ich habe überdem, da Sie die Fürstin kennen, ein Freund ihres Vaters gewesen sind und jeden Falls einigen Einfluß auf sie besitzen — wenigstens fand ich sie heute nach Ihrem Besuche in der vortrefflichsten Stimmung — ich habe, sag' ich, in dieser Hinsicht ein Anliegen.“

Der schwarzlockige Fremde sah wiederum den Arzt so prüfend an, daß dieser seinen Blick durch einen ähnlichen abzuweisen für nöthig hielt. „Wir sind an Ort und Stelle,“ sagte der alte Herr. „Dies ist meine Wohnung.“

Ein Bedienter, eben so alt, weißhaarig und glatt, wie sein Herr, empfing die Eintretenden auf dem Corridor, öffnete die Thüren und stellte Leuchter auf den Tisch: „Ihre Excellenz sind zu Ihrer Erlaucht gefahren,“ meldete er während seiner Beschäftigung.

„So sind wir ganz unter uns,“ sagte der alte Herr. „Nehmen Sie Platz, Herr Doctor —“ der Andere hatte es schon ungeheißener gethan — „und sagen Sie, womit ich Ihnen dienen kann. Sie hatten etwas auf dem Herzen.“

„Ja, mein Herr, oder gebe ich Ihnen einen höheren Titel?“ sagte Dr. Sill. „Wäre es nicht vor allen Dingen besser, wenn wir uns gegenseitig bekannt machten, damit ich nicht irgendwo anstoße?“

Der alte Herr nannte ohne Prätension, einfach und freundlich seinen Namen und hohen Rang, vor welchem sich Dr. Sill achtungsvoll neigte und sah dann den Fremden, welcher noch kein Wort gesprochen hatte, fragend an, ob er auch ihn nennen solle.

„Mein Name kann Sie nicht interessiren, Herr Doctor,“ sagte dieser jetzt. „Sprechen Sie ohne Rück-

sicht auf mich. Die Verhältnisse des Hauses, in welchem Sie mit Ihrer Kunst bessere Tage heraufführen sollen, sind mir genau bekannt, ich nehme den lebhaftesten Antheil an Allem, was Sie berichten werden.“

„Erst meine Bitte,“ sprach Dr. Sill. „Da ist eine junge Dame im Hause —“ der Fremde blickte hoch auf und sein großes schwarzes Auge schien zu glimmen — „eine klassische Schönheit, der Kopf wie aus pentelischem Marmor von Phidias gebildet — aber sie schießt!“ Es zuckte wie ein Blitz über das Gesicht des Fremden, der Herr sah ihn besorgt an. — „Nun, meine Herren,“ fuhr der Doctor fort und seine breite Gestalt hob sich mit einigem Selbstgefühl, „ich bin der Mann, hier zu helfen.“

„Wie das?“ rief der Fremde schnell.

„Gerade diese Operation ist meine liebste, meine sicherste!“ sagte Dr. Sill. „Und nun denken Sie sich, die Fürstin will ihre Einwilligung nicht dazu geben.“

„Ha!“ fuhr der Fremde auf. „Warum nicht?“

„Ja, warum? Darauf haben die Damen keine Antwort,“ sagte der Arzt. „Ich möchte wenigstens nicht gern das als die wahre Ursache annehmen, was in ihren Worten lag.“

„Ich aber weiß die Ursache!“ rief der Fremde aufspringend. „Ich kenne sie, die wahre —“

„Theuerster Freund, ich bitte Sie!“ fiel der alte Herr ein.

„Sie muß ihre Einwilligung geben, ich werde sie dazu zwingen!“ rief der Fremde.

„Nicht doch, keine Uebereilung! Was sagen Sie da?“ entgegnete der Arzt. „Mit welchem Rechte?“

„Ich bin ihr Mann, ihr Herr!“ rief der Fremde, dessen Augen lichte Flammen schossen.

„Erlaucht!“ versetzte Dr. Sill sich tief bückend. „Um so mehr haben Sie Ursache, Ihre fürstliche Gemahlin bei ihrem reizbaren Zustande zu schonen. Die geringste Gemüthsbewegung, der kleinste Aerger zieht ihr schmerzliche Nervenansfälle zu. Erlauben Sie mir die Frage, ob Ihre unerwartete Ankunft —“

„Sie weiß nicht darum,“ sagte der Fürst.

„So bitte ich Sie, mir die Vorbereitung auf die Freude zu erlauben,“ bat der Arzt.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Eine Rettung.) Ein Reisender, der kürzlich Brest und die Zuchtlinge in dem dortigen Bagno besuchte, erzählt unter vielen andern Anekdoten auch die nachstehende.

Ein gutmüthiger Arbeitsmann, der keine überflüssige Klugheit besaß, hatte sich eines Tages recht traurig auf einen Balken im Hafen von Brest gesetzt. Da trat ein Züchtling zu ihm und redete ihn mit den Worten an:

„Was fehlt Dir?“

„Ach ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne.“

„Du bist unglücklich und doch frei?“

„Ich brauche fünfundzwanzig Francs und wenn ich das Geld binnen acht Tagen nicht schaffen kann, bin ich verloren.“ Wozu der Mann das Geld brauchte, wird nicht gesagt; der Sträfling aber entgegnete:

„Du dauerst mich und ich will etwas für Dich thun. . . Es ist etwas Ungewöhnliches, daß ein Sträfling eine gute Handlung verrichtet. . . Ich werde Dir die fünfundzwanzig Francs geben.“

„Ach, Sträfling, Du giebst mir neues Leben und ich wünsche, daß Du nicht hier wärest,“ sagte der Mann, indem er dem Andern die Hand reichte.

„Ich habe freilich das Geld nicht baar,“ fuhr der Sträfling fort; „Du mußt es verdienen. Ich kann Dir ein Mittel angeben. Höre mich an. Du weißt, daß Derjenige, welcher einen entlaufenen Sträfling in dem Hafen ergreift und zurückbringt, fünfundzwanzig Francs erhält. Bringe mir morgen was ich brauche, um meine Ketten durchzuheilen und andere Kleider; ich stelle mich, als wolle ich entfliehen, Du wartest auf mich, ergreiffst mich. . . und die Sache ist abgemacht.“

„Sehr wohl, aber Du sehest Dich dabei einer Strafe aus.“

„Ich bin auf Lebenszeit verurtheilt, man kann also meine Strafzeit nicht verlängern. . . Zwar werde ich eingesperrt werden und eine Zeitlang den Kerker nicht verlassen dürfen, aber man muß seinen Mitmenschen ein Opfer zu bringen im Stande sein.“

Am andern Tage geschah, was verabredet worden war. Der Arbeitsmann fand sich an dem bestimmten Orte der Zusammenkunft ein. Die Ketten wurden durchgeseilt und der Sträfling legte andere Kleider an.

„Run komm,“ sagte der Arbeiter, „ich will Dich in die Anstalt zurückführen.“

„Warte, mir fällt etwas Anderes ein,“ sagte der Sträfling. „Wir wollen in die Stadt gehen; Du erhältst, wenn Du mich von da zurückbringst, funfzig Francs.“

„Aber Du wirst entlaufen.“

„Dummes Zeug! bist Du nicht bei mir und kannst Du nicht jeden Augenblick um Hilfe rufen?“

„Du hast Recht,“ sagte der Arbeiter; sie gingen also in die Stadt und als sie da waren, sagte der Sträfling

„Es fällt mir noch etwas ein. . . der Lärmschuß ist noch nicht gefallen, man hat mich also noch nicht vermißt; komm mit mir aus der Stadt ins Freie hinaus. Du verdienst hundert Francs, wenn Du mich dort festhältst.“

Der Arbeiter wollte darauf nicht eingehen und sagte, er brauche so viel Geld nicht.

„So theilen wir,“ fiel der Sträfling ein; „Du bist mir so eine Belohnung für den Dienst schuldig, den ich Dir leistete. Du bist undankbar, wenn Du nicht einwilligst.“

Das wollte der Arbeiter nicht von sich sagen lassen, er ging also mit dem Sträfling aus der Stadt ins Freie hinaus, wo sein Wohlthäter endlich zu ihm sagte: „wenn Du mich nun zurückbringst, wirst Du keine Belohnung erhalten, sondern in das Gefängniß wandern müssen, weil Du zur Flucht eines Sträflings behilflich gewesen bist und man Dich mit mir Arm in Arm gesehen hat. . . Aber da nimm, weil Du gut gegen mich gewesen bist, Deine fünfundzwanzig Francs, — ich habe mir das Geld im Bagno erspart und — lebe wohl!“

Der Arbeiter nahm verblüfft das Geld, der Sträfling aber machte sich so schnell als möglich aus dem Staube und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. So war also beiden geholfen.

(Versteinern des Menschen.) Unsere Zeit macht selbst die uraltesten Wahrheiten zu Schanden, denn kann es eine ältere Wahrheit geben als die, daß der Mensch in Staub zerfällt? aber eine neue Erfindung macht den Menschen so unzerstörbar wie Granit. Der erste Erfinder dieser Verwandlung der Menschen in Stein war ein Italiener Segato, aber derselbe starb und nahm sein Geheimniß mit in das Grab. Die Resultate seiner Arbeiten waren indeß so außerordentlich, daß mehrere Gelehrte, nämlich Baldoconi und der Prof. Comi in Rom sich beeiferten, die verlorene Erfindung noch einmal zu erfinden; es gelang ihnen auch theilweise und der gelehrte Arzt Silvestri aus Neapel, der sich auch damit beschäftigte, befindet sich gegenwärtig in Paris, um die Ergebnisse seiner Kunst dem Institut zur Beurtheilung vorzulegen. Er hat ein großes Cabinet versteinertes Körper, Fische, Schlangen, Insekten, Vögel u. mitgebracht, welche den seltsamsten Anblick gewähren, da sie sämmtlich lebensstreu erhalten sind, sogar die Flügel der Insekten ihre Durchsichtigkeit behalten haben, und die Federn der Vögel so weich sind und so lebhaft Farben haben wie im Leben. Auch drei Menschenköpfe zeigt Dr. Silvestri vor, unter andern einen Frauenkopf mit glänzenden Augen, die nicht von Glas sind, und mit dem vollkommen erhaltenen schönem blonden Haar. Nur das Fleisch ist hart geworden, so daß es unter dem Hammer klingt wie Bronze; die Farbe dagegen ist geblieben und trägt zur Erhöhung des Ausdrucks bei. Das Verfahren des Dr. Silvestri ist bis jetzt ein Geheimniß; er wird es aber mittheilen und hat schon jetzt angezeigt, daß die Flüssigkeit, deren er sich bedient, aus bekannten wohlfeilen Stoffen erhalten wird. — Die Sache ist übrigens keinesweges, wie vielleicht Mancher glaubt, ein Puff, eine Zeitungslüge, sondern eine unbestrittene Thatsache, welche namentlich die Naturforscher sehr beschäftigt.

(Wie neue Religionssecten entstehen.) Aus der Beschreibung der amerikanischen Entdeckungsexpedition erfahren

wir, daß auf Sawadi sich eine neue Religionssecte — die Gimblets (Bohrer) — gebildet hat und zwar auf folgende seltsame Weise. Ein gewisser Seovebi von Sawadi wurde als Matrose von einem Wallfischjäger mitgenommen und kam erst nach drei Jahren wieder in seine Heimath zurück. Während seiner Abwesenheit besuchte er mehrere Häfen, wo er die Ceremonien der katholischen Kirche kennen gelernt zu haben scheint. Er war ein sehr kluger Kopf und kam bald auf den Gedanken, sich für die Zukunft ein Leben voll Genüsse und ohne Arbeit dadurch zu verschaffen, daß er sich Anhänger erwerbe und auf deren Kosten lebe. Am Bord des Wallfischjägers hatte er, wie dies in solchen Fällen gebräuchlich ist, für seinen Namen einen englischen erhalten und war Gimblet (Bohrer) genannt worden. Nach diesem Namen hat sich die von ihm gebildete Secte genannt. Ueber die Mittel, sich Ansehen und Anhänger zu verschaffen, war er gar nicht in Verlegenheit; er gab Fect vor, Unterredungen mit Gott zu haben, Wunder thun, Todte erwecken zu können &c. Sein Bestreben hatte auch den günstigsten Erfolg und er sah sich von zahlreichen Verehrern umgeben, als der Sohn eines mächtigen Häuptlings ermordet wurde und dieser den neuen Wunderthäter aufforderte, den Todten wieder lebendig zu machen. Gimblet ging sogleich darauf ein und verlangte nur, daß ein Haus gebaut werde, in welches man den Todten bringen könne und in das man täglich die kostbarsten Speisen schicken müsse. In diesem Hause nun schloß sich der Wunderthäter mit dem Todten ein und that sich an den leckern Speisen etwas zu gute, während er sagte, die Auferstehung könne nicht sofort erfolgen, sondern nur allmählig; auch sei der Todte schon ziemlich weit wieder hergestellt. Als sich endlich die Geduld des Vaters des Ermordeten nicht länger hinhalten ließ und die Leckerbissen für den Wunderthäter ausblieben, entwich dieser in der Nacht und wußte das Mißlingen der Auferweckung des Todten durch die Ungebuld zu erklären, die ihn gestört habe. — Die Anhänger der neuen Secte, deren Glaube ein Gemisch von Christenthum und Heidenthum ist, beichten einander, wenn sie krank sind und haben eine Anzahl Fasttage, die sie streng halten. Einen Sonntag oder Sabbath haben sie monatlich nur ein Mal und sie feiern denselben durch das Abschießen von Gewehren und durch kindische Nummern, welche ihre Gottesverehrung ausmachen.

### Generalcorrespondenz.

Auf der Leipziger Bühne kam in der letzten Woche wiederum ein neues deutsches Drama, Kühne's „Kaiser Friedrich in Prag“, zur Aufführung und fand eine günstige Aufnahme, die es auch verdient bis auf den ersten etwas schwachen Act. —

„Der Hauptluxus der Fahrenden in Paris,“ heißt es in den lehrreichen Genrebildern aus Paris von C. F. (Commerzienrath Frege), „besteht in äußerst kostbaren einspännigen Fuhrwerken; es ist dies Mode, und eine solche einspännige Equipage mit einem Pferde für 120 Louisd'or vor einem nie-

brigen Coupé für 3500 Frs. wiegt im Werthe manchen Postzug auf. — Die Reiter geben sich alle nur erdenkliche Mühe, Englands Modeherren nachzuahmen. Sporen und Peitschen sind verpönt; man schlägt das Pferd, welches sich wenig um den Reiter kümmert, mit einem dünnen Stöckchen auf das Schulterblatt. Dadurch findet sich dasselbe in den meisten Fällen veranlaßt, zu traben oder zu galoppiren. Diese neue Reithmethode ist einfach und bequem. Schwache und gutmüthige Pferde gehen am besten, je weniger man ihnen Zwang anthut, und bei einem Spazierritte ist es ja ganz gleichgiltig für den Reiter, ob das Pferd da oder dort geht.“ Als einen Gegensatz dazu geben wir eine Petersburger Mode nach dem „Enthüllten Rußland“ (Grimm, 1845): „Betrachten wir jenen brillanten Familienschlitten,“ heißt es dort, „mit hellblau ausgeschlagenen Kasten von schwarzem Bärenpelz. Die Livreen des Kutschers und Vorreiters sind gleichfalls hellblau mit silbernen Tressen und lichtem Pelzwerk besetzt. Vier glänzend schwarze Pferde sind wie gewöhnlich bespannt, die vorderen durch Stränge von zwei Pferdeelängen an die Deichsel mittels einer Wage. Zwei Bediente stehen auf dem Tritt. Auf ihren breiten Silberdressen an Hut und Rock ist das Wappen der Herrschaft eingewirkt. Der leibeigene Kutscher ist ein hübscher, stattlich aussehender Mann und besonders durch einen schwarzen buschigen Bart ausgezeichnet, so ebenholzschwarz, wie ihn nur ein türkischer Pascha färben kann. Die Schönheit und der Bart eines Kutschers werden für die Vollkommenheit einer russischen Equipage als unerläßlich betrachtet. . . Der Kutscher wurde übrigens vielleicht vor einigen Abenden bei einem Coarté von seiner Gebieterin einer anderen Dame abgewonnen, oder auch vielleicht für einen Cashemirshawl eingetauscht.“ — „Wir wissen sehr wohl,“ heißt es an einer anderen Stelle des zuletzt angeführten Buches, „daß der Verkauf von Leibeigenen ohne Land bei schwerer Strafe verboten ist, aber das Gesetz läßt sich umgehen; der Grundherr kann seine Leute z. B. auf neunzig Jahre verbürgen; er kann zwei Güter besitzen, die 200 Meilen von einander entfernt liegen, und darf dann der Mutter gebieten, sich von ihrem Kinde zu trennen und auf das andere Gut sich zu begeben. Er darf seine Erbleute sonst verwenden wie er will. Der Verf. war Augenzeuge von dem Zeitvertreiber eines Vornehmen, der sich damit unterhielt, seine Leute stundenlang auf einem Weine stehen zu lassen. Es ist bekannt, daß einige der reichsten Kaufleute in Petersburg &c. Leibeigene sind; ihr Herr kann sie jeden Tag in seine Küche &c. commandiren, oder als Knechte auf seine Güter senden. Ein Gleiches kann er mit den Kindern thun, wenn diese auch im Wohlstand und Luxus aufgewachsen sind. Das Gesetz gestattet ihm nicht, einen Leibeigenen zu schlagen — außer wenn er eine bestimmte Anzahl von Meilen von einer Polizeistation entfernt ist. In diesem Falle kann er jede beliebige Anzahl von Schlägen ertheilen lassen; nur darf der Gezüchtigte nicht innerhalb dreier Tage sterben. Bleibt er auf der Stelle todt und es waren hundert Leibeigene dabei, so straft das Gesetz ihn nicht, denn das Zeugniß der Erbleute

gegen den Herrn gilt nicht. Ist ein Polizeigefängnis in der Nähe, so kann der Gebieter seine männlichen und weiblichen Leibeigenen zu jeder Zeit, ohne Angabe der Gründe, peitschen lassen und sie zu jeder Zeit zu einer Strafe wieder hinsenden. Stirbt der Gezüchtigte da auf der Stelle, so ist Niemand dafür verantwortlich.“

Ein Engländer soll, wie die Zeitungen erzählen, die wichtige Erfindung gemacht haben, in wenigen Tagen jeden beliebigen Kupferstich, ohne daß dieser beschädigt wird, so auf eine Stahlplatte überzutragen, daß von derselben dem Original völlig entsprechende Abdrücke genommen werden können. Es wäre dies ein ähnliches Verfahren wie der anastatische Druck, von dem jetzt in London Proben vorliegen, und durch den es möglich gemacht ist, von jeder Schrift, ohne sie zu beschädigen, nach wenigen Stunden ganz gleiche Abdrücke zu machen. — Eben so hat man in London eine neue Steindruckpresse erfunden, welche durch Dampf in Bewegung gesetzt wird, und die weit schönere Abdrücke geben soll, als die bisherigen Handpressen. —

Die seltsamste Ausstellung, die wohl jemals vorgekommen ist, sah man seit einiger Zeit in Mons, nämlich — Canarienvögel. Die Ausstellung dauerte drei Tage und wurde sehr zahlreich besucht. Man ertheilte auch Prämien für die schönsten dieser Vögel und für die schönste Hecke. —

Die Liebe, die Liebe! Ein Pariser Student war in die verwittwete Inhaberin einer Leihbibliothek leidenschaftlich verliebt, sie aber wies alle seine Beteuerungen und Schwüre kalt zurück. Da schlich er sich eines Abends in ihr Zimmer, kam, als sie eingetreten war, zum Vorschein, zog ein Pistol und drohete, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn sie ihm ihre Liebe nicht gewähre. Die Frau blieb kalt und herzlos, flüchtete in ein Nebenzimmer und drohete nun ihrer Seite um Hilfe zu rufen. Der arme verliebte Student sah sich genöthiget, abzugehen, kaum aber war er aus dem Hause hinaus und auf die Straße gekommen, als ein Schuß fiel. Der Student hatte sich das Pistol auf die Brust gesetzt. Eine Passantille hob ihn auf, man untersuchte ihn und es fand sich, daß das Pistol — nur mit Pulver geladen gewesen war. —

Endlich kommt Hilfe für die Concertmäden und Concertgeplagten. Die französische Regierung hat sich der armen Pariser, welche mehr als andere Menschen von Virtuosen heimgesucht und von Concerten bestürmt werden, angenommen. Sie will die Zahl der Concerte — zu Gunsten der Theater beschränken, indem kein Concert mehr zu einem niedrigeren Eintrittspreise als dem höchsten der königl. Theater gegeben werden darf. — Die Pariser Theater haben im vorigen Jahre zusammen 11 Millionen Francs eingenommen, wovon sie 1 Million an die Spitäler und Armen abgeben mußten. Diese Summe soll genau auch die sein, welche die Theater im vorigen Jahre zusetzten. —

Der Kaiser von Rußland hält bekanntlich auf Sitte und

Anstand und er bewies es kürzlich an zwei französischen Schauspielerinnen, Esther und Page, welche nach Petersburg gekommen waren und die Sitten der Moskowiter völlig umzugestalten gedachten. — Sie veranstalteten Bälle, zu denen die Blüthe der jungen Herrenwelt eingeladen wurde, und wollten die jungen Russen in die neuesten Pariser Sitten einweihen. Der Kaiser aber, der davon Nachricht erhielt, ließ die jungen Gönner der beiden Damen auf die Festung und die beiden Kunstlerinnen unter guter Bedeckung an die Grenze des Landes bringen. —

Eine New-Yorker Zeitung hat die Wohlthat der freien Presse auf eine seltsame Weise gemißbraucht; sie gab nämlich ein alphabetisches Verzeichniß aller reichen Leute der Stadt, woraus man erkannt hat, daß das Vermögen der Personen in New-York, welche mehr als 100,000 D. besitzen, sich auf 180 Mill. beläuft. Dieser Liste war ein genealogisch-statistischer Anhang beigefügt, in welchem auseinandergesetzt wurde, in welcher Weise jene Personen ihr Vermögen erworben und vermehrt haben. —

In London hat sich eine sehr achtungswerthe Gesellschaft gebildet, zur Unterstützung der armen Frauen und Mädchen nämlich, die ihren Unterhalt durch die Nadel verdienen müssen; sie bedient sich aber eines seltsamen Mittels, diesen unglücklichen Geschöpfen Unterstützung zu verschaffen; sie veranstaltet nämlich — Bälle zum Besten derselben. —

In Dresden hat eine neue Oper: „Johanna d'Arc“, von (dem pseudonymen) Hoven ziemlich gefallen. —

Der König von Preußen hat, auf Meyerbeers Antrag, den Befehl gegeben, nach welchem jährlich im Opernhause in Berlin wenigstens drei neue Opern lebender Componisten zur Aufführung gebracht werden sollen. Der Anfang soll mit Spohrs „Kreuzrittern“ gemacht und der Componist aufgefordert werden, die Aufführung selbst zu leiten. Spohr hat auch die Einladung erhalten, nach Nordamerika zu kommen, und bei dem großen Sängersfeste die Direction zu übernehmen, das die dortigen Deutschen im diesjährigen Sommer zu veranstalten gedenken. — In Paris will man ein bisher unbekannt gebliebenes Lustspiel Molières: „Der verliebte Arzt“, aufgefunden haben und nächstens zur Aufführung bringen. — In Hamburg macht die Oper: „Strabella“ von Plotow fortwährend volle Häuser. — Auch in Leipzig soll sie nächstens zur Aufführung gelangen. —

Wir haben kürzlich erwähnt, daß man in Berlin ein neues Theater zu bauen gedenke; es ist dies aber nur ein Theil des großartigen Planes, mit dessen Ausführung der Länger Taglioni und eine Gesellschaft dort sich beschäftigen. Man will nämlich eine Art Palais Royal aufführen, das den Raum zwischen zwei Straßen einnehmen und neben dem Theater Kaffeehäuser, Lesezimmer, Kaufmannsläden etc. erhalten soll. Die Kosten sind auf mehr als zwei Millionen Thaler veranschlagt. —

Hierzu der Tages-Bericht für die Modenwelt und das Bilder-Magazin Nr. 11. — Druck von Hirschfeld.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 12.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mähen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diekmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Ein kurzer Laut, der fast wie ein Hohngelächter klang, war die Antwort des Fürsten, aber der alte Herr fiel schnell ein: „Wir Beide werden Alles arrangiren, Herr Doctor; ich alliiere mich mit Ihnen.“

„Wohl, und da Sie Allianztractaten zu entwerfen haben, empfehle ich mich vorläufig,“ sagte der Fürst.

„Sie gehen doch nicht etwa, Erlaucht, ohne daß Ihre Frau Gemahlin etwas ahnt, sie zu überraschen?“ fragte der Arzt.

„Nein!“ antwortete der Fürst. „Sie soll meine Anwesenheit nicht ohne Ihre Erlaubniß erfahren. Mein Wort darauf!“

Und dennoch ging er gerades Weges nach dem Hause seiner Gemahlin, erstieg leise die Treppe und stand auf einmal, wie eine Schreckgestalt, vor dem Diener, welcher im äußersten Vorzimmer saß. Zwan sprang auf, der Fürst legte aber drohend den Finger auf den Mund.

„Du sagst Niemand, der Fürstin am Wenigsten, daß ich hier bin,“ sprach er mit gedämpftem Tone. „Diesen Brief —“ er zog ein fein zusammengefaltetes Blättchen hervor — „diesen Brief gibst Du ohne Zeugen an Fräulein Constance.“

„Herr!“ antwortete Zwan. „Ich sehe das Fräulein niemals ohne Zeugen.“

„Du wirst sie sehen!“ sagte der Fürst streng und Zwan verstummte. Erst als der Fürst so leise, wie er gekommen war, sich wieder entfernt hatte, überließ sich Zwan seinen Gefühlen. Sie waren Angst und Bekümmerniß, denn so hart seine Herrin zuweilen sein konnte, so willkürliche Strafen sie in ihrem Zorn, da sie von Jugend auf unbeschränkt gewesen war, über ihre Dienerschaft verhängte, waren ihr doch Alle mit grenzenloser Liebe ergeben und zu den größten Opfern für sie bereit. Denn sie war auch wieder so gut, so mütterlich gegen ihre Unterthanen, sorgte für sie, ließ keinen darben, und wenn sie straste, hatte sie das Recht, denn sie war Herrin. So denkt die russische Treue.

Was konnte Zwan thun? Seinem schlauen Kopfe war der Argwohn gekommen, daß hier ein Verrath an seiner Gebieterin begangen werden sollte, aber was konnte er dem Herrn gegenüber thun, als gehorchen?

## 6.

Die Fürstin hatte eine böse Nacht verlebt. Anfälle von Beängstigung, Leberschmerzen, wie sie noch nie gefühlt, bohrend und nagend zugleich, hatten sie gequält, so daß sie in keiner Lage Ruhe gefunden und endlich das Bett verlassen hatte. Mehrmals war sie im Begriff gewesen, zu klingeln, Constance rufen zu lassen, nach dem Arzte zu schicken — aber sie hatte sich nicht dazu entschließen können. Der Morgen tagte, sie öffnete das Fenster und sah hinaus. Diefte Stille, nur vom Rauschen der Traun unterbrochen, waltete

noch in der Stadt, auf den Bergen lagen graue, häßliche Nebel und verhüllten ihre Kuppen, ein unerfreuliches Dämmerlicht wob seine Schleier im Thale noch über die nächsten Gegenstände.

Die franke Brust der Fürstin wollte keine Morgenluft genießen und fand sie nicht, sie athmete schwer auf, das Nachgefühl der Schmerzen, die sich momentan gestillt hatten, durchzitterte noch alle Nerven in ihr und machte sie empfindlich für den leisesten Eindruck. Niedergeschlagen bis zum Weinen blickte die Fürstin in den schattenhaft graublen Morgen, er glich ihrer eignen Zukunft, sie dachte an ihr vergangenes Leben, an ihre Jugend, wie rasch sie entflohen war und daß sie nie wiederkehren könnte, ach! an Alles, was sie beglückt und namenlos elend gemacht hatte.

Da schien es ihr, als klänge leise, leise ein anderes Fenster im Hause. Wer wachte zu dieser Stunde außer ihr? Und dort, nahte nicht eine dunkle Gestalt, halb erkennbar im Zwiellicht? Die Pulse der Fürstin hüpfen, sie zog sich etwas zurück, aber sie tauchte mit angestrengten Sinnen.

„Constance?“ Mehr hörte sie nicht, aber es war genug, übergenug für ihre zarten Lebensgeister. —

„Ich bin's! Hier meine Antwort, meine einzige, letzte!“ tönte es im bebenden Flüstern aus der Höhe des Hauses, ein Blatt flog herab, der Nächtlige unter den Fenstern hob es auf. „Constance!“ bat er noch ein Mal, aber eine weiße Hand hob sich wie betheuernd gen Himmel und winkte ihn dann hinweg. Das Fenster schloß sich, der Mann stand noch einen Moment und starrte hinauf, dann eilte er, den Mantel um seine Brust schlagend, in die Ferne.

Eine Stunde später weckten starke Schläge an seiner Hausthüre den Dr. Sill, zugleich hörte er seinen Namen rufen. Es war Iwan, welcher ihn fast verzweiflungsvoll zu seiner Herrin beschied. „Sie wird sterben, sie ist gemordet!“ schrie der Russe. Erschrocken fragte der Arzt und entnahm aus den verwirrten Reden Iwan's, den er nach rasch übergeworfener Kleidung begleitete, daß jetzt eben Daschinka, welche vor der Thüre der Fürstin schlafte, durch schmerzliche Töne geweckt worden sei und daß sie die Fürstin im Morgenkleide halb bewusstlos, aber in Krämpfen am Boden vor dem geöffneten Fenster gefunden habe. Mehr verrieth Iwan nicht. Daschinka hatte schreiend die Fürstin auf ihr Bett gebracht, hatte das Fräulein gerufen, das sie zu ihrer großen Verwunderung auch schon wach und angekleidet gefunden — aber die Für-

stin hatte bei Constances Eintritt schnell ihr volles Bewußtsein erlangt und gerufen: „Fort, Du Mörderin! Fort, Du hast mich getödtet, Schlange!“ und hatte sich nicht eher beruhigt, bis Constance, blaß wie der Tod und zitternd, das Zimmer verlassen. Iwan konnte den Zusammenhang ahnen und machte sich selbst die schreiendsten Vorwürfe. Aber hätte er es zu ändern vermocht?

Dr. Sill erwog, was ihm gestern Abend der alte Freund des fürstlichen Hauses vertraut hatte. Es war nicht hinreichend, ihm Alles zu erklären, aber es war doch einiges Licht hinein. Der Fürst lebte schon seit einiger Zeit von seiner Gemahlin getrennt — sollte sie vielleicht trotz der Vorsicht, die er nach dem gegebenen Worte gebraucht, dennoch von seiner Anfunft etwas erfahren haben, oder war es nur ein Anfall ihrer Krankheit, der sie der nächtlichen Ruhe beraubt hatte?

Er fand die Kranke noch angekleidet, sie hatte keine Handreichung dulden wollen, auf ihrem Bette, und nur die schüchterne Daschinka in der entferntesten Ecke des Zimmers sitzend. Die Fürstin warf dem Arzte einen finstern Blick entgegen: „Was wollen Sie?“ fragte sie hart.

„Helfen und rathen,“ antwortete der Arzt mit theilnehmendem Tone.

„Ich bedarf keines Menschen Rath und Hilfe,“ sagte sie, aber ihre Hand suchte schon wieder die Stelle der Pein, um die Schmerzen zurückzupressen.

„Doch, Erlaucht,“ sprach der Arzt mild. „Wollten Sie nur volles Vertrauen zu mir fassen — ich werde es zu verdienen suchen.“

„Vertrauen? Sie der Einzige!“ rief die Fürstin. „Es könnte sein, was hätten Sie für Interesse — ? Und doch! Hat man Sie nicht auch gewonnen? Sollten Sie nicht durch Ihre Kunst das Letzte beseitigen, was noch störend, abstoßend zwischen Beiden — o Gott! hören Sie nicht auf mein Geschwäh, lieber Doctor, ich rede wohl irre.“

„Sie sollten gar nicht reden,“ sagte der Arzt sanft. „Hier, nehmen Sie dies Mittel, es wird Ihnen Linderung schaffen.“ Sie sah ihn zweifelhaft an, aber sie ließ sich von ihm bewegen und verhielt sich eine Weile ganz ruhig.

„Sie haben eine Tochter,“ fing sie mit leiser Stimme wieder an.

„Ja, Erlaucht.“

„Es soll ein liebes, heiteres Kind sein. Bringen Sie mir doch die Kleine.“

Der Arzt verbeugte sich.

„Und nehmen Sie — die Andere hin. — Ich kann ja doch nichts mehr hindern,“ setzte sie tonlos hinzu.

„Wie, Erlaucht? Wenn ich Sie recht verstehe?“

„Heilen Sie Fräulein Treffurt!“ sagte die Fürstin.

„O Sie sind edel, das weiß ich ja schon,“ rief der Arzt. „Wollen Sie, daß mein Kind, so lange das Fräulein sich schonen muß, ihre Stelle ersetzen darf, so sollen Sie treue Pflege und Aufmerksamkeit nicht vermissen.“

„Bringen Sie mir Ihre Tochter,“ sagte die Fürstin und wandte ihr Gesicht von ihm ab.

Er konnte die Zeit nicht erwarten, wo er Constance die glücklich erlangte Einwilligung der Fürstin mittheilen durfte, aber er fand sie nicht daheim, sie war eben ausgegangen. Zu so früher Stunde! Wohin? Das wußte man nicht, Iwan hatte sie begleitet.

„Hier also —?“ fragte sie den Diener vor einem großen Hause. „Geh' denn, bitte Sr. Excellenz um eine Minute Gehör.“

Er kam schnell zurück, Constance mußte in ein Zimmer treten, wo sie von der Gemahlin des alten Herrn, welchen sie zu sprechen wünschte, empfangen wurde, er selbst war vom Frühstück aufgestanden, um sich rasch anzukleiden.

„Sie sind sehr bewegt, liebes Fräulein,“ sagte die Dame theilnehmend, „es ist doch kein Unglück vorgefallen?“

„O Sie kennen ja auch meine ganze Vergangenheit,“ rief Constance, „zu Ihnen und Ihrem Gemahle komme ich in meiner Rathlosigkeit — ich bin sehr unglücklich.“

„Gutes Kind, fassen Sie sich — da kommt mein Mann,“ sagte die Dame.

„Excellenz, Sie haben es immer so gut mit mir gemeint,“ rief ihm Constance entgegen. „Retten Sie mich aus dem Labyrinth, dem ich sonst nicht mehr enttrinnen kann. — Ich muß fort, um jeden Preis!“

„Liebes Fräulein, ich habe schon in Ihrer Seele gelitten,“ sagte der alte Herr. „Sie wissen also —?“

„Er ist hier, er hat mir gestern durch Iwan diesen Brief geschickt, nachdem ich all' seine frühern unbeantwortet gelassen —“ rief sie. „Er hat gedroht — wenn ich ihm nicht beim ersten Glockenschlage der vierten Stunde, wo noch Alles schläft, am Fenster Gehör schenken würde; ich habe mich gezeigt, ich habe

ihm meine Antwort schriftlich hinabgeworfen, die Antwort, die ich meiner Ehre schuldig bin! Und nun darf er mich nicht mehr wiedersehen. Schaffen Sie mir die Einwilligung der Fürstin — o sie scheint Alles zu wissen, sie haßt mich jetzt vielleicht, sie wird mich nicht halten — aber wohin? und wie?“

„Die Gräfin Rippach reist nach Wien,“ sagte die dicke Dame, ihren Gemahl ansehend.

„Das wird sich arrangiren lassen,“ erwiderte dieser und nahm freundlich Constances Hand. „Fassen Sie Muth und Vertrauen, Sie haben sich keinen Vorwurf zu machen, aber es ist gut, wenn Sie sich von der Fürstin trennen. Ich habe es längst gesagt, aber sie bestand mit einer Festigkeit darauf, Sie bei sich zu behalten, daß sie sich jedes Mal Schmerzen zuzog, wenn ich davon ansing. Denn sie hat eine zärtliche Liebe zu Ihnen.“

„Ja, sie fühlt, was sie an Ihnen verschuldet hat und will es wieder gut machen,“ setzte die Gattin hinzu.

„Sie hat mich lieb, das ist wahr,“ sagte Constance. „Aber heute schalt sie mich ihre Mörderin, und wenn ich Alles bedenke, muß ich glauben, daß sie heute gehört hat, wie Er zu mir sprach — und daß sie mich verkennt. O Gott nur das nicht. Ich bitte Sie, in meinem Namen ihr mit theueren Eiden zu beschwören —“

„Sein Sie ganz ruhig,“ sprach der alte Herr. „Kehren Sie zurück, ich werde mit der Gräfin Rippach sprechen, Sie kennen sie?“

„Aus meinen glücklicheren Tagen, ja,“ sagte Constance. „Sie ist hier?“

„Und reist morgen in Begleitung ihres Mannes nach Wien zurück,“ antwortete er. „Würden Sie mit ihr reisen wollen?“

„O, wenn sie mich dulden will,“ sagte Constance.

„Liebes Kind, welche Sprache!“ rief die dicke Dame. „Irre ich nicht, war't Ihr einst sogar befreundet — sie hat schon gestern mit der größten Theilnahme nach Ihnen gefragt und wollte Sie auffuchen. Es bleibt also dabei, Sie reisen mit der Rippach nach Wien, dort finden Sie ja bei Ihrer Schwester, wo Sie damals — zu der Zeit —“

„Ich weiß in Wien, was ich zu thun habe,“ sagte Constance schnell, als die gutmüthige Dame in einige Verlegenheit gerieth. „Sie dürfen sich nicht scheuen, Excellenz, die Zeit zu erwähnen, wo ich, eine verlassene Braut, heimkehrte — ich danke Ihnen Ihre Schonung, aber ich bedarf keiner mehr, das ist überwunden.“

Das Beben ihrer bleichen Lippen widersprach der Versicherung und die gerührte ZuhörerIn küßte sie herzlich, als sie Abschied nahm und ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hände des edeln Mannes legte, der so Vielen schon geholfen.

Er machte sich gleich auf den Weg. Die Gräfin Kippach war allein und in einiger Besorgniß über das lange Ausbleiben ihres Gemahls, welcher einen Spaziergang gemacht hatte und nach zwei Stunden noch nicht zurückkam. Auf die Frage, ob sie Fräulein Dreffurt einen Platz in ihrem Wagen nach Wien gewähren könne, sagte sie freudig zu, da sie nun die liebe Constance ganz ungestört genießen und sich mit ihr aussprechen werde.

„Sie wird aus der unnatürlichsten, peinlichsten Lage erlöst,“ sagte der alte Herr.

„Wir wurden gestern unterbrochen, ich kenne ihre Geschichte gewiß nur entstellt,“ erwiderte die Gräfin. „Als sie aus Rußland zurückkam, war ich schon verheirathet und meinem Manne nach Ungarn gefolgt.“

„Nun, Sie wissen, daß Constance in Rußland von einer reichen Tante als Pflegekind angenommen wurde und Wien, wo sie trotz ihres Schielens allgemein gefiel, verließ. Sie war auch wirklich bildhübsch — nicht wahr?“

„Ganz gewiß,“ sagte die Gräfin. „Und alle Welt gönnte ihr das Glück, nachdem sie sich ein Paar Jahre schon als Gouvernante der ungezogensten Rangen in ganz Wien hatte quälen müssen. Schrecklich, wo Erziehung und Geburt Anspruch auf eine bessere Stellung in der Gesellschaft geben und nur die Armuth einen so abhängigen, demüthigen Platz anweist!“

„In Rußland machte sie Glück,“ fuhr der alte Herr fort, „der Fürst, ein reicher Cavalier, verliebte sich in sie und warb um ihre Hand. Sie liebte ihn wieder — ach, die Arme liebt ihn wohl noch! Sie war eine glückliche Braut. Da kam seine jetzige Frau nach Petersburg, damals eine junge, brillante Wittwe, geistreich, schön, coquett — vor Allem witzig. Sie wurde gefeiert, ihre Caprice verlangte auch den Fürsten zu ihren Füßen zu sehen, sie übte alle Künste der Coquetterie, ihr Witz traf seine verwundbare Stelle, die Eitelkeit, er griff ihm die Braut mit ihrem Augenfehler an, und als es ihr erst gelungen war, einmal sie lächerlich zu machen — kurz, Sie verstehen das!“

„Mein, Excellenz,“ sagte die Gräfin, „das verstehe ich nicht. Wenn er sie wahrhaft geliebt hätte —“

„Das mag eben der Fall nicht gewesen sein. Was brauchte es mehr, nachdem das Verhältniß gestört war, als einige neue Pfeile und das Opfer fiel. Wie nun ein Unglück selten allein kommt, starb fast zu derselben Zeit, als der Fürst zurücktrat, Constances Tante, hinterließ ihr Nichts und sie kehrte, arm wie sie gekommen war, nach Deutschland zurück.“

„Viel ärmer noch!“ rief die Gräfin mitleidsvoll. „Der Fürst heirathete die Siegerin, aber wie nun weiter?“

„Ich war noch in meiner diplomatischen Stellung damals,“ sagte der Greis. „Lange Jahre kannte ich Beide, der Vater der Fürstin war mein Freund gewesen, den Fürsten hatte ich aufwachsen sehen und besaß sein Vertrauen bis auf einen gewissen Punkt. In seine ehelichen Verhältnisse erhielt ich aber keine Einsicht, sie mußten sich bald trüben, das sah ich vorher, denn Beider Gemüther passen nicht für einander.“

„Und die Art, wie sie zusammen gekommen!“ bemerkte die Gräfin.

„Bald ging Jedes seinen Weg, endlich trennten sie sich ganz. Die Fürstin ging ins Ausland und als ich nach einiger Zeit in eine andere dienstliche Stellung trat, fand ich sie wieder und zu meinem höchsten Erstaunen Constances in ihrer unmittelbaren Nähe. Ich muß ihr vergelten, was ich ihr geraubt habe, sagte sie zu mir. Ich will ihr meine ganze Liebe zuwenden, bei mir ist sie sicher, dem Manne, der ihrer Liebe unwürdig war, nicht wieder zu begegnen.“ —

„Aber daß Constance einwilligen konnte, ist mir unbegreiflich!“ sagte die Gräfin.

„O Sie hätten jene hinreißende Frau in ihrer Blüte kennen sollen, sie war unwiderstehlich, wenn sie bat, und setzte Alles daran, ihren Willen zu erreichen. Dann auch, Sie wissen, Constance hat einen gewissen schwärmerischen Zug des Gemüths, wer weiß, durch welche Idee sie bestimmt wurde, der Frau, die sie unglücklich gemacht und die nun selbst unglücklich war, sich zu weihen, eine Art Entsühnung statt seiner — Gott! Wir Männer begreifen ja das Herz der Frauen nicht! — Und endlich, sie lebte in bitterer Armuth, denn die Schwester, die ihr ein Asyl bot, hatte selbst nur eine sorgenvolle Existenz in einer Ehe unter ihrem Stande.“

„Nun und zu dieser soll Constance? Nimmermehr! Sie bleibt bei mir!“ rief die Gräfin.

„Ich werde mit der Fürstin sprechen, sie ist von Herzen so gut und großmüthig, daß sie Constances ein

unabhängiges Loos bereiten wird — dasern diese es annimmt. Doch hören Sie weiter. Der Fürst erschien auf einmal wieder bei seiner Gemahlin. Da gab es Kämpfe, welche der Fürstin Gesundheit untergruben, obwohl im Publikum nichts verlautete und nur ich als Näherstehender zuweilen einen Blick hineinthat. Des Fürsten Leidenschaft für Constance war wieder erwacht, hatte aber eine unwürdige Richtung genommen — Sie haben Recht, empört zu sein, aber richten Sie nicht zu streng über einen Mann, in ungemessener Freiheit all' seiner Launen und Wünsche aufgewachsen. Da wollte Constance das Haus verlassen, ein neuer Sturm erschütterte es, die Folge war, daß sich der Fürst wieder von seiner Gemahlin trennte. Constance blieb, aber die Fürstin zehrte sich auf, bis ihre nervöse Reizbarkeit zu dem jetzigen Grade gedieh. Nun höre ich auf einmal, daß der Fürst Constances schriftlich verfolgt hat, daß er nun alles Ernstes seine Hand wieder anträgt für einen gewissen Fall! Da seh' ich freilich keine Rettung für sie, als daß sie sich ganz den Wirren entzieht — liebe Gräfin, sie will den Frieden des Klosters suchen!“

„Die Arme!“ wiederholte die Gräfin.

Der alte Herr begab sich nun zur Fürstin, an deren Bett er Constances fand. Zwischen Beiden hatte eine Verständigung Statt gefunden, ihre Augen waren naß und die Fürstin hielt Constances Hand in der ihrigen.

„Kommen Sie, mein würdiger Freund,“ sagte sie. „Constance hat Ihre Vermittlung gesucht, ich übergebe sie Ihnen, schaffen Sie ihr das Asyl, das ich ihr nicht gewähren konnte.“

Und nach langer vertrauter Unterredung war Alles geordnet. Da kam der Arzt. Er fand seine Patientin weit besser, als er erwartet hatte und sah mit Wohlgefallen auf Constance, der seine Hand nun bald — aber sie benachrichtigte ihn von ihrer morgenden Abreise.

„Ganz unmöglich!“ rief er. „Morgen gehören Sie mir! Ich will Ihr Auge operiren.“

„Das lassen Sie mir nur, wie es ist,“ sagte Constance wehmüthig lächelnd. „Ich habe mich bisher damit getragen und will es behalten.“ Auf sein fast verzweifelttes Andringen hatte sie nur eine ernste Weigerung.

„Sie wollten mir Ihre Tochter zuführen?“ fragte die Fürstin.

Iba war im Vorzimmer und wartete nur auf Erlaubniß einzutreten. Sie kam sehr schüchtern zum Vorschein, aber ihre unschuldsvolle Lieblichkeit sprach für sie und die Fürstin ermunterte sie durch freundliche Worte.

Da öffnete sich leise die Thüre und Dschinka sah herein, ihr Gesicht trug den Ausdruck banger Furcht. „Erlaucht,“ sagte sie stotternd in russischer Sprache, „Dein Herr ist hier — Iwan Nikititsch kann ihn nicht bedeuten.“

Die Fürstin bebte, aber Constance stand rasch auf. „Ich fühle Muth,“ sagte sie mit erhöhter Stimme, „ihm gegenüber zu treten. Lassen Sie mich, Erlaucht. Vielleicht gelingt es mir, —“ ein Blick auf den Arzt und seine Tochter ließ sie verstummen, die Fürstin winkte abwehrend den Gedanken, aber sie sagte: „Gehen Sie.“

Am folgenden Morgen verließ Graf Kippach mit seiner Gemahlin und Constances den Badeort in der Richtung auf Ebensee, um von dort weiter nach Gmunden und Linz zu reisen. Schweigend saßen sie im Wagen, der Graf ehrte Constances Gefühle und vermied selbst durch seinen Blick ihr lästig zu fallen. Da sprengte ein Reiter an den Schlag, es war der Freiherr Bruno. Er bat um Erlaubniß, sie noch eine Strecke begleiten zu dürfen, sein Auge hing einen Moment mit räthselhaftem Blicke auf der Gräfin und sah dann verwundert die Begleiterin, welche ihren Schleier tief herabgelassen hatte. So trabte er neben dem Wagen.

„Ist Ihrem Freunde der kleine Aderlaß gut bekommen?“ fragte der Graf. „Etwas unnützes Blut, nicht wahr?“

„Nennen Sie den Mann nicht meinen Freund,“ antwortete Bruno. „Wir waren Gefährten höchstens — und haben uns nun getrennt. Es giebt Augenblicke im Leben, die wie durch Zauberkraft eine Wandlung hervorbringen, —“ sein Ton klang so bedeutungsvoll, er wollte mehr sagen, aber er unterbrach sich selbst.

Der Graf war der Einzige, der ihm ein Wort schenkte. Da riß er plötzlich den Hut vom Kopfe: „Leben Sie wohl!“ rief er. „Gott lasse Ihr Glück ungetrübt!“ Und da ihn jetzt ein Blick der errötheten Gräfin traf, wandte er sein Pferd und jagte nach Ischl zurück. Katharine hatte ihn, obgleich er sich nicht durch eine Sylbe ausgesprochen, mit frauenhaftem Sinne errathen.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Ein Trauerspiel im wirklichen Leben.) Der Fürst C—w kam im Carnaval aus Petersburg in Paris an. Er ist jung und reich, aber ein großes Herzensweh hat sein Leben gebrochen und seit zwei Jahren reiset er kammervoll und ruhelos in der Welt umher; vor drei Jahren sah er in Wien die schöne Herzogin von H. und verliebte sich in sie. Sie liebte ihn wieder und ihre beiderseitige Liebe war zu groß und aufrichtig, als daß sie hätte verborgen bleiben können. Auch der Herzog von H. erhielt Kenntniß davon und reisete sogleich mit seiner Gemahlin von Wien ab. Ein Gerücht sagte, er habe sie ermordet, während ein anderes behauptete, er habe sie nach Frankreich gebracht und da in einem Schlosse in einer öden Gegend eingesperrt. Der Fürst C—w hielt das Letztere für das Wahrscheinlichste und reisete nach Frankreich, weil er hoffte, dort die wiederzufinden, welche er liebte. In Paris besuchte er aus diesem Grunde sofort den ersten Maskenball in der Oper. Da lehnte er fast den ganzen Abend an einer Thüre und sah die schwarzen Schatten an sich vorüber schlüpfen. Mit einem Male blieb eine Dame im Domino vor ihm stehen und sah ihn lange an. In der einen Hand hielt sie ein Bouquet, in der andern eine Lorgnette, mit welcher sie den Fürsten lange betrachtete. Sie ließ dann ihr Taschentuch fallen, das C—w aufhob und ihr überreichte; aber alle seine Glieder zitterten dabei, denn das Taschentuch trug das Parfüm an sich, das die Herzogin von H. ausschließlich gebrauchte. Schon das Bouquet war ihm aufgefallen, denn es bestand aus denselben Blumen wie das, welches die Herzogin auf dem Balle getragen, wo sie einander das erste Mal gesehen hatten. Die Herzogin war kurzichtig und hielt immer eine Lorgnette in der Hand. Sie war von derselben Größe wie die Dame im Domino, die endlich näher zu ihm trat und ihm winkte, neben ihr Platz zu nehmen. C—w that es und alles, was die Dame mit leiser Stimme zu ihm sagte, steigerte seine Hoffnungen. Saß er wirklich neben Sabine von H.? Er wußte nicht, was er glauben sollte.

„Kommen Sie,“ sagte er endlich zu der Dame im Domino; „ich kann in dieser schrecklichen Ungewißheit nicht länger bleiben.“ Er zog sie fort aus dem Foyer, aber nicht in eine Loge, sondern die Treppe hinunter, dahin, wo seine Leute warteten.

Die Maske stieg mit ihm in den Wagen und als sie in demselben saßen, fragte sie ihn endlich:

„Erkennen Sie mich denn nicht?“

„Sabine!“ rief da der Fürst C—w aus, indem er todtenbleich wurde, denn es war als müsse ihm das Herz zerbrechen vor übergroßer Freude. Sobald sie in seiner Wohnung angekommen waren, sank er auf seine Knie vor der Dame nieder, küßte ihr die Hand und geberdete sich in seiner Freude wie ein Kind.

Sie aber entzog sie ihm plötzlich, nahm die Maske ab und lachte laut auf, sie lachte, wie eine Geliebte in einem solchen Augenblicke nie lacht. Der Fürst richtete sein Gesicht empor und sah vor sich ein Weib, das er nicht kannte.

„Sie ist es nicht!“ rief er aus und sank bewusstlos nieder.

Man trug ihn in sein Zimmer und berief sogleich die geschicktesten Aerzte, aber ihre Kunst blieb nutzlos.

Der Fürst — hat seinen Verstand verloren und befindet sich jetzt in einem Irrenhause.

Ein Freund des Fürsten, der seine Leidenschaft kannte, hatte sich den Spas gemacht, den Armen zu mystifiziren und eine Tänzerin von der Oper spielte die angebliche Herzogin von H.

(Wetteifer im Edelmuthe.) Ein rechtlicher, aber armer Familienvater hatte wegen einer Schuld, für die er Bürgschaft übernommen hatte, die er aber nicht zu bezahlen im Stande war, in das Gefängniß wandern müssen und schmachtete bereits seit anderthalb Jahren in demselben, während seine Frau und seine Kinder auch das Nothwendigste entbehrten. Da bemerkte er eines Tages, daß er die gewöhnlichen Speisen nicht erhielt; der Gläubiger hatte wohl vergessen, die nöthige Fürsorge zu treffen. Der Gefangene wußte, daß dieser Umstand ihm seine Freiheit verschaffen konnte, schrieb deshalb sogleich an seinen Advokaten und theilte ihm mit, was geschehen war. Dieser erhielt denn auch sofort den Befehl zur Freilassung seines Klienten, welcher mit freudigem Herzen das Gefängniß verließ.

Er gedachte zuerst der freundlichen Rücksicht des Advokaten seines Gegners, von welcher er viele Beweise erhalten hatte; es fiel ihm nicht im Mindesten ein, daß dieser sich eines Versehens könnte schuldig gemacht haben und er eilte zu ihm, um ihm zu danken. Der Advokat erschrak, als er den Mann eintreten sah, den er sicher hinter Schloß und Riegel zu haben glaubte. „Wie kommen Sie hierher?“ fragte er. „Ich habe ja alles gethan, was das Gesetz verlangt, um Sie in Gewahrsam zu halten.“

„Nicht ganz; Sie haben vergessen, daß es Monate mit einunddreißig Tagen giebt. . .“

„Richtig! . . . Man hat Sie mit vollem Rechte in Freiheit gesetzt, aber ich werde das Versehen schwer büßen müssen, da ich nun Ihre Gläubiger befriedigen muß.“

„Sie müssen nun statt meiner bezahlen? Nein, um diesen Preis will ich meine Freiheit nicht; ich lehre in das Gefängniß zurück.“

Und der Mann begab sich wirklich freiwillig wieder in das Gefängniß, der Advokat aber, den eine solche Selbstverleugnung tief rührte, benachrichtigte die Gläubiger von dem Edelmuthe ihres Schuldners; sie wollten sich an Edelmann nicht übertreffen lassen und entließen den Armen seiner Verbindlichkeiten, so daß er nun ruhig das Gefängniß verlassen konnte.

(Wie man Minister wird.) Wir wollen hier nicht alle Wege aufzählen, die in das Ministerium führen, das wäre eine zu große Aufgabe, denn dieser Wege sind sehr viele; nur einen derjenigen wollen wir erwähnen, welche selten zu diesem Ziele führen. Der Kaiser Napoleon liebte bekanntlich die Pünktlichkeit außerordentlich, aber er belohnte sie auch auf's Glänzendste. Eines Tages ließ er den Director einer Abtheilung in dem Ministerium des Innern in sein Cabinet rufen und sagte zu ihm:

„Daru, hier ist eine Arbeit, die in drei Tagen gemacht sein muß.“

„Sire . . .“

„Ich weiß, daß es unmöglich ist, aber ich muß sie haben; nehmen Sie vier Tage, aber nun kein Wort mehr.“

Daru verbeugte sich und ging; er wußte nicht, was er beginnen sollte. Er ging aber an die ihm übertragene Arbeit, wickel Tag und Nacht nicht von seinem Schreibpulte, als mit der Feder in der Hand und am Ende des dritten Tages besand er sich wieder in dem Cabinet des Kaisers.

Napoleon war nicht zugegen, Daru legte seine Arbeit auf einen Tisch, setzte sich in einen Lehnstuhl und schlief, da er im höchsten Grade ermüdet und abgespant war, sehr bald ein. Er schlief noch, als der Kaiser erschien. Napoleon sah nur, was ihn interessirte, nahm die fertige Arbeit und ging geräuschlos in das Nebenzimmer. Während er die Arbeit prüfte, schlief Daru immerfort. Endlich erschien der Kaiser wieder und da er mit dem Verfasser der Schrift sprechen mußte, so fing er an zu husten und die Stühle zu rücken. Der Schlaf er wachte und erschöpfte sich in Entschuldigungen.

„Wissen Sie, wie lange Sie geschlafen haben?“

„Sire . . .“

„Seit zwei Stunden . . .“

„Ev. Majestät werden geruhen . . .“

„Schweigen wir davon, aber ich wette, daß Sie in Ihrem Schlafe auch geträumt haben . . . Sie haben gewiß geträumt, daß Sie Minister wären. Nun wir wollen annehmen, ich hätte Sie nicht geweckt; schreiben Sie die Ordre, die Sie ins Ministerium beruft . . . wenn Sie nicht gar zu müde sind.“

Der Graf Daru glaubte, diese geringe Arbeit wohl noch übernehmen zu können und am andern Tage las man im Moniteur, daß Daru zum Minister ernannt sei.

(Chinesische Seltsamkeiten.) Wenn ein Mann in China glaubt, seine Schwiegertochter habe wegen ihres Lebenswandels oder aus irgend einem andern Grunde eine Züchtigung verdient, so läßt er, weil er nach der Landesitte weder in ihr Zimmer gehen, noch mit ihr sprechen kann, seinen Sohn, den Mann der Schutzbigen, zu sich kommen, setzt ihm das Vergehen seiner Frau auseinander, gebietet ihm sodann, sich niederguliegen und züchtigt ihn . . . Ist er damit zu Ende, so richtet der Sohn sich auf seine Knie auf, berührt mit der Stirn den Fuß-

boden, dankt seinem Vater für die empfangene Züchtigung und geht dann zu seiner Frau, um — derselben dieselbe Anzahl von Schlägen zu überreichen, die er für sie von seinem Vater erhalten hat.

Die Chinesen haben einen so dünnen Bart, daß man die Haare in demselben zählen kann, legen aber gerade deshalb einen außerordentlich großen Werth darauf. Ein Europäer, der in dem Gesichte eines Mandarinen, mit welchem er auf freundschaftlichem Fuße stand, ein weißes Haar bemerkte, zog ihm dasselbe aus, weil er ihm einen Gefallen dadurch zu erweisen glaubte . . . Der Mandarin aber jammerte entsetzlich über den erlittenen Verlust, hob das Haar auf, wickelte es sorgfältig in ein Stück Papier und nahm es so mit nach Hause. Der Kaiser selbst ist von dieser Schwäche nicht frei. Einst forderte er seinen Arzt auf, ihn von einem kleinen Geschwür im Gesichte zu befreien. Der Arzt verordnete ein Pflaster, meinte aber, es müßten einige Haare des Bartes Sr. Maj. ausgeschnitten werden. Nur nach langem Widerstreben willigte der Kaiser in dies Opfer und trug dem ersten Eunuchen auf, die wenigen Barthaare abzuschneiden. Der Eunuch that, was ihm geheißen war so vorsichtig als möglich und mußte sodann die kaiserlichen Barthaare in einem kleinen goldenen Gefäße aufbewahren.

### Generalcorrespondenz.

Am 7. März wurde auf der Leipziger Bühne Laube's Lustspiel „Rococo“ zum ersten Male aufgeführt und, wie wir mit Vergnügen berichten, mit großem Beifall aufgenommen. Man klagt in Deutschland immer über den Mangel an guten Originalstücken, namentlich an Lustspielen; „Rococo“ ist ein geistreiches, wirksames Stück, es ist nicht mehr neu und gleichwohl erst auf zwei oder drei Bühnen zur Aufführung gekommen. Wenn es von Scribe wäre, den Laube sich wohl zum Muster genommen hat, würde es längst die Kunde über alle deutsche Bühnen gemacht haben. —

Wir haben Gelegenheit gehabt, von einem Reisenden, der lange in Persien gelebt hat, merkwürdige Nachrichten über das fast ganz unbekanntes Theater in Persien zu erhalten. Es werden dort wirklich dramatische Vorstellungen gegeben und zwar heut zu Tage noch ganz so, wie sie bei uns im Mittelalter üblich waren, wo die „Mysterien“ die Stelle unserer heutigen Dramen vertraten. Die Vorstellungen sind unentgeltlich, denn bei den Persern gilt es für eine verdienstliche Handlung, dem Volke ein Schauspiel zu geben; der Unternehmer baut sich dadurch eine Stufe in den Himmel, er fördert sein Seelenheil, und erhält gewissermaßen Ablass und Vergebung für seine Sünden. Zu diesen Beweggründen kommen indeß oft auch andere, weltlichere. Die Reichen und Mächtigen — und nur diese können theatralische Vorstellungen geben lassen — vermehren dadurch ihren politischen und religiösen Einfluß. Auch findet ihr

Eitelkeit dabei eine Gelegenheit, sich zu zeigen, denn der Unternehmmer kann dabei dem Publikum zeigen, was er an Juwelen, Teppichen, Shawls, kostbaren Stoffen und Geschirre aus edelem Metall besitzt. Er nimmt wohl auch dabei seine Freunde noch in Anspruch und daher kommt es, daß der größte Pomp, welcher auf unsern Theatern bisweilen entfaltet wird, Lumpenkrum in Vergleich mit dem ist, was man bei solchen Vorstellungen z. B. in Teheran sieht. Die Stücke heißen *Teazies* und werden immer unter freiem Himmel aufgeführt. Ungeheure Stücke von Leinwand werden zeltartig ausgespannt, um die Schauspieler und das Publikum vor der Sonne und dem Regen zu schützen. Die Galerien und Fenster der Häuser, welche auf den so überspannten Platz gehen, werden für den Adel vorbehalten. Die Zuschauer erhalten ihre Plätze ganz ihrem Range gemäß, denn im Orient wird die Etikette überall streng beobachtet. Das Parterre, das überdies oftmals noch besonders abgesperrt wird, ist für die Frauen bestimmt, die sich da auf dem Sande niederkausern, oder auf dem kleinen Bänken sich niederlegen, das eine jede mitbringt. Dann kommen die Männer, nach dem Stande geordnet, in orientalischer Art kauend, zuerst die Wasserträger, dann die Pfeifenvermieter, die Obsthändler. Stets gehen aber die *Ferraches* einher, die Diener, welche die Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten haben. Sie halten lange Stöcke in der Hand, sehen sich überall um und klopfen die Unruhigen rücksichtslos auf die Köpfe. Die Bühne selbst befindet sich mitten im Parterre auf einem freigehaltenen Platze, der mit einem Teppiche belegt ist. Die Schauspieler werden aus den untersten Classen gewählt. Einen *Soufleur* kennt man nicht. Die Schauspieler, welche nicht gut gelernt haben, bringen ohne Weiteres ihre geschriebenen Rollen mit und sehen hinein, wenn das Gedächtniß sie verläßt. Der Director steht, mit einem langen Stocke in der Hand, mitten auf der Bühne und leitet so das Ganze. Natürlich giebt es weder *Coulissen* noch Vorhang. Der Schauspieler, der gesagt hat, was er zu sagen hatte, setzt sich wieder und wartet so, bis die Reihe wieder an ihn kommt. Bemerkenswerth ist auch ihr Vortrag, wahrscheinlich derselbe, dessen sich die alten Griechen auf der Bühne bedienten. Es ist nicht der gewöhnliche *Conversationston*, aber auch kein Gesang, sondern ein Mittel Ding zwischen beiden, eine Art *Recitativ*. Die Frauenrollen werden natürlich von Männern gespielt. Vor jedem Stücke tritt zuerst der *Ruzukan*, der *Prolog*sprecher, in Begleitung von etwa zehn Sängern, Knaben, auf, meist ein Geistlicher, der die Aufgabe hat, die Zuschauer durch eine Art *Predigt* und *Legenden*, die er recitirt oder singen läßt, auf die schmerzlichen Gefühle vorzubereiten, welche das nachfolgende Stück in ihnen hervorbringen soll. Ein solcher *Prolog* dauert oft eine Stunde, ja es treten nicht selten mehrere solcher *Prediger* nach einander auf und die Leser sehen aus dieser interessanten Schilderung, daß das Theaterwesen in Persien von dem unsrigen total verschieden ist. —

Die Engländer zeichnen sich jetzt durch eine sehr unartige Mißachtung der alten — Mädchen aus. Vor einiger Zeit besand sich während eines entsetzlichen Regenwetters eine Unglückliche dieser Art an der Seite einer überschwemmten Straße Londons und war tröstlos, daß sie nicht auf die entgegengesetzte hinüberkommen konnte. Ein braver *Lasträger*, der sie sah und jammern hörte, erbarnte sich und trug sie hinüber. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie da hocheufreut; „Sie haben einem armen Mädchen einen großen Dienst erwiesen.“ — „Was? Sie sind eine alte Jungfer?“ rief der Mann aus. „Warten Sie!“ Und er nahm die Erschrockene nochmals auf den Arm und trug sie ohne Erbarmen wieder auf die Seite der Straße hinüber, von der er sie geholt hatte. —

Einen englischen Gerichtshof beschäftigt gegenwärtig die wichtige Frage, ob ein in Versen abgefaßtes Testament Gültigkeit habe. Man fand ein solches und die Erben, die durch dasselbe benachtheiligt werden, wollen es umgestoßen wissen, weil ein Mann, der eine so ernste Sache, wie ein Testament, so leichtfertig behandelte, daß er es in Verse bringen könne, unmöglich bei Verstande und also unmöglich zurechnungsfähig sein könne. —

Die durch *W. A. Barth* zu Leipzig den letzten März d. J. abzuhaltende *Auction* von *Delgemälden* aller Schulen bietet dem Liebhaber so viele Gelegenheit zu seltenen Erwerbungen, daß wir uns für verpflichtet halten, unsere Leser ganz besonders hierauf aufmerksam zu machen. Nicht allein die schöne reichhaltige Sammlung von *Barth* selbst wird der Gegenstand dieser Versteigerung sein, sondern auch die zahlreichen Gemälde, die sich im Nachlasse des verstorbenen, als guter Kenner und eifriger Kunstliebhaber so bekannten *Dr. Sillig* befanden, und die, wie die erwähnte *Barth'sche* Sammlung, des Schönen und Selteneu viel umschließen. Nebenbei hat sich der hiesige bekannte Kunstliebhaber *Dr. Ritterich* entschlossen, seine Gemälde älterer Schule, worunter sich auch des kostbaren Vieles befindet, bei dieser Gelegenheit zu veräußern. Kurz für öffentliche Kunstsammlungen, Liebhaber und Händler ist es jetzt an der Zeit, manches schöne und seltene Bild, namentlich aus der niederländischen und altitalienischen Schule, welches vielleicht Jahre lang der Gegenstand ihrer Wünsche war, zu erlangen, manchen seltenen Meister, dem sie umsonst nachstellten, endlich zu erwerben. Viele jener Bilder waren bereits früher in bewährten Cabineten und bisher stets in festen Händen und dürften mit dem Wechsel der Besitzer auch schnell wieder in dergleichen kommen.

Der Katalog weist die vorzüglichsten Meister nach und so viel uns bekannt ist, sind die darin beschriebenen acht und meist vorzüglich gut erhalten. Es sind 300 Stück, die in der angegebenen Zeit verkauft werden sollen und, da im Grunde nach früheren Erfahrungen Leipzig der Ort zu Kunstauktionen nicht zu sein scheint, wahrscheinlich sehr unter ihrem eigentlichen Werthe. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 13.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Färbren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.  
Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Guseck.  
(Beschluß.)

Nach einer Weile fragte die Gräfin: „Was war es mit dem Aderlaß?“

„Eine kleine Lektion, die er seinem sogenannten Freunde gegeben hat,“ antwortete der Graf. „Es interessiert Dich weiter nicht.“

Und doch betraf es sie, aber das wußte er selbst nicht. Franz, schon gereizt durch die Störung, welche seine Hoffnungen in Bezug auf die einsame Ida vernichtete, hatte sich, als er mit Bruno wieder zusammentraf, eine freche Aeußerung über sein Verhältniß zu der Gräfin erlaubt und war dafür durch eine Kugel, die ihm die glatte Backe zerriß, bestraft worden. Graf Kippach hatte keine Ahnung, welche Ursache den Zweikampf herbeigeführt, in welchem er Bruno auf dessen Bitte secundirte. Bruno wollte ihn zum Zeugen machen, wie er die Ehre seiner Gemahlin rächte, und verschwieg ihm den Anlaß unter der Versicherung, daß hier nichts zu ändern sei und er sich mit Franz gegenseitig das Ehrenwort gegeben habe, zu schweigen. Letzteres war der Fall. Auch nach Bruno's baldiger Abreise hielt es Franz. Er laborirte ziemlich lange an seiner Wunde, für welche er Efferterie genug besaß, Dr. Sill, ob schon vergebens, in Anspruch zu nehmen. Schmerzlich besah er sich oft in dem Spiegel —

jetzt findet er sich aber schon interessant und hofft es auch Andern zu sein.

Auf der Reise schmolz nach und nach das Eis um Constancens Herz vor dem warmen Hauche des Mitgeföhls, den ihr die Jugendfreundin entgegenbrag. Volles Vertrauen war freilich erst die Frucht späterer Zeit, aber sie blieb nicht aus. Dem Gedanken, die Freistatt des Klosters zu suchen, hatte Constance entsagt, aber eben so wenig nahm sie das Erbieten der Gräfin an. Sie fühlte das Bedürfniß und auch den Muth, selbstständig zu sein, denn es gehört Muth dazu, mit sechsundzwanzig Jahren als alleinstehendes Mädchen fremden Anhalt zu verschmähen. Constance besaß ihn, und hatte es über sich gewonnen, von der Fürstin die Mittel anzunehmen, welche ihr eine bescheidene Existenz sicherten — ein Mehr, mit dem sie die Geberin ungemessen übersfluten wollte, hatte sie jedoch entschieden abgelehnt.

„Ist es Ihnen Ernst,“ fragte die Gräfin in einer Stunde des Vertrauens, „auch für den Fall, daß einst nichts mehr zwischen Ihnen stände, den Mann Ihrer ersten und einzigen Liebe zurückzuweisen, wenn er mit aufrichtiger Bewerbung nahte?“

„Mein heiliger Ernst!“ antwortete Constance mit getrübttem Blicke, aber fest. „Er hat mich verstoßen, und sein späteres Benehmen — doch lassen Sie es ruh'n! Glücklicherweise könnt' ich durch ihn nie und ihn glücklich zu machen, würde mir Vieles fehlen — selbst,“ setzte sie mit einem erzwungenen Lächeln hinzu,

„selbst wenn ich mich dem Messer des Doctor Sill unterworfen hätte.“

Dr. Sill konnte sich nicht so leicht darüber beruhigen, als sie, er dachte oft mit wahren Aerger an den Ruhm, der ihm durch die Heilung eines so frap- panten Schiellens gebracht worden wäre und tröstete sich nur mit dem ihn selbst überraschenden Erfolge, welchen seine Behandlung der Fürstin hatte. Die kranke Frau blühte wahrhaft wieder auf. Zwar konnte die Rückkehr ihres Gemahls, die Versöhnung mit ihm, welche Statt gefunden hatte, einigen Einfluß auf die Genesung gehabt haben — allerdings lassen sich die psychischen Einflüsse nicht ablängnen, dachte Dr. Sill, aber ohne mich, ohne die consequente Cur, der ich sie unterworfen habe, wie wäre es ihr möglich gewesen, nur die Saison zu überleben? Bei einem so total verstimmtten Nervensystem! Wahrhaft lächerlich! Nächst mir haben sie die Quellen von Ischl gerettet.

„Water,“ sagte Ida bei einem Ausfluge nach dem Hallstädter See, als das fürstliche Paar allein am Ufer des einsamen, wildschönen Gewässers unter den düstern Tannen dahinwandelte, „wir sind hier wohl bald überflüssig?“

Der Vater schalt sie — aber er hatte nicht Unrecht. Wenn der Fürst mit seiner Gemahlin wieder vereint war und ihr äußerlich alle Rücksichten bewies, so war das nicht, wie sie wähnte, der Drang eines reuigen, ihr wiedergeschenkten Herzens: sein Herz, weiß Gott! war ihr so fremd, wie je! Es war die zauberische Gewalt des Mädchens, das er einst so wahr geliebt, das er dann schwach geopfert hatte, dem er später in unlauterem Feuer genahet, das ihn mit jungfräulicher Hoheit gedemüthigt und selbst den Geläuterten, der nur um eine Hoffnung für die Zukunft bat, auf immer verwiesen hatte. Ihr Wort und ihre Bitte waren es gewesen, die Forderung eines Beweises seiner Liebe, das Versprechen ihrer Verzeihung und freundlichen Andenkens, welche ihn wieder zu seiner Pflicht zurückgeführt hatten.

Wird er ihr treu bleiben? Wohl kaum! Wenn dieser strenge Winter vorüber sein wird und mit den warmen Lüften die Wanderlust erwacht, dann wird eines Morgens auch der Fürst von seiner Gemahlin Abschied nehmen und in der romantischen Ferne, im Strudel des Lebens Ersatz für die Riesenanstrengung suchen, welche ihn das frostige Halbjahr des Zwanges gekostet hat. Dann steht wohl zu erwarten, daß der Fürstin Nerven wie-

der in Aufruhr gerathen und Dr. Sill, der sich ihr unentbehrlich gemacht, ist schon mit sich einig, sie nach Gastein zu schicken, wo sich ja Alles kräftigen und verjüngen soll. Wir wissen zwar nicht, ob es dem alten Herrn, den wir im vorigen Sommer mit großem Comitatus und einer schönen jungen Gemahlin dort begegneten, ob es den Staatsmännern, die sich in jetzigen Zeitläuften einen starken Arm zum Rudern holen wollten, den Gelehrten, die nach Douchebädern für den abtrünnigen Kopf schmachteten, den schwachen Dichtern, den welkenden Damen gelungen ist, Jugend und Kraft an der donnernden Acha zu gewinnen — aber die Reise dahin empfehlen wir, gleich dem Dr. Sill, Allen, die sich, wenn auch nicht verjüngen, wenigstens erfrischen wollen.

Und Constance?

S könntet Ihr einen Blick in das kleine freundliche Haus auf der Wieden thun, das sie bewohnt, in ihr stilles Walten und Leben, in ihr gefasstes, zufriedenes Gemüth, dann würdet Ihr unbesorgt um ihre Zukunft sein; einer starken Seele ist sie stets gesichert.

## Der Königsmörder.

Erzählung von F. Schrader.

Der Morgen des 30. Januars 1649 war angebrochen. Der Himmel sah düster aus und über Englands Hauptstadt lagerte eine dumpfe, unheilverkündende Stille. Kein Lüftchen rührte, kein Mensch regte sich. Selbst der junge Tag kämpfte lange mit den bleichenden Schatten der Nacht, gleichsam als ob er sich scheue, Zeuge eines Verbrechens werden zu wollen, das jedes menschliche Gefühl empören mußte; denn es war der Tag, an welchem Parteisucht und Intrigue ihre glänzendsten Triumphe feierten; es war der Tag der Hinrichtung Karls des Ersten, Königs von England und Schottland. Erst gegen 9 Uhr fing es an, etwas lebendiger zu werden. Melancholische Glockentöne rauschten durch die kalte, nebelfeuchte Luft und militairische Kolonnen bewegten sich geräuschvoll durch die Straßen der Stadt nach der Gegend des Towers, wo bereits eine große Volksmasse sich versammelt hatte, die unruhig auf- und niederwogte. Sie wollte Zeuge der tiefsten Erniedrigung ihres Königs sein.

Der entscheidende Augenblick war nicht mehr fern. In einem mäßig großen, schmucklosen Zimmer lag der König, in tiefe Andacht versunken, auf den Knien und flehte die Gnade des Himmels an. Ihm zur Seite standen zwei Geistliche, welche bestimmt waren, den Todesgang des Unglücklichen durch Trostsprüche zu erleichtern. Während hier die Busübungen mit heiligem Eifer betrieben wurden, befand sich in einem andern Zimmer des Towers, das von innen verschlossen war, ein Mann, welcher sich mit ganz andern Dingen beschäftigte. Sein hoher, kräftiger Körper war mit rothen, weiten Pluderhosen und mit einem Wamms von gleicher Farbe bekleidet; seine nervige Faust hielt ein scharfes, blankpolirtes Beil umfaßt, und vor ihm auf einem Tische lag eine schwarze Sammetmaske und ein schwarzes Barret mit einer rothen Hahnenfeder. Sein Inneres schien ungewöhnlich aufgeregt. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, dann blieb er gedankenvoll stehen und warf einen höhnisch-lächelnden Blick auf das gewichtige Instrument. Die Zeit schien ihm langsam zu verfließen; er zog eine kostbare, mit Diamanten besetzte Uhr aus der Tasche und sagte: „Noch zehn Minuten, großmächtigster König, und meine Rache wird sich in Deinem Blute kühlen. O, es ist ein süßes, ein wonniges Gefühl, sich so an seinem Feinde rächen zu können! Wohl hättest Du Dir niemals träumen lassen, daß ich es sei, der Dir Deinen Lebensfaden durchschneiden würde. Doch es wird Zeit, das Werk zu vollbringen!“ Bei diesen Worten ergriff er die vor ihm liegende Larve, drückte sie an sein Gesicht und band sie sorgsam fest; dann legte er das Barret auf sein Haupt und warf einen Mantel um seine Schultern. Er stand zum Aufbruch bereit. In diesem Augenblicke näherten sich Männertritte dem Zimmer. „Da kommen sie schon,“ sagte er leise, dann schob er den Riegel seitwärts und vor ihm standen zwei herculische Gestalten. Es waren die Knechte des Scharfrichters.

Dumpf erklang der Glockenton zum dritten Male. König Karl bestieg mit männlicher Fassung das Blutgerüst und wenige Augenblicke später — war er nicht mehr! Mit dem Tode des Königs hatte der herrschsüchtige Cromwell, auf dessen Wunsch an diesem Unglückstage so viel unnützes Gepränge angeordnet worden war, die schwindelnde Höhe des Thrones erreicht. Er selbst wohnte der blutigen Scene an einem Fenster mit wahrhaft teuflischer Schadenfreude bei. Dem kunstgewandten Streiche des Scharfrichters ward

rauschender Beifall zu Theil. Aber wer war dieser Mann? Warum hatte er sich maskirt? Niemand wußte es.

Ein langer Zeitraum war verflossen, Cromwell's Regiment war zu Ende und Georg II. hatte den englischen Thron bestiegen. Mit Frankreich in einen ernstern Krieg verwickelt, stand er eben auf dem Punkte, dem feindlichen Heere bei Dettingen eine Schlacht zu liefern. Georg selbst stand an der Spitze seiner Armee und hatte auch selbst den Plan zu dieser Schlacht entworfen. Schon waren die Reihen zum Kampfe geordnet, da warf Lord Stair, ein geübter Feldherr und Günstling des Königs, einen prüfenden Blick auf die Stellung des Feindes. Er überlegte das Gefährliche einen Augenblick, sprengte dann zu dem Monarchen, salutirte ehrfurchtsvoll und sagte:

„Ew. Majestät sind viel zu sehr auf das Glück und den Ruhm Englands bedacht, als daß ich glauben darf, Sie wollten beides in die Schanze schlagen. Gestatten mir Ew. Majestät daher einen unterthänigen Vorschlag zur schleunigen Abänderung des entworfenen Planes; denn die Stellung, die der Marschall Noailles eingenommen, so wie die Lage der Derter und die Beschaffenheit der Gegend lassen sicher den Verlust des Treffens fürchten.“

Der König blickte den Sprecher scharf an und wandte ihm verächtlich den Rücken. Tief gekränkt eilte der erfahrene Krieger auf seinen Posten zurück.

Die Schlacht begann; das Glück triumphirte diesmal über die Klugheit; denn die Engländer schlugen ihre Feinde in die Flucht. Was der Lord erwartet hatte, geschah; er fiel in Ungnade. Nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Könige reiste er sogleich nach London zurück und war entschlossen, sich auf seine Güter nach Schottland zu begeben. Zum Abschied gab er den Abend vor seiner Abreise seinen Freunden ein prächtiges Souper. Die Tafel sollte eben aufgehoben werden und die Fröhlichkeit der Gäste hatte den höchsten Grad erreicht, als dem Lord einer seiner Diener ein Billet überreichte, welches ein Unbekannter gebracht hatte. Er öffnete es begierig und las:

„Ich empfehle mich dem Lord Stair! Nie hat sich sein Verdienst in größerem Glanze gezeigt als jetzt. Ich wünsche, ihm wesentliche Proben meiner Hochachtung zu geben. Möchte es doch Er. Herrlichkeit gefallen, diesen Abend um 8 Uhr nach der Stadt zu kommen. In der ... Straße, dem Hause mit dem

Schilde gegenüber, wird er ein dunkles Gäßchen finden. Man geht durch dieses Gäßchen, kommt an ein Haus, klopft an, und es wird aufgemacht werden. Man kommt ohne Begleitung. Der Lord wird zur bestimmten Stunde zuverlässig erwartet."

Der Lord lachte laut auf über den Inhalt des Billets und sagte zu einem seiner Freunde: „Sehen Sie nur, wie mich das Glück aussucht! Gewiß ist es eine liebevolle Schöne, die Verlangen nach mir trägt. Die Sache hat indeß ihr Bedenken. Man muß Philosoph sein, wenn man in Ungnade gefallen ist.“ Der Freund stimmte ihm bei; die Einladung wurde vergessen und der Lord brachte die Nacht mit seiner Gesellschaft zu.

Den andern Morgen erhielt er ein zweites Billet des Inhalts:

„Mylord! Ich glaubte, Sie verdienten den guten Ruf, in dem Sie stehen. Sollte ich mich in meiner Meinung geirrt haben? Ich biete Ihnen nochmals eine Gelegenheit, Ihren Fehler zu verbessern. Man erwartet Sie zu eben der Stunde und an eben dem Orte als gestern. Vernichten Sie die gute Meinung nicht, die man von Ihnen gefaßt hat und glauben Sie, daß, wenn Sie diesen Tag vorbeigehen lassen, Ihr Fehler niemals wieder gut gemacht werden kann.“

Das Gesicht des Lords glühte vor Zorn bei Lesung dieser Zeilen. „Was?“ rief er aus. „Wer Du auch bist, räthselhaftes Wesen, Du sollst mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen! Ich werde mich zu der bestimmten Stunde an dem bezeichneten Orte einfinden. Wir wollen doch sehen, wer es wagt, mir auf diese Art zu schreiben!“

Er fuhr fort, seine Sachen zur Abreise in Ordnung zu bringen. Ungewiß, was er von der geheimnißvollen Einladung denken sollte, stellte er sich ohne Begleitung an dem bestimmten Orte pünktlich ein. Er stieg bis in die fünfte Etage eines Hauses hinauf, wo Alles das Gepräge der tiefsten Armuth trug. Dieser ungewohnte Anblick verursachte ihm einige Unruhe. Er stand vor einer Thüre. Nach minutenlangem Zögern klopfte er an. „Wer da?“ fragte im Innern eine unbekannte Stimme.

„Lord Stair!“ war die Antwort.

„Herein!“ schallte es von Neuem in einem ziemlich trostigen Tone. Die Betonung frapirte den Lord. Er machte indeß die Thüre auf und gelangte durch eine Art von Vorfaal in ein Zimmer, das von einer

Lampe spärlich erleuchtet wurde. Dabei kam ihm Alles so unheimlich, so grauenvoll vor, daß er sich nicht erwehren konnte, die Hand an seinen Degen zu legen.

„Sie fürchten sich?“ fragte man aus einem Bette. „Ich mich fürchten?“ entgegnete der Lord, indem er den Degen losließ, und näherte sich dem Bette. Hier erblickte er das durchfurchte Gesicht eines Greises, der kaum noch einem Menschen ähnlich sah. Ein langer weißer Bart reichte ihm bis zur Brust herab. Die beiden Männer sahen einander betroffen an und schwiegen.

„Lord Stair!“ nahm endlich der Alte das Wort, „ich freue mich, Sie zu sehen; der Ruhm, den Sie sich erworben haben, schmeichelt mir. Ich bitte, nehmen Sie Platz und fürchten Sie nichts von einem Manne von 125 Jahren.“

Voll Erstaunen und Erwartung, wie sich der außerordentliche Vorfall entwickeln werde, stand der Lord wie an den Boden gefesselt. Endlich setzte er sich.

„Ihre Standhaftigkeit,“ fuhr der Alte fort, „und die dem König ertheilten weisen Rathschläge, so wie die Ungerechtigkeit des Königs gegen Sie, sind bis zu mir gedrungen. Der Himmel ist im Begriff, Ihren Muth zu belohnen. Sie verdienen von dem Blute der Edelsten des Landes abzustammen. Haben Sie nicht gewisse Papiere nöthig, die für Ihre Familie, für Ihr Glück und für Ihren Adel äußerst wichtig sind?“

„Ja,“ versetzte der Lord mit einem von Hoffnung leuchtenden Blicke nach dem Alten; „diese Papiere sind verloren gegangen, man weiß nicht, durch welchen Zufall. Ich habe die sorgfältigste Nachforschung deshalb angestellt, aber vergebens. Mit diesem Verlust beklage ich nicht nur den dritten Theil meines Vermögens, sondern auch die Ansprüche auf Titel und Rechte, die für mich und meine Nachkommen von großer Wichtigkeit sind.“

„Gut,“ antwortete der Alte, „hier ist ein Kästchen und hier der Schlüssel; öffnen Sie es.“

Der Lord nahm den Schlüssel mit ungestümer Hast, öffnete mit zitternden Händen das Kästchen, warf einen Blick auf die darin befindlichen Papiere und rief aus, indem er seine Hände gegen den unbekanntem Alten ausstreckte: „Großmüthiger Mann! Wer Sie auch sein mögen, reichen Sie mir Ihre Hand! Ich finde mein Vermögen und die Gerechtigkeit meiner Vorfahren wieder! Gerechter Gott! Wem hab' ich diesen Dienst zu danken?“

„Deinem Keltervater! Komm, mein Sohn, und umarme mich!“

„Meinem Keltervater?“ rief der Lord außer sich.

„So ist es, mein Sohn,“ fuhr der Alte fort.

„In Deinen Adern fließt mein Blut, und ich danke dem Himmel, daß er mir vergönnte, Dir noch eine Mittheilung zu machen. Es sind vielleicht die letzten Augenblicke, vielleicht die letzten Worte meines Lebens; darum höre, mein Sohn, was ich Dir sage und — zittere!“

Dem Lord erschien Alles wie ein Traum, der Alte aber fuhr fort: „Du kennst die Wuth unserer Nation, oder besser die Verbrechen, deren sie sich schuldig machte. Alles vereinigte sich zur Verurtheilung Karls des Ersten, unseres rechtmäßigen Königs und Herrn. Du weißt, daß er sein Leben auf dem Schaffot verlor; daß ein verlarvter Mann ihm den Kopf abschlug, und daß man bis diese Stunde den Mann nicht kennt, der diese That vollzog . . .“

„Sollten Sie diesen Mann kennen?“ unterbrach ihn der Lord.

„Ja, ich kenne ihn gar wohl,“ fuhr der Alte unter Thränen und Seufzern fort. „Dieses Ungeheuer, mein Sohn, dieser Bösewicht, der den Tod tausend Male verdiente — bin Ich.“

„Wer? Sie? mein Keltervater?“ rief der Lord mit zitternder Stimme. „Sie wären einer solchen That fähig gewesen?“

„Ich selbst,“ versetzte der Alte, „bin es, der seine Hand mit dem geheiligten Blute der Majestät besleckte. Die Rache war es, mein Sohn, die mich zu dieser henkermäßigen That verleitete. Ich hatte von diesem Prinzen Gewaltthätigkeiten, Ungerechtigkeiten und den größten Schimpf, der nur ein Vaterherz treffen kann, erfahren — Er hatte meine Tochter entehrt! Dafür brachte ich meiner Wuth den Staat, meine Pflicht, ja selbst die Menschlichkeit zum Opfer; ich weihte mich dem Dienste des barbarischen Cromwell. Ich erleichterte ihm die Verschönerung der Nation und war ihm behilflich zur Ausführung seiner verbrecherischen Pläne; ich bahnte ihm den Weg zum Throne; ich suchte nichts, als mich zu rächen. Für alle diese nichtswürdigen Dienstleistungen verlangte ich von dem Usurpator nichts, als die Erlaubniß — Himmel, soll ich's sagen? — meinen König mit eig'ner Hand zu ermorden. Cromwell erfüllte meinen Wunsch, Carl der Erste bestieg das Schaffot und ich — war sein Henker.“

„Heiliger Gott! Sie? der Henker des Königs Karl?“ rief der Lord aus, der einen Blick der Ver-

zweiflung auf den Alten warf und kaum seiner Sinne mächtig zu bleiben vermochte.

„Zu dieser verbrecherischen That hat mich, mein Sohn, wie ich Dir schon gesagt, der Durst nach Rache verleitet. Seit jenem schrecklichen Tage ward mein Herz von tausend Furien zerfleischt. Ich verbannte mich aus England. Aber der Himmel wußte mich zu strafen; er hat meine Tage weit über die Gränzen des menschlichen Lebens verlängert. Nachdem ich beinahe 80 Jahre, meiner Familie, meinen Freunden und der ganzen Welt unbekannt, mit einer fast unerträglichen Bürde belastet, in Europa herumgeirrt war, kehrte ich endlich in der größten Armuth zurück, um wenigstens auf heimischem Boden, in dem Lande, das ich seines Königs beraubt habe, zu sterben. Dieses Kästchen war das einzige Ueberbleibsel meines Glücks und meines Vermögens; ich habe es stets als ein Heiligthum betrachtet. Durch eine Frau, die mich bedient und weder meinen Namen noch mein Verbrechen kennt, erfuhr ich alle Deine edlen Handlungen und auch Deine ehrenvolle Ungnade. Etwas zu Deinem Glück beitragen und Dir ein Gut einhändigen zu wollen, was Dir gehört, war noch mein einziger Wunsch. Nun sterb' ich gern. Mein Sohn, Du zitterst; geh' und fliehe den verhassten Anblick eines Königsmörders! Wenn Du aber mein Verbrechen verabscheuest, beweine zugleich mein Andenken; denn wenn die blutigste Reue zureichte, eine so abscheuliche Schandthat auszuföhnen, so würde ich die Rache des Himmels befriedigt haben.“

Der Lord war wie vernichtet. Er kämpfte mit sich einen fürchterlichen Kampf, der seine Kräfte aufzureiben drohte. Endlich jedoch ermannte er sich, gab der Stimme der Natur nach und warf sich dem reuevollen Greise in die Arme. „Der ganze Vorfall sei vergessen!“ rief er aus. „Sie bereuen Ihr Verbrechen, Sie sind unglücklich und Sie sind mein Vater! Ermuthigen Sie sich; auch der Himmel wird Ihnen gnädig sein!“

Hierauf suchte er seinen Keltervater zu überreden, ihm unter einem fremden Namen nach Schottland zu folgen. Der Alte schlug das Anerbieten aus. Durch wiederholte Bitten und Thränen des Lords ermüdet, gab er endlich nach. Am andern Morgen kam der Lord, ihn abzuholen, aber der Alte war verschwunden. Er verzögerte nun seine Abreise und stellte die sorgfältigsten Nachforschungen an, jedoch vergebens.

Den ganzen Vorgang als unverbrüchliches Geheimniß in seine Brust verschließend, trat endlich der

Lord in Begleitung eines Dieners die Reise nach Schottland an. Auf dem Wege dahin gelangte er eines Tages in eine einsame Gegend. Da erregte ein Heer von Raben, das bei dem Näherkommen des Wagens geräuschvoll aufflog, seine Aufmerksamkeit. Neugierig, was diese Thiere in so großer Menge angelockt habe, befahl er dem Diener auszustiegen und nachzusehen. Dieser that, wie ihm befohlen, und kehrte alsbald mit der Nachricht zurück, daß ein alter Mann mit einem langen eisgrauen Barte, wahrscheinlich ein Bettler, sein Leben dort beendet habe, an dessen Leichnam sich nun die Raben gütlich thaten. Diese Worte durchzuckten den Lord wie ein electrischer Schlag. Ein Gefühl dunkler Ahnung regte sich in ihm und er verlangte mit leiser wehmuthsvoller Stimme nach dem Orte hingeführt zu werden. Bei dem Anblick des übelgerichteten Leichnams hatte der Lord alle seine Fassungskraft nöthig, um sich aufrecht zu erhalten; denn er stand vor der Leiche seines Keltervaters. Mit Hilfe seines Dieners grub er ein Grab und legte die sterblichen Ueberreste des Alten sorgsam hinein. Bei dieser Handlung der Pietät entrann seinem Auge unvermerkt eine Thräne. Einen Augenblick später setzte er seine Reise fort und dachte bei sich: „So starb ein Edler aus einem der reichsten Geschlechter Schottlands; so starb der Mörder König Karls des Ersten!“

### Miscellen.

(Champagnerangelegenheiten.) So verbreitet die Vorliebe für den Champagner und so groß der Verbrauch dieses Weines in der ganzen Welt ist, so wenig dürfte die Bereitungsart desselben bekannt sein. Sie erfordert viel Mühe und Sorgfalt. Die Trauben schon werden sehr sorgfältig gepflückt; jede verborbene Beere wird ausgelesen. Auch sorgt man dafür, daß die Trauben auf dem Wege zur Presse nicht beschädigt werden. Der Most wird nicht sogleich auf Fässer gefüllt, sondern bleibt einige Stunden in einem offenen Gefäße stehen, damit er das Trübe absetze; sobald aber die Gährung beginnt, bringt man ihn auf die Fässer, so daß also die Gährung absichtlich gehemmt wird. Zu Weihnachten nach der Weinlese, bei trockenem Wetter, wird der Wein geklärt, oft zwei bis drei Mal und im folgenden März auf Flaschen gezogen, deren Festigkeit man vorher sorgsam prüft. Dann beginnt die Gährung und es tritt ein heftiges Aufbrausen ein, von dem die spätere Güte des Weins abhängt. Nicht alle Weine beginnen dieses Aufbrausen zu gleicher Zeit, in einigen tritt es schon nach vierzehn Tagen ein, in andern erst nach einem Monat und oft muß

man für eine Temperaturänderung sorgen, um sie zu beschleunigen. Einige Weine brausen erst im nächsten August auf, werden dann aber auch sehr schnell gut. Der Verlust an Flaschen ist sehr bedeutend; wenn er nicht über 16 Proc. beträgt, ist der Weinzüchter sehr zufrieden. Die Keller der großen Champagnerfabrikanten gleichen einer guteingerichteten Fabrik. Jede Flasche muß mehrmals gestöpselt und wieder entstöpselt werden. Bei Moët in Epernay sind oft zehn Werkstätten im Gange. Seine Keller sind in Felsen gehauen, von außerordentlichem Umfange, so schwer zu durchwandern wie das alte Labyrinth und liegen sechs Fuß hoch voll Flaschen. Oftmals zählt man 600,000 Flaschen da, die der weitem Vervollkommnung unterworfen werden müssen. Die Flaschenlager müssen sorgfältig beaufsichtigt werden und die Arbeiter tragen Masken von Drahtgaze, um die Augen vor den Glassplittern zu schützen, welche immer überall umherfliegen. Der aus den zersprungenen Flaschen auslaufende Wein muß rein entfernt werden, sonst verdirbt er den gesunden. Deshalb sind überall Abzugscanäle angebracht. Zerspringen mehr als 16 Flaschen von hundert, so wird der Wein in einen kältern Keller gebracht oder man nimmt die Stöpsel ab, um das überflüssige Gas herauszulassen, und stöpselt sie dann von neuem. Die meisten Flaschen zerspringen im August; von dem Ende Septembers an ist nichts mehr zu fürchten und man nimmt nun den Flaschenhaufen weg, um die zerbrochenen Flaschen zu entfernen und das sogenannte dégagement vorzunehmen, was darin besteht, daß man die Flaschen umkehrt, um den Bodensatz in den Flaschenhals zu bringen, und sie täglich zwei Mal schüttelt. Dann dreht man den Draht über dem Stöpsel ab, um das Gas explodiren zu lassen, was zugleich den Bodensatz mit entfernt. Die Flaschen werden darauf mit schon degagirtem Wein wieder vollgefüllt, von neuem verkorkt und zum Verkauf bei Seite gestellt. Ehe man die Flaschen absendet, etwa vierzehn Tage vorher, wird diese Operation noch einmal vorgenommen und man sieht daraus, welche Mühe es kostet, ehe der Champagner trinkbar wird. — Bekannt ist der große Champagnerstreit, der unter Ludwig XIV. in Frankreich zwischen den Freunden des Champagners und des Burgunders mit großer Erbitterung und in zahlreichen Schriften geführt wurde und bei dem die Facultäten zweier Universitäten ihr Gutachten über die Eigenschaften jener beiden Weine abzugeben hatten. Der Streit dauerte mehrere Jahre.

(Ein seltener Mann.) In einer der neuesten Nummern der bekannten englischen Zeitung *The Times* liest man unter anderen Ankündigungen auch folgende: „Dem hohen Adel und verehrten Publikum von England erlaubt man sich anzuzeigen, daß der Einsender ein „Genie“ ist, der Alles durch sich selbst erlernte. Er hat (meistens zu Fuß) das vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland, Holland, Deutschland, die Schweiz, Belgien, Frankreich und Italien durchreist, eine populäre Zeitung herausgegeben, einen dreibändigen Roman,

ein System der Theologie und ein Drama geschrieben, Hamlet studirt, politische Vorlesungen gehalten, ist Prediger, Dorfschullehrer, Pfandleiher und Krämer gewesen, hat mehr als einen Sectenstifter kennen gelernt und befindet sich jetzt (der Vorlesung sei's gedankt!) in guter körperlicher und geistiger Gesundheit, wird nicht von Schulden gedrückt und lebt mit allen Menschen in Frieden. Während seines noch übrigen Lebens würde er gern die Stelle eines — *Secretairs* oder Begleiters irgend eines Abeliggen oder reichen Herrn annehmen, der in ihm einen sonst unfläten, jetzt aber sehr gefezten Mann verpflichten würde, dessen höchste Freude es ist, Alle um sich her fröhlich und glücklich zu sehen und zu machen. Man wende sich zc. zc.

(Ein Gesandter in Constantinopel.) Man erinnert sich wohl noch, daß der persische Gesandte in Constantinopel im Jahre 1842 sich in der größten Noth befand, daß er kein Geld von seiner Regierung erhielt, daß er Alles verkauft hatte, um nur sein Leben zu erhalten und daß sich die Pforte endlich seiner erbarmte und ihm einige tausend Piaster zukommen ließ. Solche Vorfälle sind im Oriente nicht selten, da es die orientalischen Regierungen gern zu vergessen scheinen, ihre Gesandten mit Geld zu versehen; am schlimmsten aber erging es in Constantinopel einem mingrelischen Gesandten, der mit einem Gefolge von etwa zweihundert Personen in der Hauptstadt der Türkei ankam. Anfangs übernahm es die Pforte, ihn und sein ganzes Gefolge zu unterhalten, da sich aber die Verhandlungen in die Länge zogen, und nicht so ausfallen wollten, wie es die Pforte wünschte, so brach sie von dem Unterhalte der Gesandtschaft von Tag zu Tag mehr ab, bis sie endlich gar nichts mehr gab. Der mingrelische Gesandte ließ sich indes dadurch keineswegs einschüchtern und wußte sich auf eine eigenthümliche Weise Geld zu verschaffen. Er schickte nämlich einige aus seinem Gefolge, lauter schöne junge Leute, auf den Sklavenmarkt, ließ sie da verkaufen und lebte von dem Erlös, worauf er wieder einige verkaufte. Das ging so eine ziemlich lange Zeit fort. Auch der englische Gesandte, *Ker Porter*, hatte mit dem Mingrelier zu unterhandeln; er schloß mit demselben auch ab und sagte dann: „Das Uebrige wollen wir unsern *Secretairen* überlassen.“ — „Sehr wohl,“ antwortete der Mingrelier, „aber es steht dem doch ein kleines Hinderniß entgegen. . . Ich will Ihnen die Wahrheit ohne Umschweife sagen; ich brauchte in voriger Woche so dringend nothwendig baares Geld, daß ich, namentlich da mein ganzes Gefolge verschwunden war, mich genöthigt gesehen habe, meinen *Secretair* — zu verkaufen.“

(Prächtige Trachten.) Der Capitain von *Orlich* schildert in seinen „Reisen in Indien“ (Leipzig, Mayer) auch den Fürsten von *Lahore* und dessen nächste Umgebungen. Der Prinz *Purthaub Sing* ist ein hübscher, aber sehr zarter Knabe und durch schlecht gewachsene Zähne sehr entstelt. Er trug ein Schild auf seiner Achsel und einen Degen in der Hand, war

in gelbe Seide gekleidet und sein Turban, sein Hals und seine Ohren mit Perlen und Diamanten reich behangen. *Dhian Sing*, der ihn führte, trug unter einem blau seidnen Jackett ein Panzerhemd, darüber einen silbernen Cuirass, hellbraune, dichtantliegende Lederpantalon und rothe mit Gold gestickte Schuhe, die er, der Landesitte gemäß, beim Eintritt auszog. Sein silberner Helm, der mit Perlen und mit gelben und blauen seidnen Shawls umwunden war, welche auf die Schulter herabhängten, war mit einer Feder geschmückt, die durch eine Akrase von Rubinen gehalten wurde. Als ich ihn, den schönsten Mann seines Volkes, auf seinem Braunen mit dem goldenen Zügel und einem Pantherfell, einen Stab in der Hand, dahin reiten sah, hätte ich glauben können, einen der Heroen des Alterthums vor mir zu sehen. . . Das Gefolge war eben so prachtvoll gekleidet und sah eben so elegant als materisch aus.“

### Generalcorrespondenz.

Kaum dürfte es in Deutschland ein zweites Theater geben, das so viele Neuigkeiten bringt, als das Leipziger. Jede Woche haben wir in der letzten Zeit ein neues großes Stück gesehen; in der letzten wiederum *Bauernfelds* „Ein deutscher Krieger“, welches eine beifällige Aufnahme fand. —

Der bekannte Wetterprophet und Herausgeber der meteorologischen Zeitschrift „*Zeus*“, *Prof. Stiefel* in Karlsruhe, hat verkündigt, daß die kalte jetzige Witterung mit geringen Abwechselungen bis zum vierten April anhalten werde. —

Wenn der Besitzer eines Schlosses seine Zimmer mit seltener Pracht meubliren will, so bietet sich jetzt eine Gelegenheit dar, eine seltene Sammlung von kostbaren Meubles zu erwerben, die mit großen Kosten und durch jahrelange Mühe zusammengebracht worden sind. Der russische Staatsrath *Baron von Schweizer* nämlich, dessen Haus in Stuttgart berühmt war, will sich nach Italien übersiedeln und hat sein reiches Mobiliar an zwei Händler verkauft, die es womöglich im Ganzen wieder veräußern wollen. *Baron Schweizer* bewohnte fünf Zimmer, in denen die Meubles übereinstimmend ausgesucht waren. Das erste enthielt bloß Ebenholz mit Elfenbein, das andere Rosenholz mit Goldbronce, das dritte vergoldete Meubles, das vierte Boule mit Silber, das fünfte rothe Schildkröte mit Silber. Alle diese Meubles waren sehr alt und gut erhalten. In jedem Zimmer befanden sich Tische, Kommoden, Schreibtische, Schränke, Kabinete, Stühle zc. An den Wänden hingen herrliche Gemälde, auf den Tischen und unter den alten venetianischen Spiegeln standen kostbare Uhren, Bronzen, florentinische Mosaik, Marmor, Malachit, *Lapislazuli*. Dazwischen hingen kostbare mit Edelsteinen besetzte türkische Waffen und eine Sammlung aller möglichen orientalischen Pfeifen von großem Werthe. —

Die Vorstellung von *Webers* „*Euryanthe*“ in dem Berliner Opernhause, deren Ertrag für *Webers* Denkmal bestimmt war, hat 256 Thlr. eingebracht, wie man jetzt vernimmt, und

Meyerbeer will nun zu demselben Zwecke noch ein Concert in der Singakademie veranstalten. —

Nirgends dürfte die Noth jezt, wo sie in Folge der anhaltenden Kälte überall groß ist, so grauenhaft sein, als in jenen Gegenden Ostpreußens, welche im vorigen Jahre von der großen Ueberschwemmung heimgesucht wurden. Leute in Bersch-Kalle sollen ein im vorigen Herbst vergrabenes todttes Stück Vieh aus der Erde geholt und verzehrt haben; drei Männer im Kirchspiele Tucha schlugen sich, nach der Aussage des dortigen Pfarrers, um ein todttes Schaf. —

Die Juden halten noch immer fest an ihren alten Sagen. Ein israelitischer Bürger in Frankfurt a. M. erbot sich neulich, 2000 Gulden zu dem Baue der dortigen neuen Synagoge zu geben, wenn in derselben mindestens alle vierzehn Tage am Sonntag feierlicher Gottesdienst — unbeschadet des Gottesdienstes am Sonnabend — gehalten werde; man lehnte aber dies Geschenk mit der Bemerkung ab, daß die große Mehrheit der Gemeindeglieder sich noch nicht auf dem Standpunkte befinde, auf welchem der Geber stehen möge. —

Spontini hat dem Pariser Vereine zur Unterstützung von Musikern folgende interessante Schenkungen zugewendet, nämlich seine Autorrechte in Frankreich, seine Bibliotheken in Paris, die Handschriften seiner bereits veröffentlichten Compositionen für Theater, Kirche und Concert, seine noch nicht herausgegebenen Compositionen jeder Art, unter denen sich auch größere Werke befinden, die der Componist für Berlin geschrieben und auch nur dort zur Aufführung gebracht hat, seine theoretischen Schriften und seine Denkwürdigkeiten, sowie endlich seine große Sammlung von Briefen von Componisten, Schriftstellern, Künstlern und hochgestellten Personen. — Während seiner Wirkungszeit in Berlin wendete der immer als geizig verschrieene Spontini den Ertrag des ihm zustehenden Benefizconcerts jedesfalls der Unterstützungscasse der Musiker zu und erwarb derselben auf diese Weise bedeutende Summen. —

Jordan ist endlich seiner Haft entlassen, wenn auch vorläufig nur gegen Caution. — Der Dichter Lenau dagegen befindet sich noch immer in den Banden des Wahnsinns, doch ist sein körperliches Befinden gut, und sein Arzt hofft deshalb, daß es auch gelingen werde, den Geist wieder von dem ihn umnachtenden Dunkel zu befreien. Der Arzt bedauert nur, „daß die Goldstücke großer und edler Gedanken, die der Dichter in den hellen Augenblicken mit vollen Händen austreut, verloren gehen.“ —

In Stuttgart soll das Hoftheater um- oder neu gebaut werden und es wird schon jezt in dem weißen Saale des Schlosses gespielt, der aber nur etwa 300 Zuschauer faßt. —

In England besteht bis auf den heutigen Tag noch die aus dem mosaischen Gesez herkommende Bestimmung, daß der leblose Gegenstand oder das Thier, welches den Tod eines Menschen veranlaßt, der Krone verfällt oder losgekauft werden

muß. Bei uns in Deutschland ist dieses Gesez schon seit langer Zeit abgeschafft worden. In England will man es jezt endlich auch beseitigen und es kam im Parlamente zur Sprache, wo es durch viele merkwürdige Beispiele erläutert wurde. Deodand (so heißt diese Bestimmung) ist z. B.: wenn Jemand ohne meinen Willen meinen Degen nimmt und tödtet damit einen Dritten, so ist dieser Degen der Königin verfallen. Nicht nur der Dchs, der einen Menschen todtstößt, verfällt der Strenge dieses Gesezes, sondern auch das Pferd, dessen Reiter den Hals bricht; fällt ein Reiter vom Pferde in einen Mühlbach und wird durch das Mühlrad zermalmt, so sind Pferd und Mühlrad Gott verfallen (Deodand). Steigt ein Mensch auf das Rad eines stillstehenden Wagens, fällt herunter und stirbt in Folge davon, so ist das Rad allein verfallen; ist aber der Wagen in Bewegung, so verfällt nicht blos das Rad, sondern der ganze Wagen mit Pferden und Ladung. Fällt Jemand im Schlafe oder Rausche von dem Sitze oben auf einem Wagen herunter, so sind Wagen, Pferde, ja das Gepäck sämmtlicher anderer Passagiere verfallen. . . Ursprünglich wurde der so verfallene Gegenstand verkauft und der Erlös zu Messen für den Todten bestimmt, um seine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen. Seit England nicht mehr katholisch ist, muß die Geldstrafe an die Königin gezahlt werden. Noch vor ganz kurzer Zeit mußte eine Locomotive, die einen Menschen todtgefahren hatte, und deshalb nach diesem alten Geseze verfallen war, mit 1000 Pfd. St. (7000 Thln.) ausgelöst werden. —

Ein eigenthümlicher Fall kam kürzlich in Baltimore vor, wo ein Mann vor Gericht stand, der drei Frauen geheirathet hatte, ohne daß eine gestorben oder er von einer geschieden war. Bei den Verhandlungen ergab es sich, daß der Angeklagte der Sohn einer Sclavin und folglich selbst Sclave sei. Als solcher kann er keine gültige Ehe mit einer Weißen eingehen; seine drei Ehen sind demnach sämmtlich ungültig und der Mann wurde freigesprochen. —

In Paris erschien vor einigen Tagen ein Landschaftsmaler, dem Namen (Otto) nach ein Deutscher, vor dem Zuchtpolizeigericht, weil er — gebettelt hatte. Er entwarf eine entsetzliche Schilderung von seiner Noth, da er keine Beschäftigung finde und dankte dem Gerichte, daß es ihn zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilte, weil er da doch werde zu essen bekommen. —

Man hofft, die zertrümmerte Portlandvase so wieder zusammensetzen zu können, daß man die Beschädigung nur bei genauer Besichtigung bemerken könne. —

Die neue Oper Meyerbeer's: „Die Afrikanerin“, nach dem bekannten französischen Romane „Durica“ kommt nun wirklich in kurzer Zeit in Paris zur Aufführung. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 14.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Das Haus im Schnee.

Erzählung von G. Hertloffsohn.

I.

Die Lawine donnerte von der Höhe und bedeckte Haus, Hof, Garten, Baum und die Wiese bis an den Grindelbach mit ihrer Wucht. Hoch auf wirbelte der zerstäubende Schnee im Sonnenlicht und der Widerhall schallte aus den Bergen durch die dünne Luft.

— Ein Engel Gottes schwebte durch den blauen Aether, in seinem Auge glänzte eine Thräne, er betete: Der Herr sei Euch gnädig!

Es war zehn Uhr Vormittags. Marianne saß am Spinnrocken beim Fenster, die Mutter war in die Kammer gegangen, um Linnenzeug aus einer Truhe zu nehmen, und den achtjährigen Bernhard hatten sie in die Stadt geschickt, um Lebensmittel und Del zu holen.

In dem Augenblick, als der Schneefall donnerte und das Haus in seinem Gebälk erkrachte, sank das junge Mädchen vom Stuhl, die Mutter kreischte: „Jesus Maria, was ist das?“ — Dann umhüllte Beide dicke Finsterniß.

Marianne erhob sich nach kurzer Betäubung. „Mutter,“ rief sie, „Mutter, wo seid Ihr? Um Gotteswillen, die Lawine hat uns lebendig begraben!“

„Hier,“ stöhnte die Alte, „ich bin nicht todt, mein Kind, aber die Sparren und Bretter liegen auf mir — ich vermag mich nicht zu rühren. Hilf, mein Kind!“

Das junge Mädchen stürzte im Finstern nach der Kammer. Die Thüre war offen, aber der Raum hinter derselben mit einem Theil des eingebrochenen Daches und mit Schnee bedeckt. Darunter lag Mutter (Frena<sup>\*)</sup>); der Kopf war ihr glücklicher Weise frei geblieben. Marianne tastete vor sich hin und es gelang ihr nach unsäglicher Anstrengung die Mutter von ihrer Last zu befreien und über die Schwelle nach der Wohnstube zu ziehen.

„Habt Ihr einen Schaden genommen, Mutter?“ fragte das junge Mädchen, als sich jene neben ihr wieder aufrichtete.

„Gott sei gelobt — nein! Nur etwas beschunden und zerstaucht bin ich. Aber — Kind, mein Kind! wir sind ja lebendig todt.“ Und die Frau fing bitterlich an zu weinen.

Marianne geleitete sie bis zur Ofenbank und tröstete: „Das nicht, lieb' Mutter! Vielleicht ist der Schnee nicht hoch und Gott, der uns so wunderbar erhalten, wird uns auch Rettung senden. Die Nachbarn und die Leute aus der Stadt kommen gewiß und schaufeln uns aus. Und wenn die Lawine noch so mächtig ist — Bärts Haus ist bekannt und nicht zu fehlen, von der Brücke über den Grindel führt ja der Fußsteg gerade in unsern Hof. Aber, Mutter, laßt mich erst Licht machen, — es ist noch etwas Del in der Lampe.“

\*) Veronika.

„Wird nicht viel sein,“ wehklagte die Alte. „Der Bernhard sollte ja welches holen aus der Stadt. Er sollt' schon gestern gehen; aber die Schwarzröcke dort drinnen haben verboten, daß Jemand am Sonntag etwas verkaufen darf.“

— „Auf kurze Zeit, Mutter, wird's schon noch langen, 's ist nur, daß wir uns zurechtfinden in der ungewohnten Finsterniß.“

„Ach Gott! wenn sich der Schnee senkt oder der Gletscher noch Eine herunterwirft, so werden wir elendiglich zu todt gedrückt; denn das morsche Dach hat keinen Widerstand — es prasselt immer noch, als wollt's auseinandergehen.“

„Tröst' Euch, Mutter,“ sagte Marianne mit sanfter Stimme, während sie Feuer schlug — „und betet ein Vater unser, Gott wird uns nicht verlassen.“

In der Lampe befand sich nur noch so viel, um das Docht etwa zwei Stunden zu nähren.

Das junge, schöne Mädchen setzte das Licht auf den Tisch, dann kniete sie vor der Mutter nieder und sprach liebevoll: „Laßt mich erst sehen, wo Ihr verwundet seid, daß ich Euch verbinden kann.“

„Ach, Marianne,“ sagte die Alte, „'s ist nichts, vor Schrecken und Noth kann ich gar keinen Schmerz fühlen. Sieh doch nach der Thür, ob der Schneefall auch die Flur und darüber die Speisekammer und den Stall verschüttet hat.“

Die Thüre, welche nach Außen zu öffnen ging, widerstand, eine dichte Schneewand hatte sich vor dieselbe gelagert.

„Es ist kein Ausgang,“ sagte Marianne betrübt, nachdem sie auch in die Kammer geleuchtet und daselbst nur Graus und trostlose Verwüstung erblickt hatte.

— „O, mein Heiland!“ weinte die Mutter, „dann müssen wir hier Hungers sterben, wenn sie uns nicht finden. Und der Bernhard, barmherziger Himmel! das fällt mir erst jetzt ein, der Bernhard muß g'rad auf dem Heimweg gewesen sein, dicht beim Hof — den hat's auch gefaßt und begraben!“

„Nein, Mutter,“ schmeichelte das blonde, blasse Mädchen, „getröstet Euch — der kann noch nicht zurück sein, vor einer halben Stunde wenigstens nicht: er ging um acht Uhr, und jetzt haben wir —“ Sie wollte mechanisch nach der Uhr in der Kammer sehen; aber das Schwarzwälder Werk war sicher von der Wand gerissen und in tausend Splitter verwandelt worden. „Nun —“ fuhr Marianne stockend und er-

blassend fort — „er kann doch erst eine Stunde lang fort sein und da ist er eben in der Stadt. Ich weiß, der wird uns gewiß Hilfe bringen.“

— „Aber, Marianne, wenn sie drei, vier, fünf Tage graben müssen — derweile hat uns der Hunger umgebracht.“

„Auf dem Schrank da,“ beschwichtigte die Tochter, „ist noch ein Stück Brod von gestern; das ist für Euch genug, Mutter, heute und wohl auch morgen. Ich brauche nichts — ich bin jung und gesund und habe Kräfte zuzusehen. Und dann, liebe Mutter, ist ja über diesem Dach und über dem Schnee — er mag noch so hoch sein — noch der gute Herrgott, der weiß, daß wir hier unten sind und zu ihm beten und seiner Hilfe bedürfen.“

„Im vorigen Winter,“ versetzte Frena bitter, „als der Müller von Kinznach verschüttet wurde, da hat er gewiß auch gebetet mit den Seinigen in seines Herzens Aengsten, und er mußte doch zu Grunde gehen mit Weib und fünf Kindern. Denn als sie ihn nach acht langen Tagen ausgegraben hatten, da waren sie alle Leichen, da waren sie alle verschmachtet und die Müllerin hatte noch ihr Jüngstes an der Brust — das hat sie wohl blutig gesogen — und doch ist's verlezht. Ich war dabei, als sie sie zu Tag brachten — eine Leiche nach der andern — es war ein grausenhafter Anblick.“

„Denkt nicht daran, Mutter,“ flehte Marianne und Thränen traten in ihre Augen, „was der Himmel beschlossen hat, sagte der Pfarrer bei St. Egidien, wird er fügen; wir dürfen seinen Rathschluß nicht im Voraus zum Schlimmen kehren.“

Sie nahm die Hände der Mutter zwischen die ihrigen und bedeckte sie mit Küßen.

„Ja, ja!“ fuhr die Alte fort und der Geist des Scheltens kam über sie, der, wenn es besonders einem Gegenstande galt, dann lange nicht von ihr wich. Selbst das schreckliche Ereigniß, das im Gegentheile ihre Mißstimmung noch vermehrte, hielt sie nicht ab, ihr sanftes Kind zu quälen, wie sie schon mondenlang gethan. „An dem Elend bist auch Du nur schuld! — Hättest Du meinen Rath befolgt und den reichen Schöpffen Fined er geheirathet, da sähest Du auf dem Freigut im Bühel, wo in aller Ewigkeit keine Lawine hinschlägt und wärst eine gestrenge Frau, hättest Knecht und Magd und könnt'st Deine Mutter auf ihre alten Tage zu Dir nehmen. So aber sitzest Du hier und

kannst mit mir verschmachten. Unsere Armuth ist groß genug und dazu noch solch elender Tod."

"Aber, Mutter!" entgegnete Marianne, "Ihr denkt an mich und nicht an Euch. Säß' ich auf dem Freigut im Büchel, so wäret Ihr heute hier allein, hilflos und sicher verloren. Danken wir also Gott, daß es so ist. Denn wenn uns auch das Schlimmste bevorsteht, Mutter, so habe ich Euch doch in der schrecklichen Noth in meinen Armen und kann mit Euch sterben."

"Ich wollt' lieber allein sterben," grollte die Alte, ungerührt von der Innigkeit ihres Kindes, "wüßt' ich Dich versorgt und den Bernhard dazu. Was nützt es uns auch, wenn wir glücklich ausgegraben werden? Morgen oder übermorgen kommt der Schöppe doch mit dem Patent und läßt mir den Hof verkaufen, da er's Schuldkapital an sich gebracht hat. Da kannst Du in die Stadt gehen und Magd werden und vielleicht wie so manche Andere dem Satan in die Hände fallen. Ich aber werd' mich an die Landstraße setzen mit dem Bernhard und betteln."

— "Und einen so hartherzigen Mann, Mutter, sollte ich heirathen? O lieber Heiland, da ist's selbst hier in dem Schneegrab viel besser, als auf seinem Hof im Büchel."

"Hartherzig — hartherzig stellt er sich nur, weil Du ihn verschmäht. Es war doch eine Ehre für Dich, daß der reichste Mann in der Runde Dein beehrte."

— "Daß der Schöppe alt ist, beinahe sechzig Jahr, und ich erst achtzehn, und daß er häßlich ist und lahm, darüber will ich nichts sagen; denn dafür kann er nicht. Aber daß er ein böses Herz hat, Mutter, daß er mich erzwingen will, daß er, weil ich ihn nicht lieben kann, mit Euch kein Erbarmen hat: das macht mir ihn zuwider. Und dann bau' ich in allen meinen Gebeten noch immer auf den Jacob; der Jacob kann jeden Tag kommen, vollends da er geerbt hat, und kann uns befreien von dem hartherzen Gläubiger."

"Dein Jacob, der Jacob!" rief die Mutter heftig — "der Landläufer — der! Und wenn wir mit Gottes Hilfe ausgegraben werden und der Jacob kam' wieder und brächte alle Taschen voll Geld, Du solltest ihn doch nicht haben."

— "Versündigt Euch nicht, Mutter! Ist der Jacob nicht brav und gut, und paßt er nicht zu mir in seinen Jahren?"

"Ein hochmüthiger Bursch' ist er, den ich nicht leiden konnte! Hätte er Dir den Kopf nicht verdreht,

so wärst Du des Schöppen Frau und aller Noth überhoben."

— "Hat er nicht seine Großmutter gepflegt bis an ihr letztes Stündlein und hat sein ganzes Erbe hergegeben, um seine böse Stiefmutter, die's ganze Gut durchgebracht, ins Spittel zu kaufen, als sie von der Sicht lahm und contract wurde."

"Ein hoffärtiger Bube war er; er wollte nicht als Knecht dienen, — weil er schreiben kann, wie gestochen, und französisch reden, was ihm sein Dhm, der Pastor gelehrt, da meint' er, er müßte was Großes werden, und lief hinaus in die weite Welt. Dort liegen alleweil die Wagen auch an der Heerstraße. Wenn er Dich treu geliebt hätt', da wär' er im Lande geblieben und hätt' sich redlich genährt und gespart, bis —"

— "Und hätte vom Tagelohn doch nicht die Schuld auf unser Haus bezahlen können," warf Marianne wehmüthig ein.

"Und hat er etwa von sich was hören lassen in den langen zwei Jahren? An eine andere Dirne wird er sich gehängt haben, an eine Stadtmamsell."

— "Das wird er nicht," entgegnete Marianne leise und zwei große Thränen traten in ihre Augen — "so ist der Jacob nicht!"

"Der Schöppe Fineder ist freilich nicht so jung und drall, wie er, nicht so stink und manierlich; er ist ein gesegter Mann, er brachte Dich unter die Haube und wenn er's Zeitliche erst gesegnet, so erbtest Du Alles. Auf den Jacob, wenn er ja noch an Dich denken sollte, kannst Du zehn Jahre warten und eine alte Jungfer werden. Und dann erst läßt er Dich sitzen. Alle sind nicht so beständig, wie Dein Vater seliger. Ich weiß es von mir, daß es nicht gut ist, so spät zu heirathen. Ich war schon fünfunddreißig, als mich der selige Vater nahm, und so erleb' ich's nicht einmal, bis der Bernhard groß wird — wenn wir überhaupt noch etwas erleben."

— "O, liebe Mutter, zürnt mir nicht länger, und lassen wir den alten Streit. Wenden wir uns lieber zu Gott, daß er uns hilft aus der nächsten Noth; er wird, wenn es sein Wille ist, uns aus dieser Trübsal zu befreien, auch für das Uebrige sorgen. Ich habe dem Bernhard einen Brief mitgegeben an den reichen Nageli, den großen Kaufmann in der Stadt; wenn er auch nur entfernt mit uns verwandt ist, so bleibt er doch unser Better und ist von unserm Blut. Der Vater hat so viel von ihm erzählt, wie er mit ihm

unter den Soldaten stand und einmal für ihn das Leben in die Schanze geschlagen hat. Das kann er nicht vergessen. Ich habe ihn recht rührend gebeten, nicht daß er uns das Geld schenken solle, nur die Schuld mag er übernehmen; lieber wollen wir ihm verbindlich sein, als dem bösen Schöppe. Gebt Acht, Mutter, er wird's thun. Ich habe ihm recht herzbrechend geschrieben."

"Der Nägeli? Nun, da kennst Du die Stadtleute gut. Wo der große Reichthum einzieht, da löscht er alle Dankbarkeit aus. Hast Du ihm nicht schon drei Mal geschrieben, war ich nicht selbst bei ihm und hab' ihn fußfällig gebeten! Ausflüchte hat er für uns, aber keine Hilfe. — Ich bleibe dabei: hättest Du den Schöppe geheirathet, so war aller Noth ein Ende. Er ist gar nicht so roh und hart wie er sich stellt. Die reichen Leute sind all' so; eben weil sie Geld haben, wollen sie das durchsetzen, was sie gelüftet; denn mit der vollen Hand kann man allerweg seinen Eigensinn befriedigen. Und durch ihn wär'st auch Du reich geworden."

— „Mutter, wenn Reichthum hart macht, dann mag ich nicht reich werden."

"Ei, der Hochmuth! Wirst schon spüren, wie hart Dienstbotenbrod zu beißen ist. — Und wie lang, wenn's Gott beschließt, kann der Schöppe noch leben? Er trinkt zuweilen stark — in einer Nacht kann's mit ihm aus sein. Dann warst Du seine Erbin — eine freie Gutsfrau, und noch in den schönsten Jahren, um einen Andern zu heiern."

— „Und doch wär's Sünde gewesen und von keinem Segen, wenn ich ihm am Altar gelobt, was ich nicht erfüllen kann. Ich soll ihn belügen, daß ich ihn liebe — und 's Herz gehört halt doch dem Jacob."

"Es ist all' Eins," grollte die Alte, „ob wir davon kommen oder nicht — den Jacob kriegst Du doch nicht. Wenn er auch mit vielem Geld käm' und wollt' uns freizahlen —; dem hochmüthigen Buben will ich nichts zu danken haben; lieber laß ich mich durch den Schöppe vom Hofe jagen und bettle an der Landstraße. Seht, werden da die Leute sagen, das hat sie ihrer eigenen Tochter zu verdanken, die konnt' sie reich und glücklich machen und läßt die alte Frau nun verhungern."

"Mutter, Mutter!" schrie Marianne und schluchzte laut, „habt Ihr denn kein Erbarmen mit mir — selbst jetzt nicht, wo wir vielleicht dem Tode nahe sind? Hat doch unser Christus befohlen, wir sollen selbst dem

ärgsten Feind vergeben, und Ihr haßt den Jacob so, als wär' er der größte Mörder und Räuber."

„Freilich hasse ich ihn," geiferte die Mutter; „eh' ich sein Gesicht sehen will, möcht' ich lieber das Tageslicht gar nicht sehen." —

In diesem Augenblicke verlöschte die Lampe, die, immer matter und matter brennend, zuletzt nur einen unsicher flackernden Schein geworfen hatte.

Die Alte fuhr unwillkürlich zusammen und unterdrückte die Scheltworte, die sie noch auf der Zunge hatte. Mutter und Tochter befanden sich jetzt im Finstern.

## 2.

Marianne war leise zu ihrem Stuhl an's Fenster geschlichen; sie legte das Haupt auf den Tisch und weinte sich stille aus. Frena murmelte halblaute Worte; der Ingrim arbeitete noch in ihr, er mußte erst austoben.

Durch den Schnee vor dem Fenster, welcher, da der Lawinensturz von der Rückseite des Hauses gekommen war, die kleinen Scheiben nicht eingedrückt hatte, brach eine unsichere Helle herein, die jedoch nicht mächtig genug war, um die nächsten Gegenstände oder deren Umrisse zu erkennen. Der Unterschied von einer vollständigen Nacht war nur, wie wenn man mit geschlossenen Augenlidern aus einer finstern Stube in eine erleuchtete tritt.

— Es verging eine geraume Zeit, ohne daß Mutter oder Tochter ihr Schweigen unterbrochen hätten.

Endlich begann die Alte: „Mein Jesus — nun schmerzt's mich; das Blut läuft mir den Elbogen herunter; es hat bis jetzt vor Angst gestockt. Komm doch her, Marianne! und sieh' zu — beühl' mich, ich muß mir den Arm aufgerissen haben."

Die kaum so hart gekränkte Tochter war sofort wieder das folgsame liebevolle Kind; sie tappte in der Dunkelheit nach der Ofenbank hin, streifte den Kermel über den Arm der Mutter hinauf und fühlte unterhalb der Schulter eine warme Blutspur. Marianne riß ein Stück von ihrer Schürze ab und verband schweigend die Wunde.

„Nun aber," schalt die Mutter, „könnten doch die nächsten Leute zu unserer Hilfe herbeigeilt sein. Es war doch heller Tag, als es uns einwehte und der Donner muß weit genug zu hören gewesen sein. Daß Gott erbarm; Nachbarn sind immer die schlimmsten, wenn man was von ihnen braucht. Auf bligfremde Leute kann man eher rechnen. Der Jürgen ist

kaum zweitausend Schritt von hier und hatte gewiß all sein Gesinde zu Haus; denn sie dreschen ja all' Tage. Ja, wenn wir reiche Leute wären, da ging wie ein Blitz das Aufgebot durch den Canton."

"Vielleicht liegt der Jürgen auch unterm Schnee," entgegnete bescheiden Marianne, die wieder zu ihrem Sitz zurückgekehrt war, „und bevor die fernern Nachbarn und die aus den Dörfern aufgeboden sind und sich mit Schaufeln und Karren versehen haben — vergeht doch ein halber Tag."

„Zur Hilfe für Geld," schalt Frena, „haben die Menschen Gensensfüße, zur Hilfe für Gotteslohn gehen sie aber auf Schneckenfüßen."

— „Vielleicht arbeiten sie schon," tröstete die Tochter, „wer weiß, wie hoch der Schnee ist und wir hören's nicht durch. Sie müssen vielleicht auch weit vorn anfangen. — Und Gott allein weiß, ob nicht zugleich mehr Lawinen im Umkreis gefallen sind und da vertheilen sich die rettenden Arme."

„Ja, ja — wir werden doch verschmachten. — Mich hungert — gieb mir das Stück Brod — kannst die Hälfte für Dich behalten — ich esse doch immer wenig."

„Hier, liebe Mutter!" sagte Marianne und reichte ihr das Verlangte, „nehmt es ganz — Ihr braucht die Stärkung; wer weiß, wie lang wir noch ausharren müssen. Ich kann zur Noth drei Tage hungern."

„Haben wir Wasser?"

„Ich will nach dem Kruge sehen." Marianne tastete die Wand entlang bis an die Thüre. „Gott sei Dank!" rief sie und eine ungeheure Angst löste sich von ihrer Brust, „der Krug ist voll. Und im Nothfall hatt' ich eine Scheibe zerbrochen und Schnee hereingelangt, der löscht auch den Durst."

Sie gab der Mutter zu trinken, dann setzte sie sich wieder und versuchte zu spinnen. Es gelang ihr nicht im Finstern, alle Augenblicke riß der Faden; sie ließ mechanisch das Rad schnurren, um nur die bange Stille und Einsamkeit auszufüllen, denn sie wagte nicht zu sprechen, um der Mutter nicht vielleicht abermals Stoff zu Streit und Schelte zu geben.

Diese kaute schweigend an ihrem Brode; endlich ward auch ihr in dieser öden Stille beklommen zu Muthe. „Bist Du denn todt," hub sie an, „daß Du gar nicht sprichst? — mir wird so angst und schauerlich. Es ist, als käme der Tod — im Grab kann's auch nicht anders sein, wie hier; doch da schläft man."

„Wovon soll ich sprechen, Mutter! befehlt nur.

Oder wollen wir ein andächtig Lied singen? Der Herrgott hat den Jonas im Wallfisch gehört, er wird auch uns hören aus der Tiefe unsers Grabes."

Und die beiden Weiber erhoben inbrünstig ihre Stimmen und sangen das alte, erhebende Lied:

„Befehl Du Deine Wege ic."

Nachdem sie geendigt, folgte wieder eine Pause gegenseitigen Stillschweigens; Mutter Frena dachte an den Tod, aber sie suchte sich nicht mit ihm zu befreunden, er erschien ihr jetzt schrecklicher als je; Marianens Gedanken flogen hinaus aus der grausen Kerker- nacht zu Jacob und riefen ihn herbei aus der Ferne zur Rettung und Hilfe.

„Marianne!" begann abermals die Mutter.

„Was wünscht Ihr, mein gutes Mütterchen?" antwortete sanft die Tochter und näherte sich.

„Ob's wohl noch Tag ist draußen?"

— „Gewiß, Mutter, etwa drei oder vier Uhr."

„Vier Uhr — da wird's bald Nacht und da hören die draußen auf mit graben — wenn sie wirklich schon graben. Die Nacht ist lang, sehr lang nach Weihnacht — und wenn man kein Licht hat! Brennte die Lampe, so wär's nicht halb so schauerlich."

— „Wir werden schlafen, liebe Mutter — und mit neuer Hoffnung erwachen. Wenn nicht noch heute, so kommt doch sicher morgen Rettung. Als sie den Kitznacher Müller ausgruben, da haben sie die Nacht hindurch bei Fackelschein gearbeitet."

„Der Müller war reich — der konnt' es ihnen bezahlen; wir sind arm — nach uns fragt Niemand."

— „D, unsere Nachbarn sind nicht so hartherzig."

„Ich werde kein Auge zuthun, und wenn auch — was hilft uns das Erwachen — wir werden ja nicht wissen, wann 's Tag ist."

— „Einen blassen Schimmer bringt der Tag doch. Und wir werden länger schlafen, weil wir meinen werden, es sei immer noch Nacht. Und wenn ich nicht mehr schlafen kann, so werde ich sinnen und denken, wie ich vielleicht etwas zu unserer Rettung unternehmen könnte."

„Das gieb auf — der Schnee liegt vielleicht bergeshoch über dem Schornstein, wo wollten wir da hinaus!? Wie sollt' ich auch schlafen können — der Schreck liegt mir noch in den Gliedern und in die Seele zieht mir die Angst vor einem grauenvollen Tode. Du bist jung, dergleichen sieht sich selbst den Tod gleichgiltig an."

(Fortsetzung folgt.)

## M i s c e l l e n .

(Der Goldsee. — Sage und Wirklichkeit.) In der Provinz Bogota (Südamerika), auf dem Gipfel der Pipaquiraberge liegt der berühmte Guatavita- oder Goldsee, dessen geheimnißvolle poetische Geschichte in der neuesten Zeit genau bekannt geworden ist. Um das Jahr 1820 verbreitete sich nämlich in London das Gerücht, jener See enthalte eine große Menge Gold und Edelsteine und er werde deshalb von den Bewohnern des Landes der Goldsee genannt. Nach einer in ganz Südamerika verbreiteten Sage stand vor der spanischen Herrschaft der Theil des Landes, in welchem der See liegt, unter einem mächtigen und reichen Kajiken, Manalapa. Dieser berühmte Fürst hatte eine Frau, die schöne Rama, welche er leidenschaftlich liebte, und die ihm einen Sohn gebar. Eines Tages aber, als die Wärterin mit dem Kinde an dem Ufer der Magbalena, eines Flüsschen in der Nähe der Stadt, spazieren ging, ließ sie den kleinen Fürstsohn in das Wasser fallen, in dem er verschwand. Aus Verzweiflung stürzte sich die Wärterin selbst ebenfalls in den Fluß und in dem Hause des Königs wußte man lange nicht, was aus den beiden Vermissten geworden sei, bis man die Leichen fand. Manalapa gerieth in Verzweiflung, doch tröstete ihn die schöne Rama mit der Hoffnung auf einen zweiten Erben. Diese Hoffnung aber ging Jahre lang nicht in Erfüllung, obwohl Manalapa die berühmtesten Heilkundigen und selbst Priester der Sonne aus dem großen kaiserlichen Tempel in Mexiko kommen ließ, um sie um Rath zu fragen. Endlich erschienen in dem Palaste eine Anzahl „Priester des Firmaments“, deren Ältester zu dem Fürsten sagte: „Trockene Deine Thränen und höre auf meine Worte. Deine Gattin, die schöne Rama, möge sich in jeder Nacht, in welcher alle Sterne am Himmel glänzen, um die zwölfte Stunde, an den See Guatavita begeben und sich drei Mal in den Fluten desselben untertauchen. Darauf wird sie Dir einen Sohn geben. Wenn aber Dein Gebet erhört ist, vergiß nicht, die Hälfte Deiner Schätze der Gottheit des Sees zu opfern, sonst würdest Du mit Deiner ganzen Familie dem Unglück verfallen.“ Die schöne Rama begab sich mit allen ihren Frauen an den See und badete da und nach einem Jahre war der Wunsch des Königs erfüllt. Manalapa erfüllte aber auch in der Freude seines Herzens getreulich sein Versprechen, und da ihm sein zweiter Sohn am siebenten Tage des Blumenmonats geboren worden war, begab er sich fünfzig Jahre hindurch an diesem Tage mit seinem ganzen Hofe an den See und warf feierlich Goldstaub, Diamanten, Smaragden, Gegenstände aller Art von Gold und Silber in die Tiefe. Das ist der poetische Theil der Sage, auf welchen 1820 die Gerüchte in London sich gründeten. Man fügte aber auch hinzu, die spanischen Behörden hätten den im See versunkenen Schatz auf die ungeheure Summe von einer Milliarde und hundertundzwanzig Millionen angegeben und schon oftmals bedeutende Massen von Gold und Edelsteinen aus der Flut herausgeholt. Es bildete sich demnach in London eine Ge-

ellschaft, welche den See Guatavita austrocknen und die Schätze aus ihm hervorholen wollte. Auch begannen ihre Arbeiten bald mit aller Kraft und man fand ein wenig Gold und einige Edelsteine, welche als Beweise galten, daß die Sache nicht unbegründet sei. Leider überstiegen die Ausgaben, welche die Gesellschaft machen mußte, weit den Ertrag und nach drei Jahren stellte die Gesellschaft bankrott ihre Arbeiten ein. So standen die Sachen, als 1825 ein Kaufmann von London, Robert Dickson, in Bogota erschien, um einige Handelsangelegenheiten daselbst selbst zu ordnen. Dies war geschehen, und er wollte nächstens nach Europa zurückkehren, als er eines Tages am Ufer des Goldsees spazieren ging und eine junge Palme erblickte, deren Wipfel in das Wasser hineinhing. Er trat, ohne sich etwas dabei zu denken, hinzu und versuchte die Palme emporzuziehen. Sie leistete unerwartet großen Widerstand, Dickson zog stärker, er brachte das Bäumchen endlich heraus und bemerkte an demselben unter Schlamm &c. eine ganz gut erhaltene kleine goldene Statue. Erfreut eilte er damit in die Stadt zurück und zeigte seinen Fund den Agenten jener englischen Compagnie. Diese benutzten die gute Meinung Dicksons und suchten ihm zu beweisen, der erste Austrocknungsversuch sei nur mißlungen, weil man nicht Geld genug gehabt habe. Dickson glaubte ihnen, kehrte nach England zurück und wagte sein und seiner Familie ganzes Vermögen bei dieser Speculation; aber schon nach zwei Jahren mußten die Arbeiten von Neuem eingestellt werden. Zum Ueberflus verwickelte er sich in zahlreiche Prozesse mit den Gläubigern der ersten Compagnie und nach dreijährigem Prozeßiren war er — ein Bettler. Zu diesem Unglücke kamen schreckliche Unfälle in seiner Familie. Sein Schwiegersohn, der ebenfalls Alles verloren hatte, nahm sich aus Verzweiflung das Leben. Seine Frau und Tochter wurden wahnsinnig und starben bald darauf. Er selbst verfiel, nachdem er lange gegen die Noth gekämpft hatte, 1831 in Wahnsinn und starb zu Ende des vorigen Jahres in dem großen Irrenhause Bedlam bei London. In seinem Irren sprach er nie von dem Verluste seines Vermögens, unaufhörlich aber beweinte er seine Frau und seine Tochter, die er zärtlich geliebt hatte.

(Ein russischer Sonderling) ist vor wenigen Tagen in Paris gestorben, der Fürst von Tuffakin, der, mit kurzer Unterbrechung, sein ganzes Leben in der Hauptstadt Frankreichs zugebracht und, um mit Rußland in gar keiner Verbindung mehr zu stehen, seine Güter an den Fürsten von Dolgorucki für eine — sehr bedeutende — Leibrente abgetreten hatte. In Paris führte er das angenehmste Leben und hatte keine Sorge als die Angst vor dem Altwerden. Nichts war ihm so zuwider als das Alter und er bemühte sich deshalb auch, die Zahl seiner Jahre zu verhüllen und so jung als möglich zu erscheinen. Er erschien deshalb auch immer jugendlich, in hellen Farben gekleidet, mit braunen Locken (falschen Haares natürlich), und sprach und benahm sich wie ein jugendlicher Wildfang. Um eine Vorstellung von der Comödie zu geben, die er

mit sich selbst spielte, erwähnen wir, daß Tuffakin, der 72 Jahre alt war, bis zu seinem letzten Tage einen Tanz- und einen Fechtmeister hielt, die drei Mal wöchentlich zu ihm kommen mußten, die er aber jedes Mal durch irgend einen Vorwand — wieder fortschickte. Auch in anderer Hinsicht spielte er den jungen Mann. Don Juan war ein stumperhafter Anfänger gegen den Fürsten Tuffakin, und als Lockmittel benutzte er — sein Testament. Trotz seinem ungeheueren Aufwande konnte er nämlich seine Leibrente nicht ganz ausgeben, so daß ihm jährlich ein ansehnliche Summe übrig blieb. Aus diesen Ueberresten hatte er sich allmählig ein zweites bedeutendes Vermögen gebildet und über dieses konnte er frei verfügen. Sobald ihm nun eine Schöne gefiel, ehte er sie in aller Form zur Universalerbin ein und diesem Reize widerstand keine. Nach vierzehn Tagen freilich war er seiner Eroberung regelmäßig überdrüssig, das Verhältniß wurde aufgelöst und Tuffakin machte ein neues Testament. So hat er über vierhundert Mal sein Vermögen testamentlich vermacht. Im letzten Testamente aber alle Diejenigen, welche er einmal zu Universalerben eingesetzt hatte und die noch am Leben waren — über dreihundert an der Zahl, — bedacht; der einen Dame hinterließ er einen gewöhnlichen Ring, ein Medaillon, eine Nabel, einer andern einen werthvollen Diamanten, einer andern Staatsschuldscheine, noch einer andern ein wohlgefülltes Portefeuille, oder Eisenbahnactien *re.* Manche erhielt aber auch, da er Alles, was er besaß, in dieser Weise vertheilte, ganz werthlose Dinge; er hat z. B. einer Dame seine Pantoffeln, einer andern seine Nachtmühe *re.* vermacht.

(Galanterie eines Ehemannes.) Herr von B. ist ein junger reicher lebenslustiger Mann und hat eine hübsche ebenfalls lebenslustige Frau, aber es herrscht in ihrem Hause, wie in vielen andern, keineswegs Friede und Eintracht. Beide bekümmern sich wenig um einander und haben sich oftmals gestanden, daß sie einen großen Irrthum begangen, als sie einander heiratheten; doch bemühen sie sich, ihr Leben wenigstens so selten als möglich durch Stürme stören zu lassen. Sie sind deshalb auch mit einander übereingekommen, in Gesellschaft gute Miene zum bösen Spiel zu machen und ein glückliches Ehepaar zu spielen. Kürzlich begaben sich Beide zu einem Maskenballe bei einem reichen Bankier, Herr von B. als venetianischer Nobite aus dem achtzehnten Jahrhunderte, Frau von B. als Dame vom Hofe Ludwigs XV. Die schöne Frau war von einer Schaar von Schmeichlern umringt, die ihr allerlei Complimente über ihren Anzug sagten. Auch ihr Mann trat einmal hinzu und Frau von B. fand es pikant, ihn zu nöthigen, ihr im Beisein von etwa einem Duzend Berehrern ein Compliment zu sagen.

„Lieber Mann,“ begann sie deshalb, „Jedermann findet, dieser Anzug stehe mir vortrefflich. . . Wie schade, daß man sich nicht alle Tage so kleiden kann! Ich war dazu geschaffen,

den Puder und die Tracht der Zeit Ludwigs XV. zu tragen. Meinst Du nicht auch?“

„Allerdings,“ antwortete der Mann galant; „ich bin vollkommen der Meinung aller Uebrigen und auch der Deinigen. . . Der Anzug steht Dir vortrefflich, und ich kann nicht umhin, laut zu erklären, wie sehr es zu bedauern ist, daß Du nicht hundert Jahre früher lebtest.“

(Sängeranmaßung.) So lange es ausgezeichnete Sänger gegeben hat, haben sie sich auch durch ihre Anmaßung und ihren Troß bemerklich gemacht; Einer der berühmtesten erhielt aber einmal die verdiente Bückigung, Caffarelli nämlich. Er befand sich in Rom und der Cardinal Albani lud ihn ein, in einem Concert zu singen, zu dem die höchste Gesellschaft geladen war. Wer sich nicht einfand, war Caffarelli. Der Cardinal schickte zu ihm und der Bote fand den Sänger im Schlafrock und Pantoffeln. — „Ach,“ antwortete er, „das habe ich vergessen. . . Nun, ein ander Mal. . . Ich bin nicht aufgelegt und würde ein Paar Stunden zu meiner Toilette brauchen. Also. . . ein ander Mal.“ Diese Antwort empörte den sehr ungeduldrigen Cardinal, der nicht mit sich spaßen ließ. Sofort setzten sich vier Polizeidiener und ein Haushofmeister in einen Wagen, um Caffarelli um jeden Preis in den Palast des Cardinals zu holen. Der Sänger sträubte sich ein wenig, doch fand er es pikant, im Schlafrock zu dem Cardinal zu gehen, und er fuhr also mit ab. In seinem Hausanzuge schritt er durch den Salon und entschuldigte sich dabei so artig als möglich. Die Anwesenden waren in das Geheimniß eingeweiht, und Niemand machte eine unfreundliche Miene. Caffarelli wunderte sich darüber, sang aber seine Arie und sang sie sehr gut.

Man applaudirte, worauf die vier Polizeidiener wieder vortraten und den Sänger in das Vorzimmer führten. Hier überreichte ihm der Haushofmeister eine mit Bechinen gefüllte kostbare Tabatière und sagte: „Se. Eminenz sendet Ihnen das, um Ihr Talent zu belohnen.“

„Und dies,“ setzte einer der Polizeidiener hinzu, „läßt Ihnen Se. Eminenz zur Strafe für Ihre Unhöflichkeit geben.“

Bei diesen Worten zog jeder der vier Polizeidiener ein spanisches Rohr hervor und zählte dem Sänger drei tüchtige Hiebe damit auf. Während Caffarelli vor Schmerz laut aufschrie, applaudirte die vornehme Gesellschaft im Salon und rief: „Bravo, Caffarelli! Bravo!“

### Generalcorrespondenz.

In diesen Tagen befand sich der berühmte Reisende Sir Robert Schomburgk in Leipzig, wo er seine Laufbahn als Handlungslehrling und Commis begann. Die naturforschende Gesellschaft gab ihm ein Festessen. Er besucht seinen hochbetagten Vater, der Pfarrer in der Nähe ist. Schomburgk wurde we-

gen seiner Verdienste um die Grenzregulirung im brittischen Guiana und um die Naturwissenschaften von der Königin von England zum Baronet erhoben und diese Ehre ist, so viel wir wissen, noch keinem Nichtengländer, außer dem großen Astronomen Herschel, zu Theil geworden. —

Professor Biedermann hat im „Herold“ einen Aufruf an die gesammten deutschen Schriftsteller erlassen und sie aufgefodert, gleich den Naturforschern, Philologen &c. regelmäßige jährliche Zusammenkünfte zu veranstalten. Zur weitern Besprechung des Planes schlägt er eine vorbereitende Versammlung in Leipzig in der letzten Woche des Aprils d. J. vor. —

Den ersten Preis von 100 Louisd'or, welchen der Rath von Hamburg für den besten Plan zum Wiederaufbau einer Kirche ausgesetzt hatte, soll der berühmte Professor Semper (der Erbauer der Synagoge, des Theaters &c. in Dresden) erhalten haben. —

Eine der größten Schuhfabriken von Paris, die immer 1000 bis 1200 Arbeiter beschäftigt, hat den Auftrag erhalten, eine Million Paar Schuhe und Pantoffeln zu liefern, die nach China verschickt werden sollen. —

In Paris greift eine neue Mode sehr stark um sich, deren Verpflanzung nach Deutschland wir nicht wünschen, die Mode des sehr hohen Spiels nämlich. In allen Gesellschaften spielt man und zwar — Landsknecht. Carté, Bouillote, Whist, alle Spiele überhaupt werden über jenem alten wiederum neu gewordenen Spiele vernachlässigt. Das Schlimmste dabei ist, daß die Eifrigsten beim Spiele die Frauen sind. Landsknecht eignet sich für diese allgemeine Spielwuth deshalb besonders, weil sehr Viele auf einmal daran Theil nehmen können. Auch spielt man nicht mehr wie „die alten Herren“ ohne Rücksicht auf Verlust oder Gewinn, sondern ausschließlich um zu gewinnen. Der Einfluß des Börsenspiels macht sich auch hier bemerklich, denn jeder Landsknecht-Salon wird eine kleine Börse. —

Auch wir haben von dem Plane gesprochen, mit dem man in Berlin umging, dort ein Palais Royal zu bauen; jetzt hört man, die Unternehmer hätten die Genehmigung der Behörde nicht erlangt, weil diese meint, es sei in Berlin „das Bedürfnis eines solchen Gebäudes“ nicht vorhanden. —

Während man von allen Seiten über die herrschende Noth der Armen klagt, die, wie in Ostpreußen, sogar bis zur Hungersnoth steigt, erhebt sich aus Frankfurt a. M. eine Stimme, die jämmerlich über eine höchst drückende Noth der Reichen spricht und dieselbe nicht herzbrechend genug schildern kann. „Man kann sich hier keines solchen Beispiels von — Selbstüberfluß erinnern, wie er jetzt herrscht; der Disconto ist so gesunken &c. &c.“ — Die unglücklichen Frankfurter! —

In einer kleinen französischen Dorfkirche, in dem Beichtstuhl, ist kürzlich ein bisher völlig unbekanntes Gemälde von

Mubens, „die Geburt Christi“ darstellend, von einem reisenden Kunstkenner gefunden worden. —

Ein Arzt, der wahrscheinlich keine Kranken zu behandeln hatte, hat sich das Vergnügen gemacht, auszurechnen, wie viel wohl Menschen — mit und ohne Beihilfe von Ärzten — seit der Erschaffung der Welt gestorben sein möchten, und er hat die Summe von 26,628,843,285,075,840 herausgebracht. —

Der eigenthümlichste Marktplatz in der Welt befindet sich in London, denn die Tunnelcompagnie, die schlechte Geschäfte macht, will diesen Bau wieder modisch und einträglich machen und deshalb zu gewisser Zeit Markt in demselben halten lassen. Der Tunnel wird dabei nicht bloß wie gewöhnlich durch Gas, sondern überdies durch bunte Lampen erleuchtet. Abends an jedem dieser Markttage wird unter einer der Hallen, die in einen Saal umgewandelt und mit Blumen, Fähnchen &c. geschmückt ist, Tanz gehalten. Der erste Markt dieser Art wurde in vorziger Woche drei Tage hintereinander gehalten. —

Die bekannte Tänzerin Lola Montez, die sich in Deutschland weniger durch ihren Tanz, als durch kräftige Handhabung der Reitpeitsche gegen die Gensd'armen auszeichnete, dann den Virtuosen List nach Spanien begleitete, ist jetzt wieder in Paris, und die Ursache zu einem Duell geworden, in welchem ihr Vertheidiger und Liebhaber, der Redacteur der „Presse“, erschossen wurde. Sie erbt übrigens von dem Gefallenen ein ansehnliches Vermögen. —

Welchen Eifer und welche Kosten namentlich die englischen Zeitungen aufbieten, alle wichtigen Neuigkeiten ihren Lesern immer so schnell als möglich mitzutheilen, hat neuerlich wieder der Sun gezeigt. Peel hielt eine wichtige Rede im Unterhause; er sprach drei und eine Viertelstunde und fünfunddreißig Minuten nachdem er zu sprechen aufgehört hatte, erschien die ganze Rede in zehn Spalten in dem Sun und wurde durch eigene Eisenbahnzüge im ganzen Lande verbreitet. Die Zeitung hatte, um dies möglich zu machen, im Unterhause neun Stenographen, die einander von fünf zu fünf Minuten ablöseten, in der Zwischenzeit ihre Notizen ins Reine schrieben und sie sofort in die Druckerei sandten. —

Vom 1. Mai an werden auch in München, wie in Wien und Berlin, Lantien bei der Bühne eingeführt, doch mit dem Unterschiede, daß sie nur den Originalwerken im Gebiete des recitirenden Schauspiels (nicht Oper) zu Statten kommen, wenn die Dichter nicht das jetzt gebräuchliche Honorar vorziehen. — Und Dresden, Stuttgart &c.? —

Die zwei neuesten deutschen Opern haben bei der ersten Aufführung mehr oder weniger mißfallen, oder sind gefallen, in Wien „Liebeszauber“, Text von Prächter, Musik von Hoson; in Frankfurt a. M. „Die Tochter der Wüste“, Text von Rod. Benedix, Musik von Aloys Schmitt. —



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 15.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Das Haus im Schnee.

Erzählung von **G. Herlossohn.**

(Fortsetzung.)

— „Warum sollt' ich Euch ängstigen, Mutter!“ sagte Marianne. „In meiner Brust lebt die feste Zuversicht, daß wir gerettet werden und daß sich noch Alles zum Guten wenden wird. Als wir das Lied sangen, da kam es wie vom Himmel so warm und labend in mein Herz und vor mir mitten in der Finsterniß glaubte ich ein blaues, mildes Auge zu sehen, das schien mir sagen zu wollen: „Verzage nicht!““

„Hu! mir wird recht kalt —“ klagte die Mutter, „die Füße erstarren mir. Entweder also verhungern oder erfrieren.“

— „Nein, Mutter — unter'm Schnee erstarret nichts; die kleinsten Keime leben und wachsen fröhlich: er ist ihr warmes Winterkleid. — Ich will mich zu Euch setzen, Mutter! legt den Kopf in meinen Schooß — und hier die Schürze wickle ich Euch um die Füße. Kommt, lieb' Mütterle! fühlt' mal — meine Hände sind nicht einmal kalt — ich habe ganz warmes Blut. — Versucht zu schlafen; ich will für Euch beten — und wenn Ihr erwacht, will ich mit Euch plaudern. Vielleicht hör' ich sie oben einschlagen, wenn erst Alles still ist.“

„So soll ich denn schlafen? Ach, der Schlaf kommt grade nicht, wenn man sein verlangt.“ — Sie faltete die Hände vor der Brust und legte das Haupt

in den Schooß der Tochter, die sie leicht und doch sorgfältig mit ihren Armen bedeckte.

3.

Es wahrte nicht lange, da war Frena eingeschlafen; Marianne aber wachte. Ihr war bange in der öden Einsamkeit, die nur der Athemzug der Schläferin und leises Knistern im Sparrenwerk des Hauses ausfüllte. Darum dachte sie an Jacob und beschwor seine freundliche Erscheinung in ihre Nähe. Sie war der festen Ueberzeugung, daß er ihr treu geblieben, daß er ihr geschrieben, mehrmals geschrieben; nur wagte sie nicht, der Mutter darin zu widersprechen. Gewiß hatte der boshafte, neidische Schöppe Fineder die Briefe untergeschlagen, vielleicht mit Vorwissen ihrer Mutter. — Aber wenn er wirklich ihr Engel war, bestimmt für's ganze Leben, dann mußte er auch jetzt kommen, in der bittersten Zeit ihrer Noth. Wenn ihn aber das Verhängniß in der Fremde festhielt, wenn er zu spät kam und wenn es beschlossen war, daß sie in dem verschütteten Hause schon nach wenig Tagen ihr Grab finden sollte, dann, dann — dachte sie —: wenn sie in der Arbeit ermüden und uns nicht herauscharren, weil wir zu tief liegen, dann wird der Sommer kommen und den Schnee schmelzen, dann wird er bestimmt wiederkehren und mich als Leiche finden. Er wird mich beweinen, ein Grab graben lassen und eine Blume darauf pflanzen. — Ach, sie hatte der Mutter mehr Trost gegeben, als sie selbst in der Brust trug. Es war

doch schrecklich, hier sterben zu müssen in der Finsterniß, ohne noch einmal die Sonne, ohne noch einen Lichtstrahl gesehen zu haben. Und ihr junges Leben sollte sie so früh hinabsenken unter Staub und Verwesung; es war bisher so arm gewesen an freudigen Genüssen — Jacob war der einzige kurze Lichtblick desselben und nur seine Wiederkehr konnte es füllen mit Glanz und Seligkeit! —

Stunde an Stunde verrann — Marianne hatte leider keinen Maßstab für die Dauer, sie fühlte nur, daß die Zeit entsetzlich langsam dahin schlich. — Die Mutter schlief regungslos; nur manchmal seufzte sie auf im Schlafe und athmete bang, ein Zeichen, daß beängstigende Träume durch ihre Seele zogen. Marianne regte sich kaum, um die Schläferin nicht zu erwecken. Bald aber bemächtigte sich auch der Frost des armen Mädchens und die Erstarrung beschlich allmählig ihre Glieder. Gern hätte sie sich erhoben, um sich durch Bewegung in dem kleinen Raume der Stube zu erwärmen, oder um einen Versuch zu machen, einige wärmere Kleidungsstücke aus der zertrümmerten Kammer hervorzuholen; aber sie wollte den Schlaf der Mutter, die sie trotz ihrer Härte dennoch innig liebte, nicht stören. Nur im Schlummer blieb der alten Frau die schreckliche Wirklichkeit, die, je länger, immer drohender erschien, entrückt, und der Erwachenden konnte sie keinen neuen Trost geben. Sie zermartete sich den kleinen Kopf, um ein Rettungsmittel zu ersinnen — doch umsonst; Hilfe konnte nur von Oben kommen, — wie sollte es ihr möglich sein, die Schneewucht aufwärts zu durchbrechen. Wie sie auch spähte und lauschte — kein Ton, der nahende Hilfe verkündet hätte, drang zu ihr herab. Ach, die Menschen auf der Erde oben hatten ihrer vergessen, oder — sie gaben sie verloren. — So muß es, dachte sie, im Grabe sein, wenn sie Einen scheinodt hinabsenken, wie dies vor Jahren einmal dem Hirten Martin begegnet und wovon die alten Frauen noch jetzt viel Schauerliches erzählten. —

Endlich erbarmte sich der Schlaf des geängstigten Mädchens, sie senkte ihr Haupt auf die Brust und ihre Seele ward auf kurze Zeit den Schauern der Umgebung und der Pein des Gedankens entrückt. — Aber nicht lange währte dies — die Mutter in ihrem Schooße regte sich — es mochte draußen um die siebente oder achte Morgenstunde sein — und erwachte. Den Uebergang von voller Finsterniß zur matten Helle konnten

die Augen der Frauen so nicht ermessen; es blieb für sie dieselbe Nacht.

„Wo bin ich, Marianne?“ rief die Alte und erweckte ihr Kind, als sie sich erhob, „um Gottes Barmherzigkeit, noch immer begraben, noch immer in der graufigen Nacht! Also nicht todt — wie ich geträumt, und nicht erlöst. Hab' ich lange geschlafen, Marianne?“

— „Nicht lange, Mutter,“ betheuerte das Mädchen wahrheitswidrig zwar, aber trostbeflissen — „nach einigen Stunden wird wohl der Tag anbrechen und da werden sie wieder fleißig nach uns suchen.“

„Hast Du nicht gehört, ob sich die Retter nähern?“

— „Einige leise Halle wohl,“ stockte das Mädchen, „das Gebälk knisterte mehrmal — vielleicht von der Last derer, die auf dem Schnee stehen und graben.“

„Ach, uns hilft Niemand,“ meinte die Alte, „wäre es ihr ernstester Wille, sie müßten schon zu uns gedrungen sein — wenigstens ihre Stimmen müßten wir bereits hören. Das wär' ein mächtiger Trost — der gäbe mir neues Leben.“

— „D die Nachbarn verlassen uns gewiß nicht, liebe Mutter!“

„Wer jetzt draußen wäre,“ wehlagte Frena, „im freundlichen Sonnenlicht! O, die Sonne giebt Leben, wenn's auch noch so kalt ist und auf der Erde ist's überall schön. — Du könntest es haben, wenn Du mir gefolgt und den Schöppen genommen hättest.“

„Aber, Mutter,“ entgegnete Marianne, „dann wär't Ihr ja hier allein — denkt Euch das Entsetzliche — und bevor die Nachricht zu mir nach dem Büchel, und bevor ich mit Hilfe hierhergekommen wäre — da hätte Euch die Verzweiflung getödtet!“

„Ach, da hast Du freilich Recht,“ sagte die Mutter — es war zum ersten Male, daß sie eine Aeußerung der Tochter bestätigte — „so ganz allein und verlassen muß es sich noch schrecklicher sterben.“

— „Wir werden nicht sterben, wir werden gerettet werden, liebe Mutter! Und sollte unser Gott das Unabänderliche beschlossen haben, so ruht Ihr doch an der Brust Eures Kindes, ich kann mit Euch beten, kann Euch trösten, kann den letzten Seufzer von Eurem Mund küssen und den letzten Segen über Euch sprechen; — und dann — werde ich Euch folgen in Jesu Christi Namen!“

„Der Tod kommt nur so langsam geschlichen — jede Minute ist Marter, wenn's einmal beschlossen ist — und Du, Marianne, Du bist jung und kräftig, Du wirfst mich ein, zwei Tage überleben und bis da-

hin kann doch Rettung kommen. Aber verlassen wirst Du mich nicht in meiner letzten Stunde, mein gutes Kind!"

„Nein, Mutter, nein!“ schluchzte Marianne und küßte die Hand derselben, das milde Wort, welches sie eben vernommen, wollte ihr fast das Herz sprengen, „ich bleib ja Eure Tochter bis zum letzten Athemzuge.“

„Mich hungert,“ sagte nach einer Weile die Mutter — „und Du hast auch nichts, armes Mädchen.“

— „Nehmt nur den Rest Brod, Mutter — ich brauche wahrhaftig nichts. Ich will trinken; Wasser stärkt auch.“

Sie ging in der Stube auf und nieder und rieb sich die Hände, denn die Erkältung peinigte sie, dann versuchte sie, unter den Balken und Brettern in die Kammer und zu der Truhe zu dringen, worauf einige warme Kleidungsstücke lagen; aber bald mußte sie jeden weitem Versuch aufgeben, ihre Kräfte, und hätten sie sich verzehnfacht, waren nicht im Stande, die Balken und die Schneelast, welche herniedergestürzt war, hinwegzuräumen.

Frena hatte die letzte Brodrinde verzehrt. „Wenn wir nur wüßten, ob es noch Nacht ist, oder schon Tag?“

„Es ist gewiß noch Nacht,“ erwiderte Marianne, obwohl sie vom Gegentheil überzeugt war, „morgen sind wir sicher gerettet. Die Lawine war vielleicht mächtig und da brauchen sie mehr als einen halben Tag, um bis zu uns zu gelangen.“

„Und lange, sehr lange dünkt es mir, seit der Sturz geschah und seit wir in der Finsterniß leben. Geh', meine Tochter, und schlag mit dem Stahl Feuer, daß ich nur auf kurze Zeit etwas Lichtes sehe und die Umgebung wieder erkenne. Ich weiß ja nicht mehr, wo ich bin — die Augen schmerzen mich von dem Hineinstarren in die ewige Finsterniß und es wird mir ganz wirr im Kopfe.“

Marianne that, wie ihr geheißen worden; die Funken flogen vom Steine und erhellten mit kurzen Blitzen das Gemach und die Fenster und außerhalb dieser die dicke Schneewand. Aber nur noch grauenhafter ward der Abstand der Finsterniß, wenn die lichten Strahlen zerstoßen waren. Marianne fühlte sich bald etwas erwärmt durch die kleine Anstrengung. „Wir könnten uns wohl Feuer machen,“ sagte sie, „und hätten so Licht und Wärme zugleich. Wenn ich den Spinnrocken zerbreche und den Schemel und vielleicht einen Stuhl, und dann eine Kachel im Ofen einstoße

— aber — nein! der Schornstein ist gewiß auch vom Schnee verschüttet und wir könnten im Rauch ersticken.“

„Ja, wir könnten ersticken — oder gar verbrennen — das ist ein gräulicher Tod — lieber erstarren oder verhungern, wenn es der Himmel einmal beschloffen hat, daß wir unkommen sollen.“

— „Wir wollen noch einmal beten, Mutter, und noch ein Lied singen — vielleicht erhört uns Gott.“

Sie sangen mit matter, bebender Stimme das Lied — dann lauschten sie lange mit angehaltenem Odem, ob kein Laut herabbringe in ihre entsehrliche Gruft.

Aber es blieb still und regungslos da oben. Zu Mariannens Müdigkeit — sie wagte es nicht, sich dem Schläfe zu überlassen, so lange die Mutter wachte, gesellte sich nunmehr noch die Qual des Hungers. Nach ihrer Berechnung ging der zweite Tag zur Neige, ohne daß sie etwas genossen hatte, und muthig mußte sie sich zeigen der schwachen, verzagenden Frau gegenüber. Der Feuerstein war bald abgenutzt, nur selten noch gab er unter ihren Schlägen einen Funken; als er zuletzt ganz klein geworden, entglitt er ihren Fingern, rollte über den Boden und war trotz mühsamen Stundenlangen Suchens nicht wieder aufzufinden. —

„D, was gäbe ich,“ hub nach längerem Stillschweigen die Alte wieder an, „für ein Stümpchen Licht, um in der Bibel oder in der Postille lesen zu können — um mich auf den Tod vorzubereiten. Der ist nun unvermeidlich, Marianne! — Komm' her, mein Kind — reich' mir die Hand, daß ich etwas Lebendiges fühle. Ich will Dich nicht mehr schelten.“

Das Mädchen, welches sich in den Stuhl gesetzt hatte und eben daran war, ihrer Mattigkeit zu erliegen, ermunterte sich sofort und trat zur Mutter.

„Sieh, mein Kind,“ fuhr diese fort, „alles Irdische ist eitel — das seh' ich jetzt ein. — Wenn Du auch den Schöppen genommen hättest — vor dem Tode erblaßt alle Erdenherrlichkeit, selbst die Sonne am Himmel. Sie ist nur schön, so lang' sie unser Auge sieht. — Ja — Du hast recht, Marianne — jetzt wär' ich allein und schon längst todt vor Angst und Bekümmerniß, und wäre recht elend gestorben, einsam und verlassen — in Verzweiflung. So hab' ich Dich noch und mit Dir noch einen Funken Hoffnung — und Hoffnung ist gut, zumal so dicht vor dem Tode. In Dir, mein Kind, hab' ich den letzten Trost. — Du vergiebst mir, Marianne — ich war oft recht hart ge-

gen Dich — besonders wegen des Schöppen und wegen des Andern —.“

„Ihr war't niemals böse gegen mich, Mutter!“ versetzte Marianne leise weinend, „Ihr war't immer meine gute Mutter und werdet's noch ferner sein. Ich allein war Schuld an Eurer bösen Laune, weil ich eigensinnig Euch nicht gehorchen wollte. — Aber wenn uns Gott errettet aus dieser bitteren Bekümmerniß, da will ich mich auch bessern — ich will Euch in allen Stücken folgen. Ich will den Schöppen heirathen, liebe Mutter, daß Ihr Euch wieder freuen könnt und daß Ihr schönere Tage schauen sollt. Ich gelobe es hier in diesem grenzenlosen Elend, das der Himmel über uns verhängt hat. Ich flehe nur um Euer Leben, liebe Mutter.“

„Gelobe nichts, mein Kind!“ versetzte sanft die Alte, „was wir dort oben verlassen, ist nur Rauch und Schatten. Wenden wir uns zu dem ewigen Heile. Alle Hoffnung auf Erden ist trügerisch und das Wahrscheinlichste ist uns der Tod. Und wenn es der Wille des Herrn wäre, uns noch diesseits zu einem neuen Leben zu erwecken — so kann sich Alles anders fügen, als wir gedacht, wir kurzichtigen Geschöpfe. Gelobe nichts, mein gutes Kind, was uns auf Erden verbindet — Gott nur ist der Herr unserer Beschlüsse.“

— „Aber, Marianne, meine liebe Tochter,“ fuhr sie nach einer Pause fort — „wir gedenken des Bernhards nicht; — ob er wohl schon ein lichter Engel ist, oder ob er weinend und wehklagend die Leute zusammenruft, die uns helfen sollen.“

„Bernhard lebt,“ versetzte Marianne, „wir sehen ihn gewiß wieder. Es ist mir, als erblickten ihn meine Augen oben im Kreise der Menschen, wie er sie weinend ansieht, nur fleißig zu graben, bis sie uns gefunden haben. Bernhard ist eben so klug als gut.“

„Ich will Dir glauben, meine gute Tochter,“ sagte die Alte mit sanftem Ausdruck, „ist es doch gewiß Gott, der Dir all' die Trostworte in den Mund legt, und wenn uns der Hunger nicht tödtet, so will ich hoffen und harren ein, zwei Tage noch. Ich will nicht mehr murren; sei dies Prüfung oder Tod: es kommt vom Herrn, der Alles weise gemacht und der mir jetzt das Herz zerknirscht, daß ich Deine Liebe und Dein frommes Herz erkenne, was ich früher nicht beachtet.“

„Es wird gewiß noch Alles gut und schön werden, liebe Mutter!“

„Setz' Dich wieder zu mir, Marianne und wärme mich; ich will mein Haupt in Deinen Schooß legen, vielleicht kann ich wieder schlafen und vielleicht kommt im Schlafe — wie Gott will — der Todesengel und erlöst mich sanft und schmerzlos, daß ich es nur fühle wie einen Traum. Sprich den Abendsegen über mich, Marianne!“

Marianne betete: „Unser Vater und Erhalter, wie Du alle Güter bescherst, so beschere uns auch den Schlaf und in ihm Dir gefällige Träume, damit wir neugestärkt erwachen und wirken zu Deinem Preise und in Deiner Gnade und für unsere Menschenbrüder in Liebe und für die ewige Seligkeit. Denn Du warest und bist der Herrgott Zebaoth in alle Ewigkeit, Amen.“

„Amen!“ seufzte die Mutter und bald darnach nahm der Schlaf die Kraftlose und Geängstigte in seine Arme.

Auch Marianne versuchte zu schlafen, aber noch kam er nicht, der widerspenstige Schlummer, jetzt, wo sie ihn suchte und seiner so sehr bedurfte. Sie sann und träumte eine geraume Weile, sie belauschte die Athemzüge der Schläferin und starrte zum Tode betrübt in die öde Finsterniß hinein.

Bald aber erhob ihre gebeugte Seele wieder ein freundliches Bild.

— Und hier unten, wo Hunger, Frost, Nacht und Todesangst herrschten, und sich um ihr schwaches Opfer stritten, hier unten waltete noch die Liebe, die Liebe einer reinen Mädchenbrust, der Götterstrahl des Himmels, der die Welt füllt in allen ihren Räumen und keine Dede unbefucht läßt und wär's auch nur auf einen kurzen, seligen Moment!

Es summt ihr vor den Ohren melodisch, es war das Lied, das sie von einer Freundin gelernt, das Lied, das so wunderbarer Weise ganz auf ihre Lage paßte, das von ihren Leiden sprach und ihre Tröstung enthielt. Sie läspelte es unwillkürlich leise mit den Lippen:

Die Liebe ist gekommen  
In mein armes Herz hinein,  
Ich hab' sie ja nicht gerufen —  
Wie kann ich strafbar sein?

Ich möcht' sie wohl verbannen,  
Wenn sie nur von selber ging,  
Doch wohnt sie zu fest im Herzen,  
Sie ist ein gar böses Ding. —

Und daß ich schön ihn finde,  
Das ist nicht meine Schuld,  
Die Mädchen sagen es Alle,  
D'rum habt mit mir Geduld.

Und wird ein schöner kommen,  
So lieb' ich ihn vielleicht, —  
Ich möcht' aus der Brust ihn reißen,  
Das ist aber nicht so leicht. —

Wie ein Hauch erbebt das letzte Wort auf ihren Lippen und sie entschlief. Um die schlummernde Gruppe lagerte sich lautlose, gedankenlose Nacht und Dede. Doch gewiß trat ein Engel Gottes zu den Erbarmenswürdigen und deckte sie mit seinen Flügeln. —

## 4.

Mit einem gellenden Schrei erwachte die Mutter und erweckte auch die Tochter. „Es brennt, Marianne! Alles brennt, ich auch. Barmherziger Gott, ich habe um Wärme gefleht und um Licht und jetzt soll ich in Flammen sterben!“

„Ihr träumt, Mutter,“ tröstete und bat Marianne, „ermuntert Euch — wir sind noch immer hier im Finstern und in der kalten Stube — es war nur ein Traum, besinnt Euch, liebe, gute Mutter.“ Sie nahm den Kopf der Alten in ihre Arme und preßte ihn liebevoll an die Brust.

Die Alte sprach aber nicht im Traume, sondern im Fieberwahn. Hunger, Frost und Verzweiflung hatten ihre Sinne verwirrt und ein wüster Traum ihr Gehirn mächtig erschüttert.

„Nicht doch, nicht doch!“ fuhr sie weinerlich fort, und klammerte sich mit den starren Händen fest an die Tochter, „ich seh' ja Alles, ich weiß ja Alles. Sie haben mir die Hände und den Saum meines Rockes mit Feuer bestrichen — das giebt einen gelben grellen Schein. Und vor mir die Gletscher alle, die hohe Wand, die bis zum Himmel reicht, steht in lichten Flammen — das prasselt und wogt und rauscht und glüht bis zum kohlschwarzen Mond hinauf. Und droben in einer grünen Wolke sitzt Gott der Vater und droht mir mit dem Finger und neben ihm steht mein seliger Andreas, bleich und mit gefalteten Händen und will für mich vorbitten. Und um das Feuer unten tanzen die Teufel herum und schüren die Flamme und wälzen Gletschereis hinein, daß es nur noch heller brennt und schrecklich aufzischt. Mir rufen sie zu, ich sollt nur kommen, ich wär' die Feuerbraut; sie langen mit krummen Sabeln nach mir. Hu, das ist ja entsetzlich, versteck' mich, versteck' mich, mein Kind!“

„Aber, Mutter, Mutter!“ weinte Marianne, „das kann ja Alles nicht sein — ich sehe doch nichts davon — es ist Alles finster umher und kalt und schaurig.“

Schüttelt den bösen Traum von Euch — faßt Euch, Mutter — ich hab' Euch ja in meinen Armen, ich — Eure Tochter.“

„Das ist Alles Eins,“ versetzte die Alte dumpf und zitternd, „Gott Vater droht mir schon wieder und will den Andreas nicht anhören, weil ich so oft, wenn's schlecht ging, gegen seine Rathschlüsse gemurrt, weil ich mich hochmüthig gegen seine Schickungen aufgelehnt, und weil ich Euch, meine armen Kinder, in böser Laune das Mißgeschick entgelten ließ, das mich betraf, und wie der Bernhard einmal klagte, daß er friere, da sagte ich, er solle in die Hölle gehen, dort wär's heiß. Das ist jetzt Gottes Strafgericht — ich muß dafür elendiglich verbrennen. — Verbirg mich, meine Tochter, verbirg mich, daß mich die Teufel nicht sehen; sie freuen sich auf ihre Beute und tanzen lästerlich um den Feuerheerd und singen ein markzersehndes Lied. Hörst Du, hörst Du — wie sie mich rufen, wie sie höhnisch lachen? Und siehst Du, wie die Flamme immer höher reicht bis zu den Sternen hinauf, die verglühn in weißer Asche wie Kohlen, nur Gott in seiner Wolke kann das Feuer nichts anhaben. Aber alles, alles ist blutroth gefärbt — das frist weiter — die ganze Erde wird brennen, das ist das Weltende, der Herr läßt die Erde in Feuer aufgehen — es ist Gottesgericht — der jüngste Tag! — Wo sind die Andern aber — ich bin ganz allein; bin ich allein nur eine Sünderin? Daß sich der Herr erbarm' — bete, Andreas, bete, laß nicht ab, den Herrn anzurufen. Jetzt kommen grüne Lindwürmer und umkreisen das Feuer, und Löwen und Tiger und schwarze Katzen — in der Luft fliegen rothe Drachen, die sind durchsichtig — man kann ihre Eingeweide zählen — statt des Herzens haben sie eine große Spinne im Leibe und aus den Rachen gießen sie Del in die brennenden Gletscher. Gott der Herr schwingt eine Geißel und treibt die wilde Jagd durch die Luft. — Sieh — und die Teufel, die blasen jetzt auf Menschenknochen, als wären's Alpenhörner — und der Eine, der lustigste, tanzt mit einem Gerippe durch die Flammen — das ist Auferstehung des Fleisches — und jetzt schlägt er's mit dem Schürbaum, daß es auf den dürrn Knochen schallt. — Da — da, Marianne, kommt ein großer Wallfisch durch die Luft mit Flügeln — die schüttelt er, es sind große Fledermausflügel, der öffnet den Rachen und gießt einen Strom hinab in die Glut, um sie zu löschen. Aber es ist nicht Wasser — es ist pures Del, es nährt die Flamme, die schlägt nur höher

empor — aber Gott dem Herrn kann sie nichts anhaben — auch dem Andreas nicht. — Oh! die Teufel rufen wieder nach mir — sie haben das Brautbett geschürt — Marianne, Marianne!“

Sie kreischte laut in namenloser Angst und umklammerte ihr Kind, als wollte Sie dasselbe erdrücken.

„Heiliger, barmherziger Gott,“ betete Marianne mit zerknirschter Seele — „sende uns den Tod — erlöse uns von Allem —.“ Die Sinne drohten ihr zu schwinden. —

(Beschluß folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Ueber die Pflege der Fingernägel.) Die Nägel sind die Schilde und Stützen der Finger, denn sie schützen dieselben und geben ihnen Kraft und Gewandtheit. Ihre Wurzel ist weiß und bildet eine Art Halbmond, der indess bei manchen Personen mehr als bei andern sichtbar ist. Während des Lebens wachsen die Nägel fortwährend, ein Irrthum ist aber der gewöhnliche Glaube, daß sie auch nach dem Tode noch wachsen; das Fleisch an ihnen zieht sich vielmehr zurück und deshalb sehen sie länger aus.

Die Mode hat sich bei den verschiedenen Völkern ansehnlich um die Form und Farbe der Nägel gekümmert. Die Neger von Guinea lassen sie lang wachsen, theils zur Pierde, theils als wären sie bestimmt, den Goldstaub zu sammeln. Die Römer ließen sie sich durch Kunstfahrene Hände abschneiden. Die Chinesen und namentlich die Chinesinnen tragen sie unmäßig lang und spitz zulaufend. Die Frauen im Orient färben sie mit Hennah, und zwar röthlich. Nach einer Andeutung Molières scheinen die Elegants in dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. die Mode befolgt zu haben, den Nagel an dem Ohrfinger lang wachsen zu lassen. In unsern Tagen gilt es für modisch, sie länglich, leicht rundlich und in ovaler Form zu tragen; die eleganten Modedamen lassen sich die Nägel nur von besondern Nägelabschneidern puzen.

Um die „Toilette der Nägel zu machen“, bedient man sich bekanntlich eines kleinen Werkzeugs, welches die Nagelzeile heißt. Mit dem rundlichen Ende, das man auf den Nagel bringt, schiebt man die Haut zurück, welche die Nagelwurzel bedeckt. Ist diese Haut abgestorben, so schneidet man sie mit einer Scheere ab. Mit dem spitzigen Ende der Zeile, das man zwischen das Ende des Nagels und die Fingerspitze bringt, nimmt man den Staub hinweg, der sich hineingefest hat. Die beiden Seiten der Zeile sind höhl und bilden zwei Zahnreihen. Man faßt die Zeile mit der einen Hand und bringt den Nagel, den man kürzen will, zwischen diese Zähne, worauf man rund

herum darüber fährt und dabei dem Nagelende eine ovale Form giebt, ähnlich der, welche er an der Wurzel hat. Der Ober- und der Unterteil dieses kleinen Werkzeugs ist eine Feile, deren man sich bedient, um die Haut wegzunehmen, welche an den Fingerspitzen herum, namentlich am Zeigefinger und Daumen, sich verhärtet.

Sobald sich ein Theil dieser Haut abgelöst, ein Neidnagel sich gebildet hat, schneidet man ihn mit der Scheere ab und wäscht die Stelle mit etwas durch Wasser verdünnten Brantwein. Ist die wunde Stelle zu groß, so legt man ein Stückchen englischen Pflasters darauf.

Sind die Nägel zu schwach, oder durch irgend einen Unfall verletzt, so wendet man das nachstehende Mittel an: eine Unze Del von bitterm Mandeln, eine Drachme Weinsteinöl und etwas Citronenessenz. Hat man alles dies zusammengemischt, so bestreicht man die Fingerwurzel damit.

Ist in Folge einer Verwundung der Nagel mit Blut unterlaufen, so reibt man Salz und Wegerich untereinander und macht davon einen Umschlag, den man auf den Nagel legt. Auch das destillirte Scabiosenwasser soll die Eigenschaft besitzen, das ausgetretene Blut unter dem Nagel zu entfernen.

Hat man die Hände mit Mandelsteig gewaschen, so reibt man die Nägel mit einer halben Citrone.

Wer schlechte Nägel und schlechte Finger, namentlich breite, nicht rundliche hat, kann, namentlich in der Jugend, diesem Uebelstande abhelfen. Man läßt sich nämlich von dünnem Blech eine Art Fingerhut von der Länge des ersten Fingergliedes machen, der an den beiden Seiten offen ist und unten ein Loch hat, durch das man ein Band ziehen kann. In der Nacht nun steckt man die Finger in diese Hütchen, die man durch die Bänder am Handgelenke festbindet. Setzt man dieses Verhalten eine Zeit lang fort, so kann man hoffen, dünne Finger und hübsche Nägel zu bekommen, was bekanntlich eine Schönheit und ein Zeichen von Bornehmheit ist.

(Aufklärung.) Bekanntlich wurde kürzlich in Colmar vor den Assisen ein merkwürdiger Fall verhandelt, der sogenannte Prozeß Blatry. Man hatte einen verstümmelten Leichnam in einem Kasten gefunden, ohne daß sich der Mörder ermitteln ließ. Nun schreibt ein französisches Blatt (Echo de la Presse, vom 20. März d. J.), es habe sich eine höchst unerwartete Aufklärung gefunden. Wir theilen diese sogenannte Aufklärung mit, ohne sie für mehr als eine Mystification zu halten:

„Herr D. in Straßburg,“ heißt es, „empfangen einen Brief aus Heidelberg, der sogleich dem Gerichte mitgetheilt wurde. Dieser Brief heilt mit einem Male das Dunkel auf, welches den Prozeß Blatry bis jetzt umhüllte. Einige Studenten, unter ihnen auch der Sohn des Briefempfängers, hätten nämlich folgendes ausgesagt. Nach einem lustigen Gelage waren

einige auf den seltsamen Einfall gekommen, die französische Justiz zu mystifiziren, hätten im anatomischen Theater einen weiblichen Leichnam zerstückelt und denselben auf der Eisenbahn, wohlverpackt, fortgeschickt, um die französische Behörde in Thätigkeit zu bringen und zu sehen, was wohl die Folge davon sein würde. Nachdem man nun in Frankreich lange nach dem Urheber eines gar nicht existirenden Verbrechens gesucht und die jungen Leute sich ins Häufchen gelacht, hätte, als beinahe ein Unschuldbiger als Mörder verurtheilt worden wäre, der Sohn des Briefempfängers Gewissensbisse empfunden und seinem Vater Anzeige davon gemacht.“

(Neues für Gartenfreunde.) Nepaul ist jetzt derjenige Theil in Asien, dem sich die reisenden Botaniker vorzugsweise zuwenden, und zwar aus dem Grunde, weil das Clima dort von der Art ist, daß die schönen Bierpflanzen jenes Landes in Europa sich leicht ziehen lassen. Neuerdings hat man zwei wunderschöne Sträucher aus Nepaul nach England gebracht, von wo sie nun nächstens über ganz Europa werden verbreitet werden. Beide gehören der Art *Luculia* an. Die Blüten derselben haben einen außerordentlich angenehmen Geruch, eine zierliche Form, sind in dem Augenblicke, wenn sie aus der Knospe brechen, ganz weiß und gehen dann durch alle Nuancen des Rosa bis sie vor dem Verwelken hellroth werden.

Ein wahres Wunder der Pflanzenwelt ist dagegen aus Mexiko angekommen und es macht unter den Botanikern und Pflanzenfreunden das größte Aufsehen. Herr Staines, der Botaniker, welcher für den botanischen Garten zu Kew in England reist, suchte hauptsächlich Cactusarten, die sich in Mexiko in großer Menge finden. Nach unerhörten Strapazen und zahllosen Gefahren gelangte er endlich in eine Berggegend, und man denke sich sein Erstaunen, als er sich da von völlig unbekanntem Cactusarten von einer Größe umgeben sah, die Alles übertraf, was die Phantasie sich vorstellen kann. Zwischen den Felsenblöcken lagen *Melocacten* und *Echinocacten* von der Größe der Felsenblöcke selbst. Die *Echinocacten*, oder *Stachelcactus*, die man in Europa recht wohl kennt, sind runde Massen von der Größe einer Melone; Staines fand hier aber dergleichen Cactus, die 3 Klaftern hoch waren und 7 bis 8 Klaftern im Umfange hatten. . . Einer dieser Cactusriesen sollte lebend nach England geschickt werden, aber das war keine leichte Aufgabe. Um eine Vorstellung davon zu geben, brauchen wir nur zu erwähnen, daß zwanzig Mann einen solchen Cactus kaum bewegen konnten, und daß er, als man ihn mit den Wurzeln ausgerissen und in einen besonders dazu erbauten Kasten gesetzt hatte, dreihundert Stunden weit durch ein unwegbares Land nach Vera Cruz geschafft werden mußte, von wo er nach England eingeschifft werden sollte. Ein mit sechs Paar Ochsen bespannter Karren konnte nur einen einzigen Kasten ziehen.

Die beiden schönsten dieser Wundercactus gingen leider unterwegs ein und nur einen, der wohlbehalten in Vera Cruz an-

kam, hat man jetzt in Kew in England erhalten. Dieser Cactus ist aber noch immer ein wahres Ungethüm, denn er wiegt nicht weniger als 700 Pfund. Er hat 44 Stachelrippen; seine Höhe beträgt etwas über eine Klafter, nämlich vierthalbe Elle, und im Umfang mißt er neun Ellen. Die Mexikaner nennen diesen Cactusriesen *Bignaga*. Man hofft, ihn in Kew blühen zu sehen und die ganze botanische Welt in England ist auf die ungeheuern Blüten neugierig, welche ein solches Pflanzenungethüm tragen muß!

### Generalcorrespondenz.

Leipzig hat in Joseph Mejer (er ist wie Voriger Musikdirector am Theater) einen sehr fleißigen und ausgezeichneten Componisten gewonnen, und wir hatten in der letzten Woche Gelegenheit, auch seine Vielseitigkeit zu überblicken. Er hatte ein Concert veranstaltet, das, mit Ausnahme einer Nummer, ganz aus seinen eigenen Compositionen bestand, einer Symphonie, einer Ouverture, einem Sertett und einigen Liedern. Die sämtlichen Compositionen Mezers zeichnen sich durch ansprechende Gefälligkeit, die Lieder namentlich durch Innigkeit und Lieblichkeit aus. Vorzugsweise gefiel der dritte und vierte Satz der Symphonie, wie das Sertett und das Publikum gab seinen Beifall mehrmals laut und warm zu erkennen. — Am 14. März hatte Herr S. Emil Leonhard im hiesigen Gewandhaus eine musikalische Abendunterhaltung veranstaltet, in welcher von einem zahlreichen Publikum seine Compositionen mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Seine Symphonie in *F* moll und ein Psalm (138) für Solo und Chor, edel gehaltene Werke, welche, frei von Streben nach Effect, nur durch den musikalischen Gedanken siegen, erwarben ihm die allgemeinste Anerkennung. —

Italien fehlt vielerlei, aber mit Schauspielern, Sängern und Tänzern ist es sehr reichlich versehen. Es hat jetzt neun- und zwanzig große Schauspielers- und Sängergesellschaften. Noch reicher ist es an Theatern, denn Florenz zählt deren acht, Rom sechs, Mailand acht, Neapel sieben, Turin fünf, Venedig vier. Italienische Operngesellschaften außerhalb Italien giebt es in Wien, Kopenhagen, Berlin, Amsterdam, Bucharest, Paris, London, Corfu, Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau, Madrid, Saragossa, Valencia, Barcelona, Keres, Tolosa, Palma, Lissabon, Smyrna, New York, Bahia, Rio Janeiro, Mexico, Algier, Dran ic. In der abgelaufenen Theaterfaison hat man die meisten neuen Opern in dem lombardisch-venetianischen Königreiche und in den sardinischen Staaten aufgeführt. Mailand ist die einzige Stadt, welche zwei Theater für Ballette besitzt. . . Regelmäßige Tänzergesellschaften findet man außerdem in Bergamo, Brescia, Cremona, Mantua, Venedig, Verona, Triest, Genua, Nizza, Novara, Alessandria, Neapel, Rom, Florenz, Livorno, Piacenza und Modena. — Daß die Italiener sehr ge-

lehrig sind nach dem zu tanzen, wie man ihnen aufspielt, ist eine längst bekannte Sache. —

Das holländische „Handelsblad“ theilt die Schilderung einer Ueberschwemmung in Nordchina mit, neben welcher die Ueberschwemmungen, die wir in den letzten Jahren in Europa zu beklagen gehabt haben und die uns vielleicht gerade jetzt wieder bevorstehen, zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit herabsinken. An dem gelben Meere nahm jene Ueberschwemmung den Character einer zweiten Sündflut an. Ganze Provinzen mit einer Bevölkerung gleich der europäischen Königreiche wurden vollständig unter Wasser gesetzt und als dasselbe sich endlich vertief, ließ es Tausende von Leichen zurück. Ueberall schwammen Bannen und Fässer umher, in denen man Leichen von Kindern fand. Mütter hatten ihre Kinder, als sie die Aussicht auf eigene Rettung aufgeben mußten, diesen schwimmenden Rachen in der Hoffnung anvertraut, daß sie durch dieselben vielleicht doch gerettet würden. Ueber siebzehn Millionen Menschen verloren bei dieser Ueberschwemmung Hab und Gut und verbreiteten sich hungernd über das übrige Land. —

Vor den Rebus ist keine Rettung mehr! Nachdem sie uns in den Journalen lange verfolgt haben, bringen sie nun gar in die Gesellschaften ein. Die geistreichen Leute plaudern in den Salons nicht mehr, sie zeichnen — Rebus; ja man führt Rebus auf, wie sonst Charaden oder lebende Bilder und wir sehen es kommen, daß nächstens ein speculativer Theaterdirector Rebus darstellen läßt. Und diese Rebusmanie zieht sich wie die Cholera durch ganz Europa; am ärgsten wüthet sie in Wien und in Paris. In der letztern Stadt, die nun einmal die Moden angeht, hat man angefangen, Rebus aufzuführen, z. B. folgenden. Ein Herr erscheint mit einem Buche unter dem Arme, auf dem man liest: Iliade. Ein anderer Herr ist als Abbé gekleidet und hat ein Glas mit Tisane in der Hand. Zu diesen beiden gesellt sich ein kleines Mädchen, das als Amor gekleidet ist. Was bedeuten diese drei Personen? — Il y a de la bêtise à nier l'amour. (Iliade — l'abbé tisanier — l'amour.) — Die deutschen Rebus, mit denen man uns peinigen wird, dürften schwerlich geistreicher sein. Am besten hat Dettinger die Manie persiflirt, indem er im Charivari auch einen Rebus mittheilte, der einfach aus einem L bestand. Und was heißt dieses L? Lohnkutscher (L — ohne Kutscher.) —

In Agen lebt bekanntlich ein Friseur und Barbier Jasmin, der, wie Niemand bestreitet, ein berühmter Mann und ein wirklich ausgezeichnete Dichter ist. (Wir haben im vorigen Jahre sein Portrait mitgetheilt.) Der Dichterruhm zieht dem Barbier außerordentlich viele Kunden zu; denn kein Fremder erscheint in Agen, ohne sich von dem großen Dichter den Bart abnehmen zu lassen. Dies thut nun Herr Jasmin nicht anders, als daß er dabei Bruchstücke aus seinen Werken declamirt, welche Niemand versteht, da sie in dem Patois jener

Gegend geschrieben sind. Dabei fließt freilich häufig Blut, denn Jasmin begeistert sich durch seine Poesie so, daß er die Kunden regelmäßig schneidet. Nach dieser blutigen Operation bietet der dichterische Barbier seine Werke zum Verkaufe an und wer sie nicht kauft, muß für die Abnahme des Bartes wenigstens dreisigmal so viel bezahlen als bei einem gewöhnlichen prosaischen Barbier. Auch hat sich Jasmin auf diese Weise ein sehr bedeutendes Vermögen erworben. —

Das Leipziger (Zeitschriften-) Museum hat jetzt die erste Jahresrechnung abgelegt, aus welcher hervorgeht, daß die Anstalt von 419 Jahres-Abonnenten und von 495 Studenten benützt und außerdem einmal von 4488 Fremden besucht wurde. Es enthält im ganzen 292 Zeitschriften, darunter 84 politische, nämlich 69 deutsche, 6 französische, 3 englische, 1 holländische, 1 spanische, 1 griechische, 1 ostindische und 2 amerikanische. Die Gesamteinnahme betrug 4528 Thlr. — Die Anstalt gehört schon jetzt zu den Sehenswürdigkeiten Leipzigs. —

Die Amerikaner sind noch immer gewaltige Lügner; es laufen durch die deutschen Blätter wieder einmal colossale Lügen, die man den Amerikanern zuschreibt; eine wirklich hübsche amerikanische Erfindung oder meinetwegen naturhistorische Entdeckung aber erzählte mir ein Bekannter, der Amerika mehrere Jahre durchwandert hat. Er befand sich mit einem alten amerikanischen Jäger auf der Bärenjagd und da er öfters Spuren von den Tagen und Zähnen der Bären an den Baumstämmen in einer Höhe gesehen hatte, zu welcher die Thiere nur hinaufreichen konnten, wenn sie sich aufrichteten und sich stark ausdehnten, so fragte er seinen erfahrenen Begleiter, ob man diese Kragspuren der Bären an den Bäumen nicht zu erklären wisse. — „Das ist eine Sache, die jeder Bärenjäger kennt,“ antwortete der Alte. „Im Frühjahr, wenn die Liebe auch in die Bärenherzen fährt, ein Bär einer Schönen nachläuft und dicht hinter ihr ist, richtet er sich an den Bäumen auf, dehnt sich, so weit er kann, an denselben hinauf und drückt da seine Zähne und Klauen ein. Kommt nun ein Nebenbuhler hinter ihm drein und er sieht diese Spur an den Bäumen, so stellt er sich geschwind auch hin und versucht, ob er eben so hoch hinauf reichen könne. Gelingt ihm dies, so setzt er seine Verfolgung muthig fort; kann er aber nicht so hoch hinaufreichen, so dreht er sich wehmüthig brummend um und läßt von der Verfolgung der Schönen ab, denn er weiß, daß der Nebenbuhler, der ihm voraus ist, stärker und größer ist als er und daß er also keinen Kampf mit ihm wagen kann.“ —

Ein Mädchen in Paris, das durchaus einen gewissen Ball besuchen wollte, aber die Mittel nicht fand, sich dazu ein neues Kleid zu verschaffen, hatte den schrecklichen Muth, sich das Leben zu nehmen. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 16.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Sagenben, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baugärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Das Haus im Schnee.

Erzählung von C. Herlossohn.

(Beschluß.)

Die Alte aber fuhr fort in ihren wirren Phantasien: „Wenn nur die Teufel nicht wären, die lüsternten Fragen — Gott muß doch mächtiger sein als die Teufel; auf dem Wallfisch, der immer noch die Flamme speißt, sitzt ein kleines Männlein mit dreieckigem Hut, das grüßt den lieben Gott, als wär's ein alter Bekannter. Wenn nur der Hochmuth nicht auch zu Falle kommt — 's ist gewiß der Belzebub, der sich einbildet, in seiner Art auch Gott zu sein. Der Herr aber schüttelt das heilige, sorgenschwere Haupt und wie seine schneeweißen Locken sich regen, da donnert es, durch die ganze Welt — hörst Du es? — und die ausgebrannten Sterne flattern wie Flitterchen herunter in den Gletscherbrand. So viele Sterne und alle mit einem Male ausgelöscht. — O wenn's nur etwas dunkler wär', das viele Licht ist entsetzlich, — so können nicht hundert Sonnen auf einmal leuchten. Sieh, Marianne, jetzt seht der Wallfisch eine Posaune an seinen Rachen, die reicht so weit der Himmel ist, und er stößt hinein — Weh! Entsetzlich! das erschüttert die Erde in ihren Grundfesten. — Nun wird das Gottesgericht beginnen. Aber ich sehe die Engel nicht — nur lauter Teufel. Wo sind die Engel Gottes und alle die Heiligen, die er versammelt hat um seinen Thron? — Sie nennen mich noch immer die Feuerbraut — und ich soll kom-

men zu Tanz und Hochzeit, zum feurigen Brautlager. Ach, ich bin nichts, als ein armes, altes Weib, und es giebt noch größere Sünder, denn mich! — Herr, erhöre mich, Herr, erbarme Dich mein. Nur einen Tropfen Labung, nur einen Kühltrank auf die lechzende Zunge und einen Eiswind aus den Bergen. Ich will vergehen — aber Herr, warum lässest Du mich? — Weh! jetzt langt wieder der grinsende Teufel nach mir mit dem langen Angelhaken — und dort glüht der Rost, der Dreifuß: das nennen sie mein Brautbett.“ — Sie hielt erschöpft inne.

„Herr des Erbarmens,“ flehte Marianne, „erhöre den Weheruf der gemarterten Creatur aus der Tiefe und sende uns den Tod, wenn es Dein Wille ist — einen raschen Tod. O, ich will Dich preisen, Herr! für Deine überschwängliche Gnade. — Meine Mutter ist ja wahnwitzig geworden. O, unser Elend ist grenzenlos. — Mutter, Mutter, ermuntert Euch, um Christi willen! Alles, was Ihr seht, was Ihr vernehmt, ist doch nur ein Traumgebild. Erwacht — schüttelt die graufigen Bilder und Gedanken ab — noch sind wir hier in Nacht und Graus, von der Lawine bedeckt und harren der Rettung. Sterbt nicht, Mutter, o der Tod kann nicht so entsetzlich, so schreckensreich kommen.“

„Ich seh' Alles, ich weiß Alles,“ murmelte die Alte in Absätzen und immer matter werdend, „es zischt und knifflert und der feurige Wind heult dazwischen und treibt die Flammen hin und her, wie der Sturm die Bogen im See. O nur Luft — nur

Kälte! Kälte stärkt, Kälte labt. — Bist Du da, Marianne? Wenn die Teufel fragen, so sag', ich wäre fort; jenseits der brennenden Gletschervand — dort mögen sie mich suchen, die Heimtückischen — verbirg mich gut — Du bist ein unschuldiges Kind, Dir können sie nichts anhaben — schlag' das Kreuz! Sie langen schon wieder! — Bete sie fort, bete sie fort, Marianne; vor Dir haben sie Scheu; der Herr hat ihnen keine Gewalt über Dich gegeben. Bete, Marianne, bete, mein — Kind — —."

Sie brach matt zusammen und sank bewusstlos in den Schooß der Tochter. „Mein Gott! sie stirbt," rief Marianne — aber die Mutter athmete schwer und tief; es war als ob sie der Schlaf von Neuem überkäme nach so gewaltiger Aufregung.

Marianne lauschte — da — „barmherziger Gott!" kreischte sie auf und erhob sich und ließ die kraftlose Mutter auf den Boden gleiten und eilte an's Fenster.

War es kein Traum — war der Irrsinn der Mutter nicht auch auf sie übergegangen — sie lauschte mit angehaltenem Odem — sie glaubte von Oben herab dumpfe Schläge, gebrochenen Stimmenhall zu vernehmen. „Barmherziger Gott!" flüsterte sie und faltete die Hände, „wenn es kein Traum, wenn's kein Spiel meines erschütterten Gehirns wäre; wenn es näher — näher dränge — —!"

## 5.

Der Schöppe Fineder hatte sich erst in Stöckach einen Rausch getrunken, dann stielte er mit seinem lahmen Beine, gestützt zwar auf einen tüchtigen Stock, doch unsichern Schrittes, das Grindelthal hinab, auf Bärkis Haus zu. In der Brusttasche hatte er das Patent, welches ihm von Gerichtswegen das Recht zusprach, am folgenden Tage die Wittwe Frena und ihre Angehörigen von Haus und Hof zu verjagen und sich so lange als Besitzer hineinzulegen, bis ihm der darauf haftende Schuldbosten, der den Werth des gerichtlich abgeschätzten Grundstückes erreichte, abbezahlt sein würde.

Fineders Gesicht glühte, die blaue Nase ragte scharf in die kalte Morgenluft, er kniff die kleinen schwarzen Augen pfiffig zusammen. Als er jetzt in die Ebene trat und den gefrorenen Bach überschritt, da, wo eine Gruppe von Weiden steht, schimmerte ihm aus der Ferne das Schneedach von Bärkis Haus entgegen; die Sonne blühte in den kleinen Fenstern und dünner Rauch erhob sich aus dem Schornstein.

Das Herz lachte dem alten Sünder im Leibe, der

durch Wucher und Betrug zu vielem Gelde gekommen und in der ganzen Gegend als Tyrann und Schinder seiner Leute ausgeschrien war.]

Er pochte mit der rechten Hand, während die linke den Stock in der Luft schwang, auf seine Brust und sagte mit der widerlich-heißern, vom Kirschwasser angegriffenen Stimme: „Da hab' ich etwas — das ist so stark, wie Doctor Faust's Höllenzwang — Du dumme Dirne, das wird Dich kirre machen! Ich kann sie, Mutter und Bruder ins Elend stürzen — und sie will mich nicht einmal heirathen, mich, den reichsten Mann weit und breit. — Bin ihr zu alt und nicht hübsch genug — hehe! — Eben weil ich reich bin — will ich mir etwas hübsches auf den Leib schaffen. Eine Häßliche möcht' ich nicht und wenn ich arm wäre! — Und hübsch ist die Marianne — Gottes Blitz, wie gar schön! Selbst in der Stadt giebt's keine so schöne. — Aber zum Kreuz kriechen wird sie und muß sie. Entweder sie sagt ja — oder die Alte muß hinaus sammt der Sippchaft, sie mag heulen und jammern und auf den Knien 'rumrutschen. Das Mitleid und die Großmuth war, so zu sagen, nie meine starke Seite. Zuchhe, wird das eine lustige Hochzeit, wenn die Dirne gescheidt ist; — wenn aber nicht, dann ruh' ich und rast' ich nicht, bis ich auch sie elend gemacht, bis ich sie in Spott und Schande gestürzt habe. Zuchhe!"

Eine warme Luft legte sich in diesem Augenblick an seine Wange, er lachte voll Seelenvergnügen laut auf — da faßte es ihn plötzlich wie eine Art Wirbelwind — er glaubte, das sei der Rausch und die Beine versagten ihm den Dienst. — In demselben Momente aber ergriff und hob ihn ein mächtiger Luftdruck und warf ihn an einen Weidenstamm, an dem er sich festhalten wollte, mit solcher Gewalt, daß ihm beide Beine zerschmetteret wurden. Gleich darnach donnerte die Lawine, doch verschüttete sie ihn nicht, sie reichte nicht bis zu ihm — nur loses Schneegestöber, das in der Luft flimmerte, wie bleicher Dunst, bedeckte ihn leicht.

Der Schöppe schrie laut um Hilfe und wand sich im gräßlichsten Schmerz, wie ein Kreisel, auf dem Boden; er hatte beide Schienbeine gebrochen. Erst eine Stunde später sprangen ihm Leute, die des Weges kamen, bei. Sie brachten einen Schlitten, luden ihn darauf und schleiften ihn nach Hause auf seinen Hof. Der schleunigst aus der Stadt herbeigerufene Arzt erklärte, daß beide Beine abgenommen werden mußten. —

Der kleine braunlockige Bernhard hatte in der Stadt seine Einkäufe besorgt und ging zuletzt — er

sparte sich, wie Kinder pflegen, das unangenehmste Geschäft zum Schlusse auf, — zum reichen Bärti, um ihm den Brief seiner Schwester einzuhändigen. Dies that er denn auch mit Zittern und Zagen, denn er war schon daran gewöhnt, von dem dicken vornehmen Herrn derb angefahren und hinterher mit Scheltworten entlassen zu werden.

Dies war auch heute der Fall. „Sag' Deiner Schwester,“ schnarrte der Kaufmann, indem er den Kopf aus der Thüre steckte, „sie soll den lahmen Schöp-pen heirathen, dann wird ihr geholfen werden. Wenn man nackt und bloß ist und nichts zu nagen hat, muß man nicht von Herzensneigungen sprechen. Andere würden Gott danken — und wenn's der Marianne nicht recht ist, so mag sie eine Prinzessin werden: da hat sie das Aussehen!“ — Er brummte noch etwas von zudringlichem Bettelvolk, dann zog er den Kopf zurück und warf die Thüre vor dem Knaben heftig zu.

Mit Thränen in den blauen Augen machte sich Bernhard auf den Heimweg. Die rohe Behandlung, die er eben erfahren, schmerzte ihn nicht, aber es schmerzte ihn, daß er der Schwester eine so traurige Botschaft zu überbringen hatte; denn die Schwester liebte er über Alles, und als sie den Brief fertig geschrieben und noch einmal überlesen hatte, da war sie voller Zuversicht und setzte ihre Hoffnung auf die gewisse Hilfe des Veters.

„Ach, wir sind recht arm,“ seufzte der Knabe, während er vom Thore aus den Fußweg einschlug, der in den tiefen Schnee getreten war, und über Feld und Heide nach dem Grindelbach vorwärts schritt, „und werden auch niemals reich werden. Der liebe Gott hat Arme und Reiche erschaffen; aber es ist doch traurig — wenn man unter die Armen gehört.“

Gesenkten Hauptes eilte er weiter und achtete der Umgegend nicht, denn der Weg war ihm so bekannt, daß er ihn mit verbundenen Augen hätte finden können. — In der Stadt hatte man den Donner der fallenden Lawine gehört, doch meinte man, vom Luftzug getäuscht, es müsse tiefer im Gebirge sein.

Jetzt überschritt Bernhard die Eisdecke des Baches dicht neben der steinernen Brücke, die an das andere Ufer und auf den Pfad führte, der geraden Wegs in die Berge und seitab zu Bärtis Haus ging. Er erhob das Haupt — aber barmherziger Gott! — er sah weder Haus noch Hof, er erkannte die Gegend nicht wieder, er glaubte zu träumen —; vor seinen

Füßen an erhob sich ein mächtiger Schneeberg bis hoch zum Gipfel des Berges und füllte den Thaleinschnitt und die kleine Ebene vor demselben thurmhoch.

Mit einem Male stand das schreckliche Ereigniß in seiner ganzen Wirklichkeit vor seinen Blicken! Er versuchte den Schneeberg hinanzuwaten, in der Richtung, wo sein Waterhaus stand, aber er versank bis an die Knie in den losen Schnee. Da warf er sich am Rande des Baches nieder, sang bitterlich an zu weinen und rief laut nach Schwester und Mutter.

Desselben Weges war dem Knaben ein junger, schlanker, städtisch und vornehm gekleideter Mann gefolgt. Wie er jetzt bei dem weinenden Kinde anlangte, überblickte er staunend und entsetzt die Gegend und seine Wange, die der Frost rosig gefärbt, erbleichte.

„Wer bist Du und warum weinst Du?“ fragte er, zu Bernhard herabgeneigt, mit bebender Stimme.

„Dort, dort,“ versetzte Bernhard und deutete nach dem Schneeberg, „unser Haus und darunter im Schnee begraben die — Mutter und Schwester!“

„Bärtis Haus!“ rief der Fremde — „um Gotteswillen und Du — Du bist der kleine Bernhard, Mariannens Bruder; Du wirst mich nicht mehr kennen, Du warst sechs Jahre alt, als ich in die Fremde ging.“ —

„Ach ich erkenne Euch schon wieder,“ wehlagte der Kleine, „Ihr seid ja der Jacob — die Schwester hat ewig an Euch gedacht und um Euretwillen den lahmen Schöp-pen nicht geheirathet! jetzt könnt' sie sich freuen — aber das hilft uns zu Allem nichts.“

„Komm, mein Sohn,“ versetzte Jacob, „wir müssen Hilfe suchen, wir wollen in die Stadt. Ich will mit vollen Händen Geld austreuen und die Leute anbieten, daß wir sie erretten, wenn —“ setzte er mit zitternder Stimme hinzu, „das Dach nicht zerborsten ist und sie nicht erschlagen hat!“

Er nahm den Knaben an der Hand und flog mit ihm der Stadt zu. Denn hier konnte er am sichersten und schnellsten willfährige Arme in Masse finden, die das Rettungswerk zu beschleunigen vermochten. —

Jacob wäre, auch wenn ihn die Zeitung nicht zur Empfangnahme der Erbschaft von ein Paar Tausend Thalern, die ihm von einem Seitenverwandten zugefallen waren, herbeigerufen hätte, zurückgekehrt. Er war gleich nach seinem Ausfluge in die Welt in Lyon in ein großes Handelshaus getreten. Schon nach zwei Jahren hatte ihn der Chef desselben zum Theilnehmer

an seinem Geschäfte gemacht — und da er selbst unverheirathet war, ihn aufgefordert, eine Frau zu nehmen. Jacob war seiner Marianne treu geblieben, er hatte ihr während der Zeit vier Mal geschrieben, doch hatte, wie das Mädchen richtig vermuthete, der böshafte Schöppe sämtliche Briefe aufgefangen. Nun aber hielt es ihn nicht länger, Liebe und Ungewißheit trieben ihn trotz der rauhen Jahreszeit in die Heimath; er wollte die Erbschaft heben und Marianne, wenn sie ihm treu geblieben, als seine Frau nach Lyon zurückführen. Freudig hoffend kam er; da hatte die Vernichtung ihren Riesenarm über sein Glück ausgestreckt.

## 6.

Klopfenden Herzens, athemlos stand Marianne am Fenster, unbekümmert fast um die leblose Mutter am Boden — sie drückte ihre Augen an die Scheiben und strengte ihre Sehkraft an. Und heller und heller schimmerte es von Oben — lauter wurden die Schläge, vernehmlicher die Stimmen.

Marianne strich mit der kalten Hand über die Stirne, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum, kein Wahngewand, — nur anderer Art als jenes ihrer Mutter, sei — endlich glänzte es wie Dämmerung herein.

„Mutter! Mutter!“ schrie Mariane auf, „erhebt Euch, sterbt nicht, wir werden gerettet, wir sind gerettet — liebe Mutter, ermannet Euch!“

Sie beugte sich zu ihr nieder und erhob ihr Haupt. Die Alte lebte noch, aber sie war regungslos — ihre Lippen brannten. Marianne eilte zum Wasserkrug — es war kein Tropfen mehr darin; sie sprang zum Fenster, zerbrach eine Scheibe, langte eine Hand voll Schnee herein, flößte davon der Mutter in den Mund und rieb ihr die Schläfe damit. Die Alte begann sich zu erholen. Ganz nahe schon schienen die Retter zu sein. „Ich lebe,“ freischte Marianne, „wir leben!“ — und handgroß löste es sich, eine Schaufel zerfließ das morsche Fensterkreuz und heller Tag brach herein.

Das Mädchen brach in die Knie und breitete die Arme aus, athemlos, sprachlos, der Freiheit, dem neuen Leben entgegen.

Und weiter ward der Schacht — blendend leuchtete der Tag, das erste Antlitz, welches sich ihr entgegenbeugte, war das ihres Jacob!

„Jesus Maria!“ freischte das Mädchen, „das ist eine selige Auferstehung,“ und sank ohnmächtig nieder. Jacob sprang durch das Fenster in die Stube, ihm

folgte der kleine Bernhard — mit Trank und Speise drängten sich mehrere ihnen nach.

Jacob hielt das leblose Mädchen in seinen Armen und rief ihr in den innigsten, liebevollsten Worten die Versicherung zu, daß sie lebe, daß sie gerettet sei.

Man hatte inzwischen die Mutter durch Wein gestärkt und zur Besinnung gebracht, man trug sie hinauf in die belebende Sonne. —

Bald darnach stieg an Jacobs Arm Marianne aus ihrer schauerlichen Gruft empor ins neue Dasein. Sie war blaß und abgehärmt, aber immer noch schön wie ein Engel.

Als sie hier den Himmel sah und das Sonnenlicht und die neue Freiheit und die Berge ringsum, da brach sie in die Knie und zog Jacob zu sich herab in den Schnee und betete lautlos — und zu ihren Füßen schmiegte sich, sie umklammernd, der Bruder.

Die alte Frena aber, von der es wich wie ein schwerer grauer Nebel, rief, die Arme emporgestreckt zum Himmel: „Der Herr ist Dir überall nahe und seine Barmherzigkeit hat kein Ende, sein Name sei gepriesen — in Ewigkeit, Amen!“

Von der Stadt her klangen die Abendglocken, die Sonne färbte die Gletscher purpurroth und Jacob hielt sein treues, wiedergefundenes Mädchen in namenloser Seligkeit an seiner Brust. —

## Lebenslauf eines amerikanischen Majors.\*)

Ihr dürft nicht denken, weil mich das Volk hier herum immer Major nennt, ich sei etwa stolz auf den Titel; nein, der rührt bloß von der Miliz her, und die kann, wie Ihr wißt, nicht viel in den Augen eines Mannes gelten, der schon einmal bestallter Capitain im regulären Felddienst gewesen ist. Dggleich ich übrigens (Inkel Sam's\*\*\*) Livrée schon lange Jahre getragen, Pulver bei mehr als einer Gelegenheit gerochen, ja sogar meinen Mann im Duell erschossen habe, so hat mich dennoch die Natur keineswegs zum Offizier bestimmt; ich begann auch gar nicht zur rechten Zeit,

\*) Die nachstehende Erzählung, welche den Character und die Sitten der Amerikaner vortreflich schildert, ist von dem bekannten amerikanischen Schriftsteller G. F. Hoffmann und aus dessen Wild Scenes entlehnt, welche nächstens in einer Uebersetzung von F. Gerstäcker in der Arnoldschen Buchhandlung in Dresden erscheinen werden. D. H.

\*\*) Die Vereinigten Staaten.

und es ist mir immer unerklärlich gewesen, wie ich eine Epaulette auf die Achsel erhalten habe und bei meinen Kameraden zu dem Ruf eines Feuerfressers gekommen bin. Man wird Euch, wenn Ihr nach mir fragt, merkwürdige Geschichten von meiner Tapferkeit erzählen. Das gehört übrigens Alles nicht hierher, und so will ich denn mit meiner Geschichte anfangen, die Ihr, wenn sie Euch langweilt, wo Ihr wollt, unterbrechen könnt.

Ich bin in Albany im alten Yorkstaate in einem kleinen Hause geboren, das vielleicht immer noch am nördlichen Ende unten am Fox Creek steht. Mein Vater war in Connecticut Pferbedoctor, oder, wie er sich höflicher selbst nannte, „Thierarzt“; meine Mutter von Yankee-Eltern im Rensselaer Distrikt geboren, und Wittve eines alten Holländers, als mein Vater sie kennen lernte, sie heirathete und sich auf Wynheer's Grundstück am Creek niederließ.

Als jüngster Sohn kam ich erst in die Welt, als mein Vater seinen Kopf schon ziemlich über Wasser hatte, und ich erhielt daher eine bessere Erziehung, als die Uebrigen. Der alte Mann, der sich besonders gern „Doctor Peabody“ nennen hörte, hegte dabei die stille Hoffnung, der Sohn, der seinen Namen trage, werde einmal als ein wirklicher Med. Dr. in der Welt figuriren, nahm mich daher, als ersten Schritt zu dieser Beförderung, in meinem elften Jahre aus der Schule und schickte mich zu einem Apotheker in die Lehre. Dieser Mann, dem die Ausbildung meines Geistes und meines Talents anvertraut wurde, hatte seinen Laden an der Wasserseite, ziemlich nahe am äußersten Ende der Stadt, und trieb, ungerechnet die Kundschaft der Kielbootleute, der Mohawk- und Schenectady-Wagenführer, der Sacondago-Flößer und eines gelegentlichen Nordriverschiffers, einen ziemlich lebhaften Handel mit gewissen Medicamenten, und er weihete mich in einen Zweig seines Geschäfts ein, der mir auf wunderbar schnelle Art eine Einsicht in das verstattete, was in großen Städten „Leben“ genannt wird. Ihr werdet Euch daher nicht wundern, daß ich für die mineralischen und vegetabilischen Arcana, mit denen ich die Kunden zu versehen hatte, schnell ein kaum minder gefährliches moralisches Gift einsog und, ehe ich funfzehn Jahre zählte, von meinem Prinzipal fortgeschickt wurde, weil er mich für zu alt hielt, um länger der Spielkamerad seiner Tochter Nauti zu sein, auf keine andere Art aber im Stande war, ein Verhältniß ab-

zuberechen, daß schon in fast zu große Vertraulichkeit ausgeartet war.

Wir blieben übrigens gute Freunde und obgleich mein Vater todt war, meine Mutter zum dritten Male geheirathet hatte und meine Brüder sich wenig um einen solchen Thunichtgut bekümmerten, für den sie mich hielten, so wurde ich doch von den Flößern und Schiffern gern gesehen, und einer der letztern nahm mich mit Freuden an Bord seines Küstenfahrzeugs, bis sich etwas Besseres für mich finden würde.

Unsere erste Reise ging von Albany nach einem Hafen im langen Eiland Sund, wohin der Schiffer eine Ladung Schindeln zu befördern hatte. Hier lernte ich einen Connecticut-Medizinkrämer kennen, der gerade mit einem großen Vorrath von Patent-Carminativ, das er auch unserer Mannschaft aufzuschwätzen suchte, nach Georgia wollte. Dieser Mann schien sich von dem Augenblicke an, als ich seine Quacksalberei enthüllte, für mich zu interessiren und sehr geneigt zu sein, einen so scharfsinnigen jungen Mann, wie er mich nannte, bei der Bereitung eines Mittels zu verwenden, das ich aus dem Grunde kannte. Ich wies aber sein Anerbieten zurück, weil ich mit größeren Plänen umging, denn, die Wahrheit zu gestehen, ich hatte gleich nach unserer ersten Landung im Wirthshaus eine Zeitung zu sehen bekommen, die meinen Ehrgeiz in Feuer und Flammen setzte und zwar eine Ankündigung, die folgendermaßen lautete:

„Für reiselustige junge Herren.

„Ein Herr in den besten Jahren, dessen angenehmes, einträgliches Geschäft ihn oft nöthigt, ausgedehnte Reisen in die verschiedenen Theile der Vereinigten Staaten zu unternehmen, wünscht einen jungen und fähigen Begleiter, der mit sehr wenig Verbindlichkeiten eine ausgebreitete Bekanntschaft machen und ohne die geringste Ausgabe Gelegenheit haben würde, die bedeutendsten und interessantesten Städte und Gegenden der Union kennen zu lernen. Auf diese Stelle Reflectirende mögen sich an die Expedition dieses Blattes wenden, aber nur junge Männer von größter Achtbarkeit werden angenommen.“

Es mag anmaßend aussehen, daß ich auf solch eine Stellung Anspruch machte, ich schrieb aber sogleich und suchte mit jenem „Herrn in den besten Jahren“ eine Unterredung über das Wie oder Wann zu bekommen. Da ich aber wohl wußte, daß ich mich für meine Umstände etwas zu hoch hinauswagte, so hielt

ich meine Pläne äußerst geheim und es gehörte die ganze Schlaueit und Piffigkeit des Krämers dazu, der merkte, daß ich auf etwas Besseres hoffte, meine wirkliche Absicht aus mir herauszubekommen. Endlich gab ich seinen eindringlichen Bitten nach, theilte ihm meine Hoffnungen mit und sagte ihm, daß ich stündlich die Antwort auf meinen Brief erwartete. Ihr könnt Euch mein Erstaunen denken, als er sie aus der Tasche zog und sich selber als den Herrn in den besten Jahren angab, mit welchem ich anonym unterhandelt hatte. Es stand daher unserer Verbindung keine Schwierigkeit mehr entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Ein Amazonenreich.) Unter den holländischen Besitzungen in Ozeanien liegt auch ein kleiner merkwürdiger Staat, der leider nur selten von Reisenden besucht worden ist, so daß wir nur wenig von ihm wissen, obgleich die seltsame Einrichtung dieses Landes und die originellen Sitten der Bewohner an eine der köstlichsten Episoden des unsterblichen Gedichtes Kriosts erinnern.

Auf der Insel Java nämlich, zwischen den Städten Batavia und Samarang, liegt ein Königreich Bantam, das zwar unter dem Einflusse Hollands steht, aber einen selbstständigen Staat bildet und einen unabhängigen König hat. Dieses Reich ist zwar nicht eben sehr wichtig, aber reich und blühend, und es wird seit vielen Jahren durch Frauen verwaltet und verteidigt, welche die Ordnung auf bewundernswürdige Weise aufrecht zu erhalten wissen. Ein Fürst sitzt als Sultan auf dem Throne, er muß aber dem weiblichen Einflusse gehorchen, der ihn beherrscht, wie er seine Vorgänger beherrscht hat. Drei Frauen bilden den hohen Rath und leiten mit dem Sultan die Angelegenheiten des Landes; alle andern Aemter, sowohl die im Haushalte des Fürsten, als die der Regierung, sind ebenfalls in den Händen von Frauen. Die Männer beschäftigen sich ausschließlich mit dem Ackerbau, dem Handel und der Industrie. Das kleine Heer des Landes besteht aus Amazonen, die schon vom zehnten Jahre an im Gebrauche der Waffen geübt werden. Die Leibwache des Fürsten zählt zweihundert Mädchen, die so fest zu Pferde sitzen, als der beste Reiter in Europa und die Elite der Militärmacht des Reiches bilden. Diese Amazonen sitzen zu Pferde wie die Männer, mit entblößten Füßen an den Seiten des Pferdes, das sie durch einen kleinen Stachel am Ende ihrer Sandalen antreiben. Als Kleidung tragen sie einen kurzen rothen Rock, welcher die Schulter, den Busen und den linken Arm frei läßt, der die Zügel des Pferdes hält; das Haar haben sie oben auf dem Kopfe zusammengekommen, wo es durch

ein breites Band festgehalten wird, das über die Stirn geht. Ihre Waffen bestehen in einer kleinen Lanze, die sie mit der rechten Hand führen. Sonst hatten sie Bogen und Pfeil und so bewaffnet fand sie Lord Macartney, als er 1794 den Sultan besuchte; jetzt ist an die Stelle des Köchers ein kleines Gewehr getreten, das sie auf dem Rücken tragen, und das sie, im Galopp des Pferdes, mit einer Hand abschießen, indem sie es an die Achsel stützen. Die Regierung des Landes entspricht diesen merkwürdigen Sitten. Die höchste Gewalt ist in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Im Anfange der Regierung bezeichnen die Amazonen dem Fürsten diejenigen unter ihnen, welche das sechszehnte Jahr noch nicht überschritten haben, damit er unter ihnen diejenige auswähle, welche Königin sein soll. Wenn nach drei Jahren die Sultanan keine Kinder oder nur Mädchen geboren hat, so kann der Fürst unter den Amazonen eine andere Frau wählen, die indeß eben so seine rechtmäßige Gattin ist, wie die erste, aber keinen Anspruch auf den Titel Sultanan hat. Wenn der Sultan stirbt, ohne männliche Erben zu hinterlassen, so versammeln sich die hundert jüngsten der Amazonen und wählen unter den Söhnen ihrer Gefährtinnen denjenigen, welchen sie am würdigsten halten, dem Sultan zu folgen. Der neue Fürst wird sodann ausgerufen und alle gehorchen ihm. Die Hauptstadt liegt in einer der malerischsten Gegenden der Insel in einer fruchtbaren Ebene und besteht aus einer langen geräumigen Straße mit vielen Wohnungen von sehr freundlichem Aussehen. Mitten in der Stadt befinden sich zwei große und gut bewaffnete Festungen; in einer derselben, das Diamantendorf genannt, ist der Palast des Sultans, ein großes bequemes Gebäude, in welchem die Amazonen leicht eine Belagerung aushalten könnten.

Alle diese Frauen sind sanft und gastfreundlich. Wenn ein ausgezeichnete Fremder in dem Lande ankommt, wird er mit der größten Ehrenbezeugung in dem Palaste des Sultans empfangen. Eine Frau, welche den Rang und das Amt eines Kammerherrn hat, muß sich seiner besonders annehmen und für alle seine Bedürfnisse sorgen. Im J. 1843 schickte der Gouverneur von Batavia eine Deputation von drei Personen an den König von Bantam, damit sie mit ihm über gewisse Gegenstände unterhandelten. Van Huysen, ein ernster ehrenwerther Mann, das Haupt dieser Deputation, war über den Empfang am Hofe des Sultans im höchsten Grade erfreut. Man bot die zarteste Aufmerksamkeit und Sorgfalt für ihn und seine Begleiter auf und zwei junge Mädchen wurden für den Dienst eines Jeden bezeichnet. Als Van Huysen abreisen wollte, mußte er den dringendsten Bitten widerstehen. Endlich hielt er es aber doch für nöthig, nach Batavia zurückzukehren, und nahm Abschied von dem Sultan. Das versetzte den ganzen Hof in Trauer. Man gab den Reisenden eine Escorte von zwanzig Amazonen, die man unter den jüngsten und schönsten ausgewählt hatte. Ehe diese den Gesandten und dessen Gefolge verließen, stellten sie sich im Kreise um Van Huysen auf, eine jede nahm ihr Gewehr in die rechte Hand, hielt die Mündung des Rohres gegen

die Erde und alle gaben dann zum Zeichen des Abschieds Feuer. Nach Beendigung dieser Ceremonie trennte man sich.

(Tscherkessenmuth.) Mansur Bei, einer der tapfersten und berühmtesten Häuptlinge der Tscherkessen, erzählte einem englischen Reisenden, der ihn im vorigen Jahre besuchte, unter anderen außerordentlichen Thaten auch die nachstehende, welche von vielen Zeugen bestätigt wurde, so fabelhaft sie auch klingt. Einer seiner Verwandten war in die Gefangenschaft der Russen gerathen und in ein Fort abgeführt worden. Er suchte aus demselben zu entfliehen, fand aber bei dem Versuche den Tod. Sobald Mansur Bei Nachricht davon erhielt, schwur er den fürchterlichsten Eid, er müsse Blut für Blut haben, und er würde mit eigener Hand den Commandeur des Forts tödten. Mit einer kleinen Anzahl Kampfgenossen rückte er denn auch bald aus und griff das Fort entschlossen an. Da dasselbe aber in einer fast uneinnehmbaren Lage erbaut war, so trogte es jedem Sturme und die Russen hielten zu gute Wache, als daß zu hoffen gewesen wäre, es durch irgend eine Kriegslift zu überumpeln. Die Belagerer mußten sich also mit Verlust zurückziehen. Mansur Bei, den dieses Mißlingen im höchsten Grade erbitterte, erneuerte seinen Schwur und nahm sich vor, den Commandanten durch eine List aus dem Fort herauszulocken, durch eine äußerst gefährliche List, denn er setzte sein Leben auf das Spiel, um seinen Rachedurst zu befriedigen. Nachdem er seine Kriegsgefährten von seinem Plane unterrichtet hatte, näherte er sich von Neuem dem Fort, schoss einige Kugeln gegen dasselbe ab, welche durch die Belagerten erwidert wurden, und entfernte sich dann in Galopp, sehr bald aber fiel er vom Pferde herunter, als sei er verwundet. Seine kriegerische Haltung, seine reiche Kleidung, sein Panzerhemd und die Kühnheit, mit welcher er sich während des Kampfes den Gefahren ausgesetzt hatte, brachten die Russen auf die Vermuthung, daß er einer der ausgezeichnetsten Häuptlinge sein müßte. Deshalb war er denn auch kaum vom Pferde gestürzt, als der Commandant des Forts persönlich, gegen alle Regeln der Klugheit, mit einigen Reitern herauskam und in Galopp nach seiner Beute hinjagte, der er, wie er glaubte, sich nur zu bemächtigen brauchte. Als er in der Nähe des daliegenden lauenden Mansur Bei ankam, richtete dieser sich schnell auf, schwang sich mit einem Sprunge hinter den russischen Officier auf dessen Pferd, machte ihn bügellos, pochte ihn mit der einen Hand am Kragen und jagte so mit seinem Gefangenen zu seinen in einiger Entfernung wartenden Gefährten. Alles dies war so unerwartet und so blitzschnell geschehen, daß die völlig verblüfften russischen Soldaten erst dann daran dachten, ihrem Commandanten zu Hilfe zu eilen, als es bereits zu spät war; als sie sich von ihrem Stauen erholt hatten, waren die Tscherkessen aus ihrem Bereich bereits verschwunden. Nach einem schnellen Ritze machten die letzteren Halt; Alle stiegen ab, Mansur Bei ließ den gefangenen russischen Commandanten vor sich bringen, überhäufte ihn, als den Mörder seines Verwandten, mit den ärgsten Schimpf-

und Schmähworten, befahl dann, ihn auszukleiden, und hieb ihm mit eigener Hand den Kopf ab. Diesen Kopf nahm er als Siegeszeichen mit in seine Berge zurück, den Rumpf aber ließ er als Beute der Wölfe und Schakals liegen.

(Ein Sänger.) Sehr viele später berühmt gewordene Sänger sind aus niederem Stande hervorgegangen und der Schatz, den sie in ihrer Kehle bargen, wurde oftmals auf seltsame Weise entdeckt; so auch im nachstehenden Falle. Der berühmte Rebel richtete seine Geschäfte so ein, daß er keinen Augenblick von der Zeit verlor, welche er der Leitung der königl. Academie der Musik widmete. Sein Perruquier kam mit mathematischer Pünktlichkeit um sieben Uhr früh und meldete sich durch zweimaliges eigenthümliches Schellen an. Während er in die Küche ging, um sich mit dem warmen Wasser und dem nöthigen Geräthe zu versehen, hüllte sich Rebel in den weißen Puder mantel, nahm seine Nachtmüße ab, ließ das Haar herabfallen und setzte sich mit dem Rücken nach der Thüre und dem Perruquier zu. Dieser ging sofort an die Arbeit, denn Rebel hatte ihn der Ceremonie des Grüßens überhoben, wenn er ihm auch erlaubte, während des Frisirens zu plaudern.

Eines Tages hustete der Peruquier leise, ehe er ein Wort gesprochen und ehe der Director etwas gefragt hatte. Dieses Husten, das aus einer merkwürdig harmonischen Brust zu kommen schien, fiel sofort Rebel's musikalischem Ohre auf; er drehte sich um und erblickte ein jugendliches Gesicht, das er nicht kannte.

„Husten Sie noch einmal, lieber Freund, husten Sie stärker; geniren Sie sich gar nicht, ich liebe solches Husten.“

„Herr, mein Meister ist krank, ich bin an seiner Statt gekommen und habe so gehandelt, wie er es mir vorgeschrieben.“

„Ich freue mich ungemein über seine Krankheit.“

„Der Herr sind gar zu gütig.“

„Was machen Sie mit Ihrer glockenreinen Stimme?“

„Nichts, oder sehr wenig; mitunter singe ich beim Trinken ein Liedchen.“

„Sie wäre vielleicht besser anzuwenden; ich denke, Sie könnten allen unsern Bassisten einen Bart machen.“

„Ich habe seit drei Monaten die Ehre sie zu rasiren.“

„Das meine ich nicht. . . Aber singen Sie mir doch ein Liedchen, ein Trinklied, kräftig aus voller Brust heraus, gerade als wenn Sie im Wirthshause säßen.“

Der Perrückenmachergeselle gab der Aufforderung nach und stimmte sein Lied an. Während er so sang, daß die Fensterscheiben klirrten, musterte ihn Rebel vom Kopfe bis zu den Füßen. . . Der junge Mann gefiel ihm, er engagirte ihn auf der Stelle, ließ ihm einige Zeit lang Unterricht ertheilen und der Perrückenmachergeselle, Larrivée, wurde bald einer der berühmtesten Sänger. Gluck schrieb alle seine ersten Partien für ihn.

### Generalcorrespondenz.

Da jetzt von Thiers wegen seiner eben erschienenen „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs“ in den Zeitungen sehr viel die Rede ist und auch — weil es in den Bereich der Mode gehört, erwähnen wir, daß das Arbeitszimmer des berühmten kleinen Mannes nach allgemeiner Versicherung zu den schönsten gehört, die es giebt. Man denke sich ein sehr großes vierseitiges Zimmer mit einem reichen Plafond und einem kostbaren Teppiche, welcher den ganzen Fußboden bedeckt. Zwei Fenster geben dem Zimmer das nöthige Licht. In der Mitte steht ein sehr großes im Geschmack der Renaissance geschnitztes Schreibpult. Ringsherum zieht sich eine reiche Büchersammlung in einem ungefähr mannhohen Gestelle. Auf diesem breiten Gestelle oben stehen zahllose kleine Statuen, Büsten, japanische Vasen, Kugeln &c. Dem Schreibpult gegenüber sieht man eine schöne Venus und am Ende rechts eine Statue Mercur's. Vor dem Schreibpulte steht ein einziger Stuhl à la Voltaire, während an dem Büchergestell herum ein Dugend gewöhnlicher Stühle steht. Werthvolle Gemälde bedecken buchstäblich die Wände. —

In Ungarn giebt es, wie ein Reisender im „Ausland“ erzählt, vollständige große Wohnungen unter der Erde. Man wählt zur Anlegung einer solchen Putri (gemeinschaftliche Wohnung verheiratheter Knechte) eine kleine Anhöhe, und in diese wird eine 10 bis 12 und mehr Klafter lange, 4 bis 5 Klafter breite regelmäßig abgestochene Tiefung gegraben. Ist alles ausgetrocknet, so macht man mehrere Tage hindurch mit Schilfrohr Feuer darin an, so daß das Ganze gleichsam ausgebrannt wird. Ist dies geschehen, so werden mehrere Lichtöffnungen, Fenster, an den Wänden ausgestochen, nach außen zu stark abschüssig. Das Ganze wird mit einer Art Dach versehen und dann noch mit Rasen belegt. Der Hügel steht dann da mit zwei Luftzügen, Rauchfängen, die in der Form eines Bienenskorbes herausragen. Von der Seite, wo kein Eingang ist, bemerkt man durchaus nichts von einer menschlichen Wohnung. Zudem werden an den Abhängen Kürbis- und Pflückerne gesteckt, welche sich ebenfalls über den Hügel fortzanken. Das Innere ist mit weißem Thon geweißt, der Boden wie eine Tenne festgestampft und hat Feuerstellen unter den Luftlöchern; der ganze große Saal wird dann Kasernenartig eingetheilt, so daß jede Familie ihren Raum erhält. Ein solches Haus brennt nicht ab, kostet wenig, ist trocken und gesund, im Winter warm, im Sommer kühl und man sieht darin wenig oder gar keine Fliegen. —

In Edinburg ist die erste öffentliche electriche Uhr aufgestellt worden. —

In Manchester fand vor kurzem eine ganz eigenthümliche Versteigerung statt, nämlich die Menagerie des bekannten Thierbändigers Van Amburg. Es hatten sich außerordentlich viel

Zuschauer, aber sehr wenig Liebhaber für die wilden Thiere eingefunden. Damit sich die Leser eine Vorstellung von dem Werthe der Bestien machen können, theilen wir mit, daß ein schöner afrikanischer Löwe für 2500 Thlr., ein Elefant für 5000 Thlr. und eine sehr schöne Giraffe für 2800 Thlr. erstanden wurde. —

Der kleine „General Tom Thumb“, der jetzt in Europa herumreiset, reiset nicht für eigene Rechnung, sondern ist von seinen Kellern — ächten Amerikanern — an einen englischen Speculanten für 4000 Thlr. jährlich auf mehrere Jahre — vermietet worden. —

Mit dem Hermannsdenkmale scheint es wieder einmal nichts zu werden und, wenn wir aufrichtig sein wollen, es ist auch gerade nicht zu bedauern, daß das sogenannte Riesendenkmal unvollendet bleibt. Wir sind in Deutschland daran gewöhnt, andere wichtigere Dinge nicht zur Vollendung kommen zu sehen. Es fehlen zur vollständigen Herstellung des Denkmals noch ungefähr 12,000 Thlr. und die Gelder sind so rein erschöpft, daß Herr von Wandel, der bekannte Künstler, der den Bau leitet, im Begriff steht, sich nach München überzusiedeln und die Vollendung Hermann's — auf eine gelegener Zeit zu verschieben. —

Der alte Pascha von Aegypten scheint in seinem Alter schwer zu amüsiren zu sein. Man versucht alles Mögliche, um ihn zu zerstreuen. Seit einiger Zeit läßt man Pantomimen vor ihm aufführen, die spasshaft genug sein mögen, denn die pantomimischen Künstler sind der Koch, der Conditior und noch ein anderer aus dem Küchendepartement. —

In einer englischen Stadt ist einer buchstäblich in die Grube gefallen, die er für einen anderen gegraben hatte, der Todtengräber nämlich wurde in dem Grabe, das er grub, vom Schläge gerührt todt gefunden. —

Nach einer neuen statistischen Berechnung beträgt die Geldsumme, welche jährlich in England auf die periodische Literatur ohne die eigentlichen Zeitungen gewendet wird, beinahe zwei Millionen Thaler, während die Summe, welche für die 447 in England erscheinenden politischen Blätter ausgegeben wird, derselben Angabe zu Folge nicht unter neun Millionen Thaler betragen dürfte. Ein eigenthümlicher Zweig der englischen periodischen Literatur sind die Monatschriften, deren nicht weniger als 227 erscheinen. Davon werden jeden Ersten des Monats wenigstens 500,000 Exemplare (für etwa 175,000 Thlr.) ausgegeben. — Diese sämtlichen Exemplare werden an einem Tage verpackt und in 2000 Paqueten über die ganze Welt versendet. — Die Gesamtsumme, die man in England für Literatur jährlich ausgiebt, wird auf funfzehn Millionen Thaler geschätzt. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 17.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reales, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Lebenslauf eines amerikanischen Majors.

(Fortsetzung.)

Mein erstes Lustschloß war freilich zergangen; ich verbarg aber den Kerger, und da ich fest entschlossen war, die Welt auf eine oder die andere Art zu sehen, so schloß ich einen Contract mit dem Krämer.

Zwei bis drei Jahre bereifte ich mit diesem Manne die südwestlichen Staaten; er war einfach, gütig und bedacht, und in jeder Hinsicht brav und ehrlich, ausgenommen da, wo der Verkauf seiner Patentmedicin ins Spiel kam, und ich bin fest überzeugt, daß er seinem besten Freund eine Flasche davon verkauft haben würde, selbst wenn er gewußt hätte, daß jener eine Stunde darauf sterben müßte. Für mich sorgte er stets wie ein Vater, bis sich sein Medicin-Vorrath eines Tages in einer blühenden kleinen Stadt in Ost-Tennessee erschöpfte und ich bald nachher sehr krank wurde. Ich hatte gute Gründe zu dem Glauben, mein würdiger Meister habe, um eine neue Mischung zu entdecken, mit der er seine Kunden befriedigen könne, mehrere Versuche an mir angestellt, ließ indes meinen Verdacht nicht laut werden. Nachdem wir einige funfzig Personen in der Nachbarschaft an einer Krankheit hatten sterben sehen, die, beiläufig gesagt, durch die Heilmittel meines Principals einen viel bössartigern Character erhalten hatte, empfahlen wir uns eines Abends und zogen auf dem Bergrücken hin, der nicht weit nördlich von dieser Spitze nach Virginien hineinläuft.

Hier wurden wir auf eine Weise getrennt, die es nicht sehr wahrscheinlich macht, daß wir uns je wieder in den Vereinigten Staaten begegnen werden.

Ein vertriebener Regulator aus Georgia mit einem Paar unternehmender Falschmünzer, die in Kentucky außer Arbeit gekommen waren, mochten den Inhalt von des Krämers Felleisen gewittert haben, und folgten unserer Spur bis zu den wilden Gebirgspässen der Cumberland'schlucht. Hier in einem Dickicht, in das wir uns zurückgezogen hatten, um unser Mittagmahl einzunehmen und etwas gegen den Staub der Straße und die heißen Sonnenstrahlen geschützt zu sein, schlossen sich diese Leute auf eine Art unserer Gesellschaft an, die, das Wenigste zu sagen, höchst unpassend war. Die erste Ahnung von ihrer Gegenwart erhielten wir durch ein Paar Schüsse, die des Krämers schönes Kentucky-Pferd tödteten und mein kleines indianisches Poney verwundeten. Das Letztere war ein unverwundlich wildes Ding, das ich unter den Creek-Indianern gegen ein kreuzlahmes abgerittenes Thier vertauscht hatte, und besaß noch Kräfte genug, um mich aus dem Bereiche der Gefahr und zwar in demselben Augenblick zu tragen, als die Räuber sich aus den Büschen auf den unbewaffneten Krämer stürzten.

Nachdem ich meine Furcht überwunden hatte, stieg ich ab und schlich mich wieder heran, um zu sehen, was die Räuber vornahmen. Ich habe später oft daran gedacht, daß mein Principal gewiß dem schrecklichen Schicksale, das ihn gleich darauf ereilte, hätte entgehen können, wenn er seine

Zunge ruhig gehalten; seine Connecticut-Ideen von Gerechtigkeit aber erlaubten ihm nicht, schweigend zuzusehen, als er sein theueres Felleisen im Besitz der Freibeuter erblickte. Es entstand übrigens nur ein kurzer Wortwechsel, von dem ich auch wenig oder gar nichts verstehen konnte; der Erfolg war aber nicht schwer zu erkennen; sie faßten den Krämer und schlepp-ten ihn, seines klägliches Geschreies ungeachtet, einen felsigen, dicht mit Büschen bewachsenen Hügel hinauf, bis zu der Mündung einer jener Kalksteinhöhlen, die sich in dieser Gegend im Ueberfluß finden. Hier hielten sie zwar einen Augenblick an, keineswegs aber, um auf die leidenschaftlichen Ermahnungen des Krämers zu hören, der sie wiederholt um seine Freiheit bat, immer aber noch nichts Schrecklicheres als Gefangenhaltung an einem so wüsten Platz fürchtete.

„Schlag Feuer, Jim,“ rief Einer von den Räubern, der der Anführer der Bande zu sein schien.

„Ihr braucht kein Licht,“ sagte ein Anderer, „es ist nicht weit bis an die Mündung, und Angus, der über ein Duzend Mal drin gewesen ist, kann Euch an der Hand nehmen und führen.“

Bei diesen Worten trat ein rothhaariger Bursche vor, der den Arm des Führers faßte und vorsichtig voranging, während die andern Beiden den Krämer nach sich in die Höhle zogen. Der Zugang derselben war mit Unkraut dicht bewachsen und mit abgebrochenen Zweigen und Büschen aller Art besreut; schnell und vorsichtig aber kroch ich in ein Versteck in derselben, wo ich mich vollkommen sicher fühlte, während das Ringen und Geschrei des Krämers die Räuber verhinderte, ein leichtes Geräusch, das ich zwischen dem dürrn Laub vielleicht machte, zu vernehmen. Eilig drückte ich mich vorwärts und erreichte einen Schlupswinkel, ehe die Buben völlig den Eingang verdunkelt hatten. Der Krämer sträubte sich nicht sehr, als sie ihn hier durch zogen und schoben, sondern schien sich an ihren Kleidern anzuhalten, als ob er fürchte, sie möchten ihn plötzlich verlassen und den Eingang schließen, auch bat er sie in den flehendlichsten Ausdrücken, ihn in dieser Höhle nicht einzusperrern.

„Ich muß gewiß verhungern!“ rief er aus, „Ihr wollt mich doch nicht Zoll für Zoll umbringen? Meine Herrn, bindet mich an einen Baum und laßt mich wenigstens im Tageslichte sterben!“

Seine Bitten erweichten auch nicht einen Augenblick die harten Herzen seiner Gegner und er ging einem weit schrecklichem Geschick entgegen, als er ge-

ahnt hatte. Mich schützte die Vorsehung selber, daß ich sein Schicksal nicht theilte, da nur die Nähe der Buben mein weiteres Vordringen in der Höhle verhinderte, wo augenblicklicher Tod für mich die unausbleibliche Folge gewesen wäre. Weil ich aber fürchtete, meine Tritte möchten gehört werden, hatte ich mich ruhig verhalten und in eine Felspalte eingeklemmt, während die Bande sich an der Wand hinfühlte und zwar so dicht an mir, daß ich jetzt noch nicht begreife, wie sie mich verfehlen konnten, da mich das Klopfen meines Herzens verrathen mußte.

Etwa zwei Schritte weiter vorwärts von der Stelle, wo ich stand, machten sie Halt.

„Sind wir in der Nähe, Angus?“ fragte der Hauptmann.

„Reicht mir einen Stein, ich will zusehen; oder werft selber einen von da aus, wo Ihr steht.“

Der Stein wurde geworfen und es dauerte lange, ehe ich seinen Fall vernahm; endlich nach ein- oder zweimaligem Anschlagen an die Seitenwände einer tiefen Schlucht erreichte er den Ort seiner Bestimmung und das letzte schwache Echo schien gerade unter unsern Füßen herauf zu schallen.

„Bei Gott!“ rief der schurkische Führer aus, „ich bin selber am Rande des Abgrundes; noch einen Schritt und ich hätte Euch alle mit mir zur Hölle gezogen. Bleibt stehen, wo Ihr seid, und Ihr und Humphrey nehmt den Yankee wieder an den Schultern. Jim, Du kommst hierher; aber nimm Dich in Acht und faß das andere Bein.“

„Aha, jetzt geht mir ein Licht auf.“

„Seid Ihr alle fertig?“ fragte der Hauptmann, als das Opfer auf die eben beschriebene Art festgehalten war und wie ein Pendel zwischen den Führern hing. „Habt Ihr alle einen guten Halt, Jim?“

„Ja, wir möchten aber doch lieber ein Licht haben; mein Platz hier vorn ist verdammt kitschlich.“

Der Vorschlag erweckte in des Krämers Busen einen Funken neuer Hoffnung.

„Ja, ein Licht, ein Licht, in dem Namen des erbarmenden Jesus, meine Herren, ein Licht; laßt mich meinen Tod, laßt mich Euere Gesichter sehen! Ihr müßt Euch in Teufel verwandelt haben seit wir diesen fürchterlichen Platz erreichten; ich kann nicht — ich will nicht — ich —“

Seine Anstrengungen wurden jetzt so gewaltsam, daß ich nichts weiter verstehen konnte. Nach einem Augenblicke heftigen Ringens aber schallte ein wahr-

haft teuflisches Hohngelächter von den Wänden der Höhle wieder und bezeugte, daß seine letzten Anstrengungen, sich zu befreien, erfolglos geblieben waren. Ermattet und zum Tode erschöpft lag er schwer athmend auf dem Boden der Höhle.

„Nun ein wenig Alligatorspiel, Jim,“

„So schnell wie Ihr wollt, Hauptmann; jezt geht's leichter, er liegt ruhig.“

„Hebt!“ sagte der Hauptmann.

„Alles auf!“ war die Antwort.

„Nun denn zusammen, Jungs.“

„Eins! Macht Euch fertig!“

„Zwei! Hoch auf!“

„Drei! Laßt gehen!“

Ein fürchterlicher Schrei, der fast aus keiner menschlichen Brust zu kommen schien, übertäubte die letzten Worte. Um des Krämers Wurf rechten Nachdruck zu geben, hatten sie seinen Körper beim vierten Mal so weit zurückgeschwungen, daß sein Haar in der That meinen Körper berührte. Der Todesschrei seiner scheidenden Seele schien fast aus meiner eignen Brust zu kommen; er erschallte in dem Augenblick, als der Krämer über den Rand des Abgrundes geschleudert wurde, und erstarb in einem zischenden Seufzer tausend Fuß weiter unten. Ein dumpfer Schlag, wie von einem fallenden Körper, folgte, und dann war Alles still.

„Nun, Yankee, Du wirst nichts ausplaudern,“ sagte der Bube, den sie Humphrey genannt hatten und der bis jezt noch nicht gesprochen hatte, auch noch ein Neuling bei solchen Geschäften zu sein schien. Dann verließen sie schweigend die Höhle, als ob eine solche That, wenn sie einmal beendet, keines weitem Wortes werth wäre. Eine Zeitlang blieb ich noch, von Entsetzen gefesselt, in meinem Versteck. Alles war in vollkommener Finsterniß vor sich gegangen, da der niedere Eingang der Höhle das Tageslicht nicht in diese jezt mit Fluch belasteten Räume eindringen ließ. Ich selbst kam mir wie Einer vor, der die finsternen Thaten der Verdammten tief im Innern der Erde beleuchtet hat. Endlich gewannen bessere Gefühle die Oberhand in mir, und ohne Rücksicht darauf, ob mich Einer von der Bande höre, wenn sie vielleicht noch umherschlichen, rief ich nach meinem unglücklichen Gefährten hinunter, weil ich hoffte, das Leben habe vielleicht den verstümmelten Körper noch nicht ganz verlassen. Ich rief aus Leibeskräften, aber nur ein gräßliches Geheul schien aus der Schlucht herauf zu antworten. Ich wiederholte den Ruf, hörte aber auch

diesmal nur das schreckliche Echo meiner eignen Stimme. Der Platz war in ein Grab verwandelt und das antwortet nicht mehr. Ubergäubische Angst erfaßte mich; mir war's, als ob auch mich ein unbekanntes Etwas zurück zu dem fürchterlichen Abgrunde zerre, und ich tappte in wahren Entsetzen an den Wänden hin, bis ich an den Eingang der Höhle und an's Tageslicht kam. In meinem Leben habe ich keine lähmendere Furcht gefühlt, als in jenen Augenblicken.

Die Landpiraten waren indeß verschwunden, ohne mein Doney entdeckt zu haben, das mich bald zu sicherern Gegenden, weiter nach Osten trug. Abington, im Washington County Virginien, war der erste Ort, wo ich anzuhalten und um Beschäftigung nachzusuchen wagte. Dieser kleine Ort liegt in einem wunderschönen grünen Thale zwischen Hügeln, und da das Hauptgasthaus eines barkooper's<sup>\*)</sup> bedurfte, so nahm ich die Stelle mit Vergnügen an, besonders da sie mir Gelegenheit gab, mich unter den angenehmsten Verhältnissen mit all den jungen Politikern und Stüzern der Umgegend bekannt zu machen. Damals lebten dort in Abington noch viele von den ächten alten Virginern, die es nicht unter ihrer Würde hielten, sich mit einem weißen Mann zu unterhalten, wenn er auch hinter dem Schenkisch stand und ihnen einen Julep<sup>\*\*)</sup> zusammengoss. In den beiden Jahren, die ich mich dort aufhielt, theilte ich übrigens Niemandem mit, woher ich komme, wohin ich gehe und wer ich überhaupt sei; unter dem Namen Jakob mischte ich mich während der Gerichtszeit unter alle mögliche Menschenforten, merkte mir dabei Manches über Bücher und Wissenschaften, und erwarb mir Menschenkenntniß genug, um daraus in spätern Zeiten Nutzen ziehen zu können. So viel ist gewiß, daß Niemand ordentlich den „Gentleman“ spielen kann, wenn er nicht gewissermaßen eine Lehrzeit bestanden hat, und daher kommt es wohl auch, daß Ihr in unsern nördlichen Städten, wo Mancher oft auf so schnelle Art sein Glück macht, sehr häufig die Bedienten besser erzogen seht, als die Herren.

Nachdem ich mir ein Bißchen Geld gespart und dabei gesehen hatte, wie sich anständige Leute gegen einander betragen, verließ ich Abington und nahm meinen Weg nach Charleston am Kenhawa, wo ich mir neue Kleider anschaffte und auf einem Salzboot mit nach Cincinnati fuhr. Hier kaufte ich mir ein Fell-

\*) Auschenker.

\*\*) Beliebtes amerikanisches Getränk.

eisen und einen Vorrath von Medicin, ging hinüber nach Kentucky, nach Tohntown, wo ich mir ein tüchtiges Pferd einhandelte, und kehrte dann nach Ohio zurück, um meine Wanderung in das Innere zu beginnen.

In dieser Zeit führte der ausbrechende Krieg viele westliche Freiwillige und ausgehobene Truppen auf ihrem Weg zu der Grenze nach dem Städtchen Urbana, wo ich mich als Doctor Peabody niedergelassen hatte. Die meisten Offiziere waren fröhliche sorglose Leute, die, wie es schien, in einzelnen Detaschements voranmarschirten, am Tage auf das nachkommende Gepäck warteten und Nachts ihren Kerger vertrannten. Ihre Vorgesetzten hatten bis dahin der bedeutenden Mannschaft noch nicht einmal einen Arzt beigegeben, obwohl bereits Krankheiten unter ihnen ausgebrochen waren, wenn dieselben wohl auch meistentheils nur von ihrer Obstgartenplünderung unterwegs herrührten. In den drei Tagen, welche die Leute im Orte blieben, machte ich mich ihnen dadurch, daß ich den Kranken verschrieb und mit den Gesunden trank, so nützlich und angenehm, daß, als der General und sein Stab mit dem 4. Infanterie-Regimente ankam, alle Offiziere eine Bittschrift unterzeichneten, die mich als Militairarzt empfahl. Ich empfing auch wirklich bald nachher eine halboffizielle Anstellung als Hilfschirurg bei den ausgehobenen Truppen. Beritten war ich schon und mein blauer Rock wurde schnell in eine Uniform umgewandelt, indem ich nur einen schwarzen Sammetkragen darauf und einen Knopf an jede Seite nähte. Den Säbel eines todten Trommelschlägers eignete ich mir als Honorar zu, weil ich ihn auf eine leichte Art von der Cholera befreit hatte, die ihn nöthigte, den letzten Wirbel zu schlagen, und ich konnte es jetzt als Chirurg Peabody, der überhaupt schon ein Liebling der Offiziere war, mit dem Besten von ihnen aufnehmen. Meine Gasthäuserfahrung hatte mich mit der Küche ziemlich bekannt gemacht, was mich bei der Proviantirung den ältern Offizieren sehr empfahl, während eine Art Menschenkenntniß, die ich mir erworben, den jüngern imponirte.

Die Gegenwart einer so großen Truppenmasse brachte wenigstens für den Augenblick Disciplin in die Reihen, und unsere Leute erreichten den Miami der Seen in einem so vortrefflichen Gesundheitszustande, daß sie schon eine bedeutende Meinung von meinen medicinischen Kenntnissen bekamen, als meine chirurgischen Talente plötzlich auf eine Art erprobt wurden, die mir den Dünkel bedeutend benahm.

Ich unterhielt mich eines Tages auf höchst angenehme Art mit einem Obersten der Miliz, der an der Spitze seiner Division dahinritt, als ich plötzlich zum Nachtrab gerufen wurde, um nach einem Mann zu sehen, der zufällig durch den Arm geschossen worden war, da ein Freiwilliger, um seine sichere Hand als Schütze zu zeigen, auf dem Marsche nach einem Eichhörnchen geschossen hatte, das auf einem Baume an der Straße hin und her sprang. Der Verwundete saß, als ich den Platz erreichte, auf demselben Stamm und war so mit Blut überdeckt, daß ich den Ort seiner Verwundung kaum finden konnte. Ob ich gleich nicht wußte, wie eine Schußwunde zu behandeln sei, so sagte mir doch meine gesunde Vernunft, daß das Loch, welches eine Kugel gemacht, vor allen Dingen wieder verstopft werden müsse, und ich gab mir daher die größte Mühe, die Wunde mit etwas Berg auszufüllen, aber trotz all meinem Drücken und Pressen floß das Blut nur schneller; der Psropsen wurde, so schnell ich ihn hineinsteckte, wieder herausgestoßen, und ich sah nun wohl ein, daß ich dieser Blutung auf andere Weise Einhalt thun mußte. Mehr wie ein Mal hatte ich meinen Herrn bei gewöhnlichen Ueberlässen unterstützt und die nachherigen Bandagen anlegen helfen, die, wie ich mich zu erinnern glaubte, unterhalb angelegt wurden und dann augenblicklich das Bluten stillten. Aber Gott verzeihe mir's, es fiel mir damals nicht im Traume ein, daß irgend so ein Ding wie eine Arterie auf der Welt sei, viel weniger wußte ich, als ich eine Binde unter die Wunde auf des armen Teufels Arm wand, etwas vom Blutumlauf. Der Mann blutete sehr stark; und da ich einsah, daß in diesem Falle meine Kunst Nichts vermochte, so versicherte ich seinen Freunden, welche die Reihen verlassen und sich um ihn versammelt hatten, er sei tödtlich verwundet und unrettbar verloren. Ich half ihn an einen kleinen Abhang tragen, damit er mit einiger Bequemlichkeit aus diesem Leben scheiden könne, und fühlte mich durch die freundliche resignirte Art, mit der er sein Schicksal erwartete, sehr beruhigt. Später gereichte mir übrigens auch das noch zu großem Trost, daß er durch diesen sanften Tod der nachherigen Mezelei am Raisenfluß entgangen sei. Das Letzte, was ich ihn, ehe ich ihn seinen Freunden überließ und meinen Platz in den Linien wieder einnahm, sagen hörte, war an den Mann gerichtet, der ihn verwundet hatte, und zwar in folgenden Ausdrücken:

„Nun, Evert, sei nicht so verdrießlich, daß Du's

mit mir zu Ende gebracht hast; ich gestehe, es war ein verdammt schlechter Schuß nach dem Eichhörnchen und er darf Dich wohl ärgern, aber daß Du mich getroffen hast, da ist doch nur mein ewiges Pech dran schuld. Sag' meinem Vater, daß ich wie ein Mann gestorben sei, küß' Nan und hab' gute Acht auf meine Stute; sie wird wohl ihre Beine noch zwischen diesen verwünschten Baumstämmen brechen, ehe der Feldzug vorüber ist."

Das letzte Wort wurde mit einer Art Husten herausgestoßen und der Hinterwäldler sank in eine Ohnmacht, aus der er, wie ich später hörte, nie wieder erwachte.

Mein nächster Fall fiel etwas glücklicher aus, weil er mir unter den Händen fortgenommen wurde, ehe ich die Behandlung völlig angefangen hatte. Ich war bei dem Nachtrab mit einigen Kranken zurückgeblieben, die sich nach ihrer Genesung einer Compagnie Ohio-Freiwilliger anschlossen, welche unter dem Befehl des Capitain Brusck am Raisensfluß mit Vorräthen für die Armee angekommen war. Major van Horn, wie Ihr Euch erinnern werdet, war mit einer Truppenabtheilung von de Troy abgeschickt, um Brusckens Compagnie nach dem Hauptquartier zu geleiten, von Tecumseh aber, ehe er uns erreichen konnte, bei Brownstown zusammengehauen. Eine größere Macht wurde daher, diesen Plan auszuführen, abgesandt, und als ich von einem Kundschafter hörte, daß Colonel Müller mit dreihundert Regulären des braven vierten, des alten Tippecanoe-Regiments auf uns zu marschirte, meldete ich mich als Freiwilliger, ihm durch die Wildniß entgegen zu gehen und ihn zu benachrichtigen, daß Major Muir von den Engländern bei Magagua mit einer großen Macht von Indianern und Regulären auf ihn warte. Ich machte einen Umweg durch die Wälder, erreichte Muir's Stellung in demselben Augenblick, als Capitain Snelling, der den Vortrab kommandirte, den Hinterhalt betreten hatte und die Indianer zum ersten Male auf ihn feuerten. Die Rothhäute fanden übrigens an diesem Snelling ihren Mann, obgleich die gemalten Teufel auf ihn einsprangen, als wenn sie ihre Finger schon in die Scalpe seiner Leute eingedreht gehabt hätten. Es ist ein wirklich angenehmes Gefühl, diese Regulären sechten zu sehen. Snelling hielt es nicht einmal der Mühe werth, sich auf die Hauptmacht zurückzuwerfen; sein kleines Corps behauptete den Grund, bis Müller herankam und die brittischen Regulären zurücktrieb, die jetzt zur Unterstützung der Indianer

herbeigerückt waren. Uebrigens wissen wohl keine Truppen mit dem Bajonnet besser umzugehen, als die brittischen, aber Müller konnte ihnen eben so gute Leute vorsehren. Das Gefecht war jedoch noch nicht vorüber. Tecumseh zog seine Indianer zu beiden Seiten unseres Volkes in die Wälder zurück und socht von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, als ob er jeden Zoll Bodens zu seinem letzten Haltpunkte gewählt hätte; die englischen Regulären sammelten sich dabei in verzweifeltem Wetteifer mit ihren rothen Verbündeten, und dann kam Etwas, das ich in meinem Leben nicht wieder gesehen habe, obgleich es später, wie sie mir sagen, noch einmal bei Bridgewater vorgefallen sein soll, daß sich nämlich Bajonnet an Bajonnet kreuzte, und die auf einander stürmenden Colonnen schwankten eine Zeit lang in einer Reihe starrenden Stahls hin und her, während um sie herum die gemalten Indianer wie die Teufel schrien und Fuß an Fuß mit den kräftigen Hinterwäldlern zum Kampfe eilten. Besonders merkwürdig war die Ordnung, mit der die Brittischen nach beendigtem Kampfe aus dieser Verwirrung vor dem wüthenden Angriff Baker's, Sarabie's und Peter's zurückwichen und ihre Reihen, da sie nach den Booten retirirten, so kaltblütig wie bei einer Parade geschlossen hielten. Die Streifen und Sterne (amerikanische Flagge) hatten nie ein braveres Schwert zum Schutze, als das, was Fähndrich Whistler an diesem Tage schwang; aber des alten Englands Banner flatterten kaum weniger stolz, wenn auch besiegt.

Ach, es ist ein herrlicher Anblick, wirkliche, ächte Soldaten zu sehen, die sich auf eine geschäftsmäßige Art den Hals abschneiden, und es that mir ordentlich leid, als sie mich von einer Brustwehr, von welcher der Feind zurückgetrieben war und auf der ich mich behaglich niedergelassen hatte, abriefen.

Den ersten Verwundeten, den sie mir auf die Verschanzung brachten, hatte ein brittisches Bajonnet durch den Schenkel gestochen; er war fast noch ein Knabe und ich wunderte mich gar nicht, daß er wie ein wilder Indianer heulte, als ich die Sonde in sein Wunde einließ. Da ich nicht wohl wußte, was nun zu thun sei, so wollte ich ihn durch einige Leute forttragen lassen, als plötzlich Einer von diesen seinen Kopf in die Höhe hob, eine Kugel ihm mitten durch die Kehle fuhr und mich zu gleicher Zeit vom Patienten und Träger befreite. Der Mann, der ihn unterstützt hatte, schlug rückwärts eine Art Purzelbaum vom Wall und schien im Anfang zu glauben, daß Nichts als der Fall

ihn betäubt habe, denn er socht, im Versuch wieder auf die Beine zu kommen, so sonderbar mit Armen und Beinen umher, daß er akkurat wie ein ungeschickter Schwimmer oder ein Huhn mit eben abgedrehtem Kopf aussah, und ich mir nicht helfen konnte, ich mußte lachen, obgleich es ein recht schauerlicher Anblick war, als er bald darauf, mit einem kurzen Zucken im Nacken, zu einem Halt kam und, die Augen weit aufgerissen, nach mir hinfierte, als ob er mich mit seinen Blicken durchbohren wollte. Ich habe oft gehört, daß die Soldaten im Krieg, wenn ein verwundeter Kamerad solche Capriolen schneidet, ebenfalls lachen; da ich aber damals kein Soldat war, so konnte ich mir mein Lachen über die Todeszuckungen des armen Burschen nie vergeben.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Darf das Publikum im Theater ein Stück auspfeifen?) Vor einigen Tagen erlaubte sich das Publikum in dem Theater des Variétés in Paris ein neues Stück, wie das gar nicht selten geschieht, recht gründlich auszapfeifen und unter gewaltigem Lärm zu Grabe zu tragen. Zwei der eifrigsten Pfeifer wurden dem anwesenden Polizeicommissar bezeichnet, darauf verhaftet und vor die Polizeibehörde gestellt. Der Verteidiger der Angeklagten, der Advokat Ledru, hielt bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Rede über die Pfeiffreiheit. Zuerst wies er nämlich nach, daß das Recht im Theater zu pfeifen sich bis zu den Griechen hinauf zurückführen lasse und daß es in voller Ausübung bei den Römern bestanden habe. „In unserer Zeit,“ sagte er, „sei es aber von noch größerer Wichtigkeit, da in vielen Theatern durch die Verwaltung derselben Klatscher angestellt wären und das Publikum demnach um so eifriger an seinem uralten Rechte festhalten müsse. Auch lasse sich das Recht des Pfeifens noch auf andere Weise begründen. Man gehe nicht in das Theater, wie in die Kirche, um seine Leidenschaften zu beruhigen; die dramatische Kunst sei im Gegentheil gerade die Kunst, das menschliche Herz aufzuregen, Thränen, Seufzer, Jubelgeschrei, aber auch Zeichen der Ungeduld und der Mißbilligung hervorzurufen. Das Pfeifen habe wesentlich zum Gedeihen der dramatischen Kunst und Literatur in Frankreich beigetragen, denn das Pfeifen sei die Kritik. Die Engländer brächten wenige Lustspiele und Dramen und noch weniger gute hervor, warum? — weil man in den Londoner Theatern nicht pfeife und sich nur mit Brunzen begnüge. Man habe dort die griechische, die classische Weise aufgegeben und werde hart dafür bestraft. — Plutarch berichte, erzählte der Advokat weiter, Perikles habe eine Verordnung erlassen, nach

welcher alle die, welche das Theater besuchten, auf eine gewisse Geldbelohnung Anspruch hätten. Diese Verordnung wäre allenfalls die einzige, welche sich auf den vorliegenden Fall anwenden lasse, da es keinem Zweifel unterliege, daß die, welche einem schlechten Stücke beiwohnten, ein Recht auf Entschädigung hätten, wenn die Polizei nicht etwa vorziehe, nach den Lehren Platons zu handeln und denen, welche sich um die Kunst wohl verdient gemacht — und das hätten seine beiden Klienten, da sie ein schlechtes Stück ausgepfeifen — die von dem großen Philosophen vorgeschlagene portische Belohnung zuzuerkennen, die beiden Angeklagten also mit Rosen zu bekränzen.“

Die geistreiche Rede machte den besten Eindruck und erregte häufig lautes Gelächter. Die Angeklagten wurden freigesprochen und das Recht des Pfeifens im Theater förmlich anerkannt.

(Heilige Barbieri.) Die Häuptlinge auf den Fidshi-Inseln (in der Südsee) verwenden eine außerordentliche Sorgfalt auf ihren Haarputz und ein jeder hält sich dazu einen eigenen Barbier, der nichts zu thun, als den Kopf des Häuptlings in Ordnung zu erhalten hat. Dagegen wird aber auch das Amt dieser Barbieri für so heilig gehalten, daß man ihre Hände durch Priester weihen und ihnen alle übrigen Beschäftigungen untersagen läßt. Nicht einmal die Speisen dürfen sie mit ihren geweihten Händen zum eigenen Munde führen; die Häuptlinge halten ihnen deshalb eine Person, welche sie füttern muß. Die Art selbst, wie sie ihr Amt verrichten, Bart und Kopfhaar pflegen, salben, kräuseln u. s. w., beschreiben wir nicht und erwähnen nur noch, daß unter zwei Stunden der Haarputz dieser Wilden nicht in Ordnung zu bringen ist.

(Die Censur eine Erfindung von Wilden.) Es wird immer erzählt, die Censur sei von einem Papste erfunden worden, es ist aber nicht wahr; sie bestand lange, lange vorher unter dem mexikanischen Volke, das Cortez bezwang und das mit allen seinen Erinnerungen bis auf geringe Ueberreste jetzt von der Erde verschwunden ist. Jene Mexikaner hatten Bücher, ja sie besaßen eine wirkliche historische und poetische Literatur. Namentlich zeichnete sich die Stadt Tezcuco, die blühende Hauptstadt der Acolhuen, durch ihre Vorliebe für die schönen Wissenschaften aus; es war das Athen der neuen Welt. Die reichsten und vornehmsten Familien schickten ihre Söhne dahin, damit sie dort Bildung und Kenntnisse erlangten. Dieser literarische Aufschwung erfolgte namentlich unter dem Könige Tezahuacoyotl, der unter andern einen Musikrath einsetzte, eine Art Academie, welche für die Erhaltung des guten Geschmacks zu sorgen und junge Talente zu schützen hatte. An gewissen feierlichen Tagen trugen da Dichter Gedichte vor und erhielten Preise. Drei mexikanische Fürsten waren Mitglieder dieses Rathes und nahmen Theil an den Arbeiten desselben, ja sie rechneten es sich zur Ehre, die gelehrtesten und kenntnißreichsten Männer des Landes zu Kollegen zu haben,

welchem Stande dieselben auch sonst angehören mochten. Dieser Rath nun hatte auch die Censur zu verwalten, indem ihm alle Bücher vorgelegt werden mußten, bevor sie veröffentlicht werden durften. Auch hatte schon diese Censur das heute noch nicht Ungewöhnliche, daß sie nicht vor Strafen schützte, ja sie strafte etwas, was bei uns leicht hingehet, grausam, mit dem Tode nämlich, — die geschichtliche Lüge.

Man halte dies nicht für Erfindungen; obwohl die Spanier in ihrem Glaubenseifer alle Bücher der alten Mexikaner verbrannten — große Haufen auf einmal — so haben sich doch zerstreut mancherlei Nachrichten und Ueberreste erhalten und neuerdings hat Prescott ein dreibändiges Werk über die Civilisation jenes Volkes geschrieben, in welchem man noch andere Merkwürdigkeiten lesen kann.

(Der Todtenfluß in Canton.) In geringer Entfernung von der Stadt Canton liegt ein dürres, unbebautes, von steilen Felsen eingeschlossenes Thal, durch welches sich in vielen Krümmungen ein kleiner Fluß windet. Nur einige verküppelte Gesträuche wachsen in dem schauerlichen Thale, in welchem eine Grabesstille herrscht. Die Bewohner der Umgegend meiden es und man sieht am Tage Niemanden dort, außer vielleicht einmal ein Paar neugierige Engländer. In der Nacht dagegen schleicht oftmals eine Frau im Scheine einer kleinen Laterne auf dem schmalen Fußpfade heran, bis sie auf einen Felsen gelangt, worauf man alsbald den Fall eines schweren Körpers im Wasser hört. Dabei erschallen ängstliche Jammertöne, die allmählig schwächer und schwächer werden, bis sie ganz verklingen. Diese Frau ist eine Mutter, welche die Noth und Verzweiflung treibt, sich ihres Kindes zu entledigen; denn bekanntlich haben die Chinesen das Recht, ihre Kinder, die sie nicht ernähren zu können glauben, auszusehen oder umzubringen, und dieses Recht wird noch immer in schauerlich großer Ausdehnung geübt, wenn man es auch zu läugnen versucht hat. In Canton freilich, einer Weltstadt, haben sich die Sitten durch den Verkehr mit den Europäern ziemlich geändert; dort setzt man die Kinder nicht mehr aus und selten bringt man sie um; auch geschieht es nur in der Nacht und die Kestern thun es nicht mehr selbst; eine alte Frau übernimmt das traurige Amt für eine kleine Belohnung. Alle armen Familien kennen sie und bringen ihr die Kinder, deren sie sich entledigen wollen. An gewissen Tagen des Monats begiebt sie sich dann in der Nacht an den obenerwähnten kleinen Fluß. Oben auf dem Felsen, von dem wir sprachen, steht ein hoher Baumstamm, der mit dem einen Ende über den Fluß hinausragt. In diesen hohlen Baum legt die Frau das Kind. Das unglückliche Kind gleitet in demselben hinab und stürzt hinunter in die Flut. Die Missionäre, welche aus Europa nach China gesandt sind, haben die Wohnung dieser schrecklichen Frau ermittelt und sie begeben sich häufig zu ihr, um ihr die Kinder abzukaufen, welche sie umbringen sollte. Leider haben davon auch die Chinesen gehört und die fanatischen verbie-

ten der Frau, ihre Kinder zu verkaufen, weil sie wissen, daß dieselben dann im Christenthume erzogen werden. Einige der Missionäre wandern deshalb alle Nächte an dem „Todtenflusse“ umher und suchen die Kinder zu retten, welche die Alte in den hohlen Baum legt. Ja sie holen die Kleinen wieder aus dem Flusse heraus und es ist ihnen schon oftmals gelungen, solche Kinder wieder ins Leben zurückzurufen. Trotz dem Eifer dieser frommen Männer wurden doch noch im Jahre 1844 80 Kinder in dem Todtenflusse ertränkt. — In Frankreich hat man bekanntlich eine bisher viel bespöttelte Gesellschaft gegründet, welche sich den Zweck setzte: „chinesische Kinder zu kaufen und für das Christenthum zu erziehen.“ Das Geld, welches die Gesellschaft zusammenbringt, ist das, welches die Missionäre verwenden, um jenem Weibe in Canton die dem Tode geweihten Kinder abzukaufen, und wer das weiß, wird über jene Gesellschaft nicht mehr spötteln.

### Generalcorrespondenz.

In London ist vor wenigen Tagen ein merkwürdiger Prozeß beendet worden, welcher drei Tage dauerte und die allgemeinste Theilnahme erregte. Es handelte sich um eine Vergiftung, und die chemischen Analysen spielten eine große Rolle dabei. John Lawell war beschuldigt, seine Geliebte, Sarah Hart, vergiftet zu haben. Sie standen seit mehreren Jahren in vertrauten Verhältnissen mit einander, auch nachdem Lawell sich zum zweiten Male verheirathet und die Sarah aus seinem Hause entfernt hatte. Sie wohnte in dem kleinen Dorfe Bath, wo sie Lawell bisweilen besuchte. — Am letzten Januar des jetzigen Jahres ging er aus einem Kaffeehause fort und sagte, er begeben sich zu einem Abendessen, er setzte sich aber in einen Wagen auf der Eisenbahn, um Sarah Hart zu besuchen. Nachdem er sich einige Stunden bei ihr aufgehalten hatte, schickte er sie mit dem Auftrage fort, aus dem nahen Wirthshause eine Flasche Bier für ihn zu holen. Sarah befand sich ganz wohl und war sehr heiter; sie hatte sich mit der Flasche seit einiger Zeit wieder in ihrem Hause eingefunden, als eine Frau in dem Nachbarhause Lärm dort hörte. Sie horchte; der Lärm dauerte fort; die Frau ängstigte sich und trat auf die Straße heraus, auf die ein ganz kurzer Fußweg von ihrem und Sarahs Hause führte. Ehe sie die Straße noch erreicht hatte, sah sie Lawell von der Sarah Hart herauskommen und nach der Straße eilen. Er zitterte und war so ängstlich, daß er die Thüre, welche von dem Gärtchen nach der Straße führte, nicht aufbringen konnte und die Nachbarin ihm öffnen mußte. Die Frau fragte auch, ob Sarah krank sei. Lawell antwortete nicht und entfernte sich. Die Frau ging zu Sarah. An dem Feuer stand ein Tisch und auf demselben eine halbleere Flasche mit zwei Gläsern. Sarah lag am Boden, halb entkleidet; ihr Häubchen war zu Boden gefallen und das Haar hing ihr über das Gesicht. Sie röchelte noch dumpf, konnte aber kein Wort sprechen, und ein Arzt, der sofort gerufen wurde, wendete seine Kunst vergeblich

auf. Lawell war nach der Eisenbahn zu gegangen, hatte aber den Abgang des Zuges nicht abgewartet, sondern war in einem Omnibus in der entgegengesetzten Richtung fortgefahren. Später erst war er nach London zurückgekommen. Bei der Untersuchung fiel sogleich Verdacht auf ihn und durch den elektrischen Telegraphen erging sofort der Befehl, ihn zu verhaften. Das geschah auch und er erklärte das Vorgefallene in folgender Art. Sarah Hart, die in seinem Dienst gestanden, habe ihn fortwährend mit Briefen und Geldforderungen belästigt, und als er ihr mehrmals nicht geantwortet, habe sie gedroht, sich das Leben zu nehmen. Als er zuletzt bei ihr gewesen, habe er ihr bestimmt erklärt, daß er ihr kein Geld mehr schicken würde. Sie habe darauf ein Glas Bier genommen, darein den Inhalt eines ganz kleinen Fläschchens gegossen und davon getrunken. Kaum sei das geschehen, so sei sie zu Boden gefallen. Er sei darauf fortgegangen, da er nicht geglaubt, daß die Sache gefährlich sei. — Die Verstorbene wurde geöffnet und die Untersuchung zeigte die Anwesenheit von Blausäure. Die Nachforschungen ergaben später, daß der Angeklagte am 1. Januar Blausäure gekauft habe. Sein Bertheidiger behauptete zwar, daß die Beweise nicht hinreichten, um den Angeklagten zu verdämmen, da aber sehr viele Zeugen gegen ihn auftraten, wurde Lawell verurtheilt, gehangen zu werden. Die Gesellschaft der Freunde ging an die Königin, um eine Verwandlung der Strafe zu erwirken, da es doch möglich sei, Sarah Hart habe selbst Hand an ihr Leben gelegt. Es blieb aber bei dem Ausspruche des Gerichts und Lawell wurde am 25. vorigen Monats gehangen. War er wirklich schuldig? Viele bezweifeln es noch immer. —

Die Hofsteiner mögen bekanntlich das dänische Geld nicht. Seit einiger Zeit machen sie förmlich Jagd auf die dänischen Kupfermünzen, die im Lande cursiren, um sie auf eine eigenthümliche Weise zu vertilgen. Sie werden gesammelt, eingeschmolzen und als Kupferplatten nach Detmold geschickt, damit man sie dort zu dem Hermannsdenkmale verwende. —

Die deutschen Opern gerathen dieses Jahr gar nicht gut; wir haben leider wieder eine verunglückte zu erwähnen, Hillers „Traum in einer Winternacht“. Wie das seit einiger Zeit herkömmlich geworden ist, schiebt man die Schuld auf das schlechte Textbuch. Ist denn, um nur ein Paar allgeliebte Opern zu nennen, der Text der „Zauberflöte“ oder auch nur der des „Freischütz“ ausgezeichnet? —

Das Denkmal, das die Anhänger Hahnemann's diesem „Erfinder“ der Homöopathie errichten wollen, soll in Rötzen, wo seine Lehre eine Freistadt fand, in der Nähe des Bahnhofes aufgestellt werden. Mehrere Tausend Thaler sollen bereits zusammengebracht sein. Wahrscheinlich ist Hahnemann der erste Arzt, dem man ein ehernes Monument setzt, denn so viel uns bekannt ist, hat nicht einmal Jenner (der Entdecker der Kuhpockenimpfung und als solcher einer der größten Wohltäter der

Menschheit) einen solchen Beweis von Dank und Anerkennung gefunden. Er war aber freilich kein Parteimann, kein Sectenhaupt. —

Die deutschen Theater können einem neuen Stücke entgegensehen, das sicherlich das Publikum stärker anzieht als alle neuern Versuche, das gesunkene Theater zu heben. Der bekannte und beliebte Paul de Kock hat nämlich ein lustiges Baus deville geschrieben, das den schäferlichen Titel führt: „Der Fastnachtssohne“ und in dem ein wirklicher vierbeiniger Dohse auf die Bühne kommt. Seit in Hamburg das leider mitten in seiner glänzenden Laufbahn hinweggerastete Kameel Furore machte, läßt sich erwarten, daß ein „Fastnachtssohne“ nicht minderes Glück mache.

Die englischen Blätter, die sich fast eben so sehr wie unsere Hofzeitungen um Alles kümmern, was am Hofe zu London vorgeht, erzählen mit großem Wohlgefallen eine Anekdote, bei der mancher Seitenhieb auf Prinz Albert fällt. Der Prinz von Wales nämlich (der Kronprinz) hat unter andern Titeln auch den eines Herzogs von Rothesay. Eines Tages nun wurde ihm eine Karte mit der Aufschrift übergeben: „Der Herzog von Rothesay bittet um eine Audienz.“ Prinz Albert wiederholte verwundert diesen Namen mehrmals und sagte endlich, er kenne keinen Herrn dieses Titels, doch ließ er den Herzog ersuchen, einzutreten. Wie groß war aber seine Verwunderung, als er seinen kleinen Sohn in der schottischen Kleidung als Herzog von Rothesay eintreten sah! Einige Blätter sagen freilich, Prinz Albert habe sich nur so gestellt, als kenne er diesen Titel seines Sohnes nicht, um der Königin, seiner Gemahlin, welche diese Ueberraschung ausgedacht hatte, eine um so größere Freude zu machen. —

Es ist in manchen Fällen doch gut, daß die Aussprüche der englischen Richter bei uns nichts gelten. Da hat kürzlich einer in London bei Gelegenheit einer Klage wegen Nichterfüllung eines Ehevorsprechens entschieden, ein Mädchen von zweiunddreißig Jahren sei kein junges Mädchen, sondern — ein Frauenzimmer. —

Wir machen unsere Leser auf ein vortreffliches Werk aufmerksam, auf den bei Flemming in Glogau vor Kurzem erschienenen vollständigen Handatlas der neueren Erdbeschreibung über alle Theile der Erde in 60 Blättern. Herausgegeben von Dr. R. Schr. Sämmtliche Karten, wovon über zwei Dritttheile auf Europa gekommen, sind nach den neuesten Messungen und Entdeckungen und mit Berücksichtigung der neuesten Länder- und Staatenvertheilungen entworfen; alle zeichnen sich durch Deutlichkeit und Genauigkeit der Umrisse, so wie durch sauberes Colorit in hohem Grade aus, und wir stimmen in jeder Hinsicht der günstigen Beurtheilung bei, welche dieses zeitgemäße Unternehmen bereits in mehreren Zeitschriften erfahren hat. B.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 18.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thle. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Neubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thle.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Lebenslauf eines amerikanischen Majors.

(Fortsetzung.)

Der wirkliche Chirurg, der Müller's Abtheilung begleitete, nahm mir an diesem Tage die schlimmsten Fälle ab und meine nächste Gelegenheit zur Praxis hatte ich im Fieberhospital zu Detroit, wo ich übrigens nicht viele Tage gewesen war, als die Unentschlossenheit Hull's an dem gegenüber liegenden Ufer des Flusses die ganze Armee entmuthigte, was, wie es immer der Fall ist, die Krankenliste bald wachsen ließ, so daß ich in der Erfüllung meiner Pflichten einen geschicktern und erfahrenern Wundarzt zur Beihilfe bekam. —

Meine Patienten lagen auf dem Boden in ihre Decken gewickelt umher, als dieser Arzt ankam, um mich von einem Theil meiner Verpflichtung zu entbinden und sich nach der Art meiner Behandlung zu erkundigen.

„Nun, an die Arbeit, an die Arbeit, Doctor!“ sagte er, indem er, als er zuerst ins Zimmer trat, den Krankengeruch witterte, die Nase in die Höhe hob und eine gewaltige Prise nahm. „Sie werden mit diesen armen Burschen gut fertig, nicht wahr, eh? Verlieren doch nicht viele, hoffe ich, eh? Doctor!“

„Ach, wenn der Fluß so niedrig ist wie jetzt, kein Wind von den untern Seen weht, der das Abfließen des Wassers verhindert, und die verfaulende Masse an den Ufern zu Tage kommt, soll das Landfieber un-

heilbar sein. Mein Creolen-Assistent sagte mir vor einigen Tagen, er habe in einem eben Gestorbenen einen alten Bekannten aus Neuorleans erkannt, und seit der Zeit haben wir zehn andere Fälle von gelbem Fieber gehabt.“

„Eh, wirklich? Hm! — Hm! — Wir — eh — wir müssen das Alles geheim halten — böß, sehr böß — doch genug Calomel in der Medicinkiste, hoff' ich? eh?“

„Ja, auch einige Salze. In der Verschreibung meiner Mittel benutze ich beide Mittel in gleichen Quantitäten, damit das Eine nicht früher als das Andere verbraucht werde; dies ist, wie ich es nenne, die Salzseite des Zimmers, und auf jener liegen die mit Calomel behandelten Patienten.“

„Ah — eh — wirklich? Sonderbare Behandlungsmethode — aber militairisch, eh? Doctor? Nicht wahr? Ihr laßt Eure Kranken zu ihrem letzten Marsche in Linien aufmarschiren. Gut. Hahaha! Hm! Aber von welcher Rotte zählt Ihr die meisten Convalescenten?“

„Die Curen sind im Durchschnitt auf beiden Seiten dieselben; nicht wahr, Alphons?“ sagte ich, indem ich mich an meinen Creolen-Assistenten wendete, der sich in diesem Augenblick uns näherte.

„Oui, Monsieur, certainement, wir begraben alle Tage von jeder Seite ungefähr dieselbe Anzahl.“ —

Aber verdammt diese Hospitaltage, es verstimmt mich immer, wenn ich an sie denke, und ich hatte mich

schon lange, ehe ich von meiner mir verhassten Stellung erlöst wurde, um irgend eine Offizierstelle bemüht. Eine freundliche Darstellung einiger Kleinigkeiten, wo ich einen oder ein Paar Indianer in der Affaire bei Magagua niedergehauen, verschaffte mir endlich eine Fähnrichsbestallung, die ich gerade zu rechter Zeit erhielt, um mit zu den Kriegsgefangenen in Hull's Capitulation gezählt zu werden. Da aber die Miliz nach dem Fall von Detroit in ihre Heimath zurückkehren durfte, hielt ich es für zweckmäßiger, meine unzeitige Ehrenstelle einzustecken und als einfacher Doctor Peabody abzumarschiren. Dieser Umstand verursachte später einen Streit über den genauen Zeitpunkt meiner Bestallung und meinen daraus folgenden Platz für Beförderung. Der einzige Offizier aber, dessen Rang dadurch mit dem meinigen in Berührung kam, war thöricht genug, mich zwei Jahre später zu einem Duell zu zwingen, wofür ich ihn denn natürlich, da der richtige Platz meines Namens in der Armeeliste auf dem Spiele stand, niederschließen mußte.

Armer Raffles! Wir waren in früherer Zeit wie Brüder befreundet, bliesen Beide die Flöte und probirten gewöhnlich Duette zusammen, die wir auch, obgleich unser Zweikampf sechs Wochen vorher bekannt war, ehe er stattfand, bis zum letzten Augenblick nicht unterbrachen. Die Sache trug sich aber etwa folgender Maßen zu. Eines Abends hatte ich mich, aus bloßer Gutmüthigkeit, erboten, eine Ausforderung für einen armen Teufel zu besorgen, den die Kameraden für ehelos erklärt, weil sie gesehen, daß er auf dem Schlachtfeld seinen Feind, einem wilden Indianer gleich, scalpirte. Er kam zu mir und erzählte mir, auf welche schmähhliche Art er beleidigt sei, nannte aber dabei mit keiner Sylbe Raffles' Namen; da ich nun wußte, daß sich kein einziger Offizier im ganzen Regiment des armen Kerls annehmen würde, so erbot ich mich, wie gesagt, aus reiner Gutmüthigkeit, die Herausforderung zu überbringen. Sogleich schrieb er den Brief, während mehrere der Kameraden um uns her standen. Es wurmte mich freilich nicht wenig, als ich den Namen meines besten Freundes auf die Adresse setzen sah, aber nun konnte ich natürlich nicht zurücktreten.

Mein Freund, der arme Harry, machte große Augen, als ich ihm den Brief übergab.

„Zum Teufel, Jake,“ rief er, „was soll das heißen? Du willst doch nicht in des Kerles Schuhen stehen, was?“

„In seinen Schuhen, Harry — Du wirst Dich doch dem Manne stellen?“

„Mein bester Jake, kannst Du glauben, daß ich mich mit einem Schurken schlage, der einen brittischen Offizier scalpirt hat? Was in aller Welt ist Dir in den Kopf gestiegen, daß Du Dich überhaupt hineinmengst hast?“

„Das gehört nicht hierher, Herr Raffles, ich stehe für den Augenblick als der Freund jenes Mannes hier und kann nicht dulden, so von ihm reden zu hören.“

„Herr Raffles? Jenes Freund? — Nun, Sie werden am besten wissen, welches Spiel Sie zu spielen haben, ich meines Theils aber werde mich der Rechte bedienen, welche mir die Gesetze der Ehre gestatten, mich dem Repräsentanten Ihres Freundes stellen — ich will — aber — zum Henker, Jake — laß' die Sache bis morgen ruhen und ich will mich doch zu überwinden suchen, dem Burschen selber Satisfaction zu geben!“

„Du kannst das machen wie Du willst, Raffles, mein Freund aber, weißt Du wohl, schießt schlecht und ich —“

„Du triffst einen Kopf auf 30 Schritt — aha, ich begreife den Schluß, der gezogen werden könnte und danke Dir für den Wink. — Herr Peabody — ich werde Ihnen morgen früh meinen Secundanten schicken und wünsche Ihnen einen guten Abend!“

Daß ich mir die Zunge verbrannt hätte! Ich meinte ja die Wendung gar nicht, die Raffles meinen Worten gab und wollte ihm nur andeuten, daß er meinen Scalpe liebenden Freund, ohne sich selber dabei irgend einer bedeutenden Gefahr auszusetzen, leise in die Schulter schießen und so die ganze Geschichte zur Zufriedenheit aller Parteien beenden könnte; Raffles war jedoch, wo seine Ehre ins Spiel kam, gerade einer von jenen heftigen Leuten, die in den Händen ihrer Freunde bei Hahn in Ruhe losgehen.

Gut! der Morgen brach an, die Sache konnte aber immer noch nicht entschieden werden, denn mein neuer Freund war mit einem Detaschement abgeschickt worden, Provision herbeizuschaffen und er wurde vor einem Monat nicht zurück erwartet. Sämmtliche Offiziere stimmten deshalb überein, daß Raffles die Wahl seines Segners noch nicht zu veröffentlichen brauche, bis „Scalpy“, wie Jener allgemein genannt wurde, zurückgekehrt sei. Indessen wurden die Winterquartiere, als die Sache ein wenig vergessen war, so langweilig als früher und Raffles und ich begannen unsere

Flötenübungen wieder, da wir doch sonst nichts zu thun hatten. Wenn das Wetter schön war, nahmen wir auch wohl die Doppelflinten und gingen zusammen auf die Entenjagd; es herrschte aber von jener Zeit an keineswegs derselbe Ton mehr zwischen uns, als früher; wir ließen uns natürlich in Gegenwart der andern Offiziere Nichts dergleichen merken, waren wir aber allein, so hatten wir einander gar wenig zu sagen und wurden kälter und förmlicher, bis wir zuletzt nicht mehr auf Jake und Harry, sondern „Herr Raffles“ und „Herr Peabody“ standen. Dennoch setzten wir unsere Flötenduetts fort, bis die unglückselige Ursache aller dieser Verdrießlichkeiten ins Lager zurückkehrte, was uns Beiden wahrhaftig leid genug that. Er hatte einen langen Weg durch Wälder zurückgelegt, die von spionirenden Indianern wimmelten, so daß es fast unmöglich schien, ungefährdet zu entkommen; schlecht Geld kommt aber immer wieder auf eine oder die andere Art zurück und so zeigte sich der Schust auch frisch und gesund bei uns und wir mußten gute Miene zum bösen Spiel machen. Während seiner Abwesenheit hatte er mit den Verworfensten seiner Leute im vertraulichsten Verhältniß gestanden und er kehrte roher und nichtswürdiger als je zurück; Raffles konnte sich mit jenem Schurken nicht auf eine Stufe stellen, und ich mußte mich für ihn schießen, obgleich ich ihn in die Hölle wünschte. Wir erschienen auf dem Plage — der arme Harry und ich —; sein Pistol versagte und ich schoß in die Luft, that es jedoch so ungeschickt, daß er merken mußte, ich wolle ihn durchschlüpfen lassen und er verlangte denn auch wüthend einen zweiten Gang. Der Mann war, die Wahrheit zu gestehen, toll, seinem bösen Geschick verfallen und er wollte dem Tod in den Rachen laufen. — Ich schoß meinen Freund durch das Herz — und stieg um Eimen auf der Armeeliste.“ —

Der Major hustete hier ein wenig, ein leises Zittern seiner Augenlider verrieth aber doch, daß er nicht so ganz gefühllos sei, als er uns gern glauben machen wollte.

„Bald nachher,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „bekam General Winchester Befehl, sein Lager an der Mündung des Au Glaize abzubrechen und bis zu den Fälln vorzudringen, die wir, durch den tiefen Schnee brechend, mit etwa tausend waffenfähigen Männern erreichten. Hier forderten uns Boten der Bewohner von Frenchtown auf, den Engländern bei diesem Orte entgegen zu gehen. Wir brannten vor Eifer, die Feinde

anzugreifen und der tapfere Colonel Allen, der viel in Winchesters Kriegsrath galt, bewog den General zu einem augenblicklichen Vorrücken. Eine Abtheilung von Regulären und Kentucky-Freiwilligen wurde organisirt und das Commando an Colonel Lewis übertragen. Wir erreichten den Raisinfluß, der mit dickem Eise bedeckt war und fanden die Britischen und Indianer zwischen den einzelnen Häusern an dem Ufer postirt. Sie empfingen uns mit einem Hagel von Büchsenkugeln und Haubizen. Die Battaillone von Graves und Maddison, denen Ballard's leichte Infanterie vorauszog, drangen über den Fluß und vertrieben den Feind aus den ihn schützenden Häusern und Pallisaden. Die Indianer kämpften wie eingefleischte Teufel und Reynolds führte die Engländer zwei Mal wieder zum erneuerten Angriff herbei, Allen aber mit seinen Kentucky-Freiwilligen fiel ihm unter einem wahren Kugelregen in die Flanke und der Tag war unser.

Nie jedoch hat wohl ein Sieg solche böse Folgen getragen als dieser. Berauscht von dem glücklichen Erfolg beschlossen wir, unsere Stellung zu behalten, obgleich der Oberbefehlshaber gar nicht daran gedacht hatte, für gehörige Verstärkung zu sorgen. Wir führten nicht ein einziges Stück Geschütz und obgleich General Winchester selbst mit zweihundert und funfzig Mann zu uns stieß, wurden dennoch selbst die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln, die Truppen zusammenzuhalten, außer Augen gesetzt; nicht einmal auf der einzigen Straße, auf welcher unser Lager am leichtesten angegriffen werden konnte, ward ein Piquet aufgestellt. Unsere ganze Macht bestand aus siebenhundert und funfzig Mann, und viele von diesen campirten im offenen Felde, als am Morgen des unheilbringenden zweiundzwanzigsten Proctor mit einer schnell gesammelten Armee von funfzehnhundert Britischen und Indianern und sechs Geschützstücken über uns herfiel. Die im Freien Liegenden wurden augenblicklich überwältigt und meiner Compagnie nebst einer andern, die wir einen Ausfall machten, um jenen zu Hilfe zu eilen, ward der Rückweg abgeschnitten, so daß ich in Begleitung weniger Gemeinen mit genauer Noth entkommen und unsere schützenden Pallisaden erreichen konnte. Die Artillerie eröffnete indeß ihr verderbenbringendes Feuer auf die schwachen Vertheidigungswerke, während das Britische Einundvierzigste unter den Salven heranzugschritt. Besonnen und fest rückten sie vor; das britische Bajonnet konnte aber der Kentucky-Büchse nicht die Spitze bieten. Drei Mal grif-

fen sie an und jedes Mal wurden sie mit schwerem Verlust zurückgetrieben.

Unsere Freiwilligen bestanden fast ausschließlich aus vornehmen Leuten, — Advocaten, Aerzten, Kentucky-Pflanzern und andern derartigen jungen Herren, die, obgleich als Gemeine dienend, nicht allein ihres Vaterlandes Ruhm, sondern auch ihren eignen Charakter zu bewahren hatten; dazu waren wir Alle gut bewaffnet und durch den erst kürzlich errungenen Sieg kühn und furchtlos gemacht. Wir zählten immer noch fünfunddreißig Offiziere und vierhundert und fünfzig Mann, nachdem wir schon sechs Stunden gegen die Artillerie und fünfhundert Engländer gekämpft hatten, die von etwa tausend Wilden unterstützt wurden.

Wir verwarfen denn auch zwei Mal die Aufforderung uns zu ergeben, obwohl Proctor uns in der Tasche hatte und uns vernichten konnte, auch entschlossen war, es zu thun, nur auf seine eigne Art. Er sandte jetzt zum dritten Male mit einer Botschaft unseres Generals, daß er — General Winchester — die sämtliche Mannschaft als Kriegsgefangene, aber mit der besondern Bedingung übergeben habe, unsere Personen und unser Eigenthum zu schützen und uns die Seitengewehre zurückzugeben. Jetzt entstand in dem kleinen Lager die erste Meinungsverschiedenheit; Einige waren von der Last und Arbeit des Tages ermüdet und gern bereit, die Bedingungen der Capitulation einzugehen, Andere hatten mehr als je Lust zum Kampfe — Einige philosophirten, daß es Rebellion sein würde, sich dem nicht zu unterwerfen, was der commandirende Offizier beschloßen habe, Andere dagegen behaupteten, daß ihm, da er selber in der Gewalt seiner Feinde sei, kein Recht zustähe, über uns zu verfügen. Winchester aber, obgleich er sich hier gerade als kein vorzüglicher General bewiesen, war so tapfer als gutmüthig und besaß die Liebe und das Vertrauen der Meisten; sein Rath vermochte mehr über uns als seine Befehle und wir streckten die Waffen. Nie haben aber Männer etwas Unsinnigeres gethan, als sich, mit den Waffen in den Händen, einem Feind wie Proctor, dem Tecumseh später so schön die Meinung sagte, zu ergeben und dabei zu hoffen, daß er uns gegen eine Horde blutdürstiger Indianer schützen könnte.

Ich weiß wahrhaftig nicht, ob er aus erbärmlicher Furcht vor seinen wilden Verbündeten nachgab oder nicht; trotz den menschlichen Bitten seiner eignen Offiziere aber, ließ er den Gefangenen keine Wache britischer Soldaten, wie er es doch versprochen hatte. Die

Indianer dürsteten nach Blut und er marschirte mit seinen Regulären ab, damit jene ihren Willen haben könnten. — Den ganz bestimmten Bedingungen zum Troß wurden selbst unseren Offizieren die Degen genommen und die Gefangenen dann, unbewaffnet, fast jeder Kleidung beraubt, hinter die abmarschirenden Reihen der Engländer getrieben, die sich wieder nach Malden zurückzogen. Wenige aber erreichten diese britische Garnison; viele wurden gleich an Ort und Stelle niedergehauen, andere fortgeschleppt, um von den verschiedenen Banden der Wilden an irgend einem Marterpfahl lebendig geröstet zu werden, denn hier und da stahlen sich einzelne Horden mit ihren unglücklichen Schlachtopfern von dem großen Haufen fort, um mit ihren Gefangenen ein förmliches Blutfest zu feiern.

Die besten und tapfersten unserer Offiziere fielen gleich an Ort und Stelle; ich selbst sah Colonel Allen mit vier Verwandten desselben Namens nahe am Kaisinluß morden. Eiskalt lief mir's über den Rücken, als ich das Schreien der Sterbenden hörte, die dem sich gleichgiltig abwendenden Proctor Flüche nachsandten und dabei ihre eigene Thorheit verwünschten, mit der sie dem Erbarmen eines solchen Feindes vertraut hatten. Das war aber immer noch nicht das Schrecklichste dieses Tages. Etwa sechzig von unsern Leuten, krank oder verwundet, hatten in dem Hause eines Canadiers, am Ufer des Kaisin, Schutz gegen die Kälte gesucht. Einige waren während der Verwirrung des Kampfes dorthin gekrochen, andere durch Freunde gleich nach der Uebergabe dahin getragen worden und wenige, ich unter diesen, hatten den Platz aufgesucht, um nach einem verwundeten Freund zu sehen.

Der feindliche Nachtrab befand sich kaum wieder auf dem Marsch, als dies Haus von den Wilden umzingelt und an allen vier Ecken angezündet wurde. Ich kniete im obern Stockwerk neben einem armen Teufel, der eben in Fieberhitze gierig eine Hand voll Schnee verzehrte, den ich ihm vom Fenstergesims geholt hatte, als ich die rothen Teufel unten heulen hörte und den aufsteigenden Rauch roch. Fast in demselben Augenblick stießen die Verwundeten in den untern Zimmern ein gemeinsames Wehgeschrei aus, denn die Wilden hatten das Haus gestürmt und mordeten was ihnen in den Weg kam. Dicker Qualm folgte gleich darauf, und als ich vorsichtig hinabschaute, sah ich, wie die Rothhäute duzendweis gerade unter mir aus dem Fenster hinausprangen, um nicht erstickt zu werden. Eben so viele drangen jedoch auch wieder,

trog Feuer und Rauch, in das Innere, um die Scalpe der Unglücklichen zu erbeuten, ehe sie die Flammen verzehrten konnten. Das Feuer loderte bis jetzt nur im Erdgeschosse und die nassen Bretter auswendig am Hause rauchten gewaltig; die Indianer waren zwar noch nicht bis zu uns heraufgedrungen, aber als wir die Flammen unten prasseln hörten, beteten doch Manche für das Schicksal ihrer Freunde, während Andere, ob schon halb im Rauch erstickt, die Indianer noch fürchteten, die mit wahrhaft teuflischem Geheul aus und ein sprangen.

Jetzt krachte und prasselte plötzlich der Boden unten und das Schicksal der Armen schien entschieden. Wildes Schmerzgeheul mischte sich mit dem matten Stöhnen der Gefangenen und verrieth, daß das Schicksal auch manchen der rothen Schufte ereilt habe. Einige von diesen klammerten sich im Fallen an die hölzerne Treppe an, die zu uns führte, und versuchten zu dem Orte augenblicklicher Sicherheit, in dem wir uns befanden, emporzukletterten. Nur zweien gelang es und die geschornen Köpfe und bemalten und blutbespritzten Gesichter drangen zugleich mit einer Flammensäule in unser Gemach, so daß sie wie Teufel aussahen, die auf ihrem eignen Elemente angefahren kommen. Gottes Tod! Hättet Ihr diese fürchterlichen Gesichter aus den Flammen heraus auf Euch hinstarren sehen, Ihr wäret, wie ich, in eine Ecke gekrochen.

Anstatt nun aber, wie ich im Anfang glaubte, gleich nach dem Fenster zu springen und aus dem Hause zu entfliehen, fingen die Wilden an, umherzuspioniren und mit ihren Messern zu arbeiten. Männer, die sich nicht mehr widersetzen konnten, ließen sie am Leben und nahmen nur die Scalpe mit, die sie so schnell abschälten wie Ihr die Schale von einem reifen Pflirsich herunterziehen würdet. Der Zufall oder die umherrollenden Rauchwolken, die dichter und dichter in das Zimmer stiegen, hatten mich immer noch ihren Blicken verborgen, bis Einer von einem Sergeanten, der bloß am Knie verwundet und noch völlig bei Kräften war, erfaßt wurde.

Das erste Zeichen von Widerstand gab auch meinen Sehnen neue Spannkraft und ich sprang in demselben Moment in die Höhe, als der andere Indianer, der eben seinem Gefährten zu Hilfe eilen wollte, mich erblickte und sich so schnell gegen mich wandte, daß er über einen im Wege liegenden Körper stürzte und an meiner Seite niedersiel. Augenblicklich warf ich mich auf ihn und riß sein Scalpirmesser aus dem Boden,

in welchem es, wie es seiner Hand entfallen war, zitternd stand. Mein Gegner war ein kräftiger, muskulöser Indianer; er hatte mich im Nu unter sich, ob ich gleich selbst nicht ungeübt im Ringen war, und er faßte meine Kehle mit Eisensingern. Das Messer hielt ich zwar noch immer fest, aber es war ganz krumm gebogen, und wenn ich den Arm erhoben hätte, würde es der Wilde mir sicher aus der Hand gedreht haben; ich stellte mich also ganz erschöpft, während ich das Messer auf der Diele unter mir wieder gerade bog und dann bemühte ich mich auf's Neue, seinen Händen zu entgehen. Der Indianer erhob sich etwas, um einen bessern Halt zu bekommen, in dem Augenblicke aber, als er sich mit seiner vollen Schwere wieder auf mich warf, preßte ich mich schnell und gewandt auf die Seite, so daß das mit dem Hest gegen den Boden gestemmte Messer bis zum Holzgriff in seine Brust eindrang, und das warme Herzblut mein Gesicht so roth als das seine färbte.

Alles dies geschah, wie Ihr Euch wohl denken könnt, in kürzerer Zeit, als ich es zu erzählen vermag; in den wenigen Sekunden hatte aber das Feuer so überhand genommen, daß es dem Kampfe des Sergeanten und Indianers in dem nämlichen Augenblicke ein Ende machte, als ich meinen Gegner abfertigte. Die Balken am andern Ende des Zimmers gaben nach und der Weiße und der Wilde, die einander an der Gurgel gepackt hatten, stürzten in die unten wüthenden Flammen.

Eben diese Flammen retteten mich, denn ich ergriff, um vor dem Feuer geschützt zu sein, bis ich das Fenster erreichen konnte, meine Indianische Decke und sprang, in diese gewickelt, zwischen den Häusern rother Teufel hinein, die unten nach Blut heulten. Ich fiel in einen tiefen Schneehaufen, der den untern Theil meines Körpers so gut als die Decke den obern verhüllte, und da mein Haar heruntergebrannt, mein Gesicht roth von Blut und von Rauch geschwärzt war, ich also fast wie ein wirklicher Indianer ausah, so ließen mich die wilden Schufte, die so viel eigene Geschäfte zu besorgen hatten und mich für einen Kameraden hielten, wie einen leblosen Kloß im Schnee liegen.

Bald darauf stürzte das Dach ein, die Flammen prasselten hoch in die Luft und die in die Gluth schlagenden Wände schleuderten Asche und Funken nach allen Seiten hin; die Wilden aber stießen ein Triumphgeschrei aus und scharten sich, zufrieden, gethan zu haben, was in ihren Kräften stand, wie ein Hausen

hungriger Wölfe hinter der Abtheilung von Gefangenen her, die Proctor's Nachtrab folgten. Wenige erreichten, wie Ihr wißt, Malden und ich hielt mich wahrhaftig damals, als ich halb erfroren aus dem Schnee heraustroch, für einen der Glücklichen von der ganzen gefangen genommenen Armee am Raifluß.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Die Pariser Spielwuth.) Es stellt sich immer deutlicher als eine Nothwendigkeit heraus, daß die Regierungen an dem Staatskörper einige Fontanelle offen halten müssen, um den schlechten Neigungen einen Abzugscanal zu gewähren. Es dürfte dies auch wohl zu berücksichtigen sein, ehe man vorzeitig die öffentlichen Spielanstalten in Deutschland aufhebt, deren Vernichtung von der Presse fast einstimmig gefordert wird. Seit in Frankreich und namentlich in Paris die öffentlichen Spielhäuser geschlossen worden sind, hat sich die Spielwuth über das ganze Land und die ganze Stadt verbreitet; jedes Haus ist ein Spielhaus geworden, jede Gesellschaft und Vereinigung dient zum Vorwande, Spielpartien zu veranstalten und das Spiel ist so der Aufsicht der Polizei entzogen. Während sonst die Damen sich schämten, in die Spielhäuser zu gehen und zu spielen, geben sie sich jetzt in den Privatgesellschaften ungeschert und zu ihrem großen Nachtheile der Spielsucht hin. Selbst die beste Gesellschaft ist von diesem Zeitübel angesteckt und überall schleichen sich vornehme oder vornehm scheinende Betrüger ein, welche in den Privathäusern die Leute ungeschert durch falsches Spiel u. um das Geld bringen. So erschien z. B. kürzlich in einem angesehenen Hause ein junger Mann, den Niemand kannte. Da sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden hatte, so bemerkte man ihn nicht sogleich; aber er spielte und da er sehr bedeutend gewann, so erregte sein unerhörtes — Glück Aufmerksamkeit. Der Hausherr fragte ihn endlich sehr artig, wer er sei. Der Fremde nannte seinen Namen, den Niemand kannte.

„Sie haben mich zwar nicht eingeladen,“ setzte er hinzu, „aber die Frau von L. erbot sich, mich vorzustellen. Ich nahm das Anerbieten an und erschien, habe aber bis jetzt meine Gönnerin vergebens gesucht.“

Der Name der genannten Dame war eine glänzende Empfehlung, die der Abenteurer absichtlich gewählt hatte, da er wußte, daß die Dame den Abend in einem andern Hause erscheinen würde. Leider täuschte er sich in seiner Berechnung, denn bald darauf kam Frau von L. wirklich an. Das war ein Donnerschlag für den Spieler. Der Hausherr ging der Dame entgegen, nahm ihren Arm, führte sie an den Spieltisch und bat sie, ihm den jungen Herrn vorstellen zu wollen.

„Ich kenne den Herrn nicht,“ antwortete die Dame.

„Machen Sie um Gotteswillen kein Aufsehen!“ sprach da der entlarvte Betrüger, indem er aufstand; „nehmen Sie das Geld, das ich gewonnen habe und lassen Sie mich ruhig gehen.“ Bei diesen Worten legte er ein Paar Hände voll Gold und einige Banknoten hin und — entschlüpfte. Die Betrogenen nahmen von dem Gelde, was jeder verloren hatte.

Eine lange Zeit hindurch zeigten sich in den besten Häusern vier junge Männer, die nahe verwandt waren und die man allgemein die Haimonskinder nannte. Sie waren in jeder Hinsicht lebenswürdig, wußten angenehm zu plaudern, waren gute Musiker, tanzten eifrig und vortrefflich, zeichneten sich aber namentlich als Spieler aus. Sie wurden deshalb auch überall hin eingeladen. Der Eine spielte Piano, der Zweite tanzte, der Dritte plauderte, der Vierte spielte. Hatte der Eine eine Zeitlang gespielt, so trat er seinen Platz einem Andern ab, der ebenfalls zurücktrat, nachdem er etwas gewonnen hatte und so fort. So spielten alle vier nacheinander, bisweilen zwei auf ein Mal, um einander in die Hände zu arbeiten. Sie gewannen nie viel auf ein Mal, damit ihr Glück nicht aufalle, zusammen aber erwarben sie doch jeden Abend eine Summe, die sie selbst auf fünfhundert Francs angegeben haben. Sie lebten so mehrere Jahre in Freuden, in angenehmer Gesellschaft und allgemein geachtet und geliebt, — bis man endlich einmal zufällig hinter ihr Geheimniß kam und zwar in einer Art, daß Niemand an der Schlechtigkeit der von ihnen angewendeten Mittel zweifeln konnte. Die vier Haimonskinder verschwanden darauf und trennten sich, um einzeln im Auslande ihr Glück zu machen.

(Der Fächer.) Die Geschichte des Fächers ist die Geschichte der Civilisation und der Galanterie, der Fächer selbst also von der höchsten Bedeutung für das ganze Menschengeschlecht, namentlich für die schönere Hälfte desselben. Seine Wichtigkeit hat man freilich bald mehr bald weniger erkannt, je nach dem die Civilisation stieg oder sank. Schon im alten Aegypten und in Indien kannte man den Fächer, man findet ihn abgebildet auf den Ruinen von Persepolis und Babylon. Selbst die christliche Kirche hat ihn geweiht und er gehörte früher zu der Tracht der Geistlichen. Die ersten Priester nahmen ihn mit an den Altar und bedienten sich desselben da im Sommer, um von dem messelenden Geistlichen die Fliegen zu verschrecken und ihm Kühlung zuzufächeln. Heute noch läßt sich der heilige Vater in Rom bei feierlichen Gelegenheiten durch zwei Diener ungeheuer große Fächer von Federn vortragen. Allgemein unter den Damen in Europa wurde der Gebrauch des Fächers nach dem Mittelalter als die Künste und Wissenschaften wieder aufblüheten und er erschien gleich diesen zuerst wieder in Italien. Als die Königin Christine von Schweden nach Paris kam, wo die Damen am Hofe den Fächer am kunstreichsten zu gebrauchen verstanden, fragte man

sie um ihre Meinung darüber; Christine aber hieb mit der Reitpeitsche, die sie bekanntlich stets führte, um sich und soll geäußert haben: „wozu eine solche Windsucht! (— man nennt den Fächer in manchen Gegenden Deutschlands so —). Ihr seid ja so schon windig genug.“ — Es gab damals und noch später Personen, welche wie im Tanze ic. Unterricht in der Handhabung des Fächers gaben und vor nicht eben langer Zeit, um das Jahr 1820, bedienten sich auch die Herren, versteht sich nur die exquisitesten Modeherren, der Fächer, welche man damals Corisanders nannte und zwar nach dem Namen einer komischen Oper von Berton, die in Paris bei solcher Höhe zuerst aufgeführt wurde, daß man sich der Fächer allgemein bedienen mußte, um nicht zu ersticken. Der geistreiche französische Schriftsteller Arnould erzählt aus jener Zeit, er habe eines Abends im italienischen Theater in Paris neben einem Stuger gesessen, der sich erst lange des Fächers bedient, um sich abzukühlen, dann ihn aber zusammengelegt und damit den Tact geschlagen habe, aber falsch. Aergerlich darüber habe er, ohne sich umzusehen, gesagt: „wenn das Fräulein sich des Fächers nicht als Tactstab bedienen wollte, würde es ihren Nachbarn sehr angenehm sein.“ „Ich ein Fräulein!“ habe darauf der Stuger mit dem Fächer in tiefem Basse erwidert, während er sich umgeschaut und den gewaltigen Schnauzbart gedreht. „Ich weiß nicht,“ setzt Arnould hinzu, „was noch geschehen wäre, wenn ich nicht so ernst als möglich gesagt hätte: ich bitte um Entschuldigung, Herr Offizier.“

(Ein Roman im Leben.) Vor einigen Tagen wurde in Paris eine schöne Jüdin getauft, deren Lebenslauf so merkwürdig ist, daß er wohl erzählt zu werden verdient. Rebecca, so hieß das reizende Mädchen, ist das Kind sehr armer jüdischer Keltern und mußte seit ihrer frühesten Kindheit in den Straßen, auf den öffentlichen Promenaden und vor den Kaffeehäusern singen. Eines Tages nun fuhr eine glänzende Equipage rasch um eine Straßenecke; die kleine Sängerin stand da, konnte nicht schnell genug bei Seite treten und kam unter die Füße der Pferde. Der Wagen hielt natürlich sogleich an und die darin sitzende Dame, die Gräfin M., stieg aus. Das Kind, das zum Stücke nur leicht verletzt war, wurde aufgehoben, in den Wagen gelegt und mit in den Palast der Dame genommen, wo man ihm jede Pflege angedeihen ließ. Das interessante Gesicht, die Sanftmuth und Anmuth der kleinen Straßensängerin gewannen das Herz der Gräfin. Rebecca hatte ihre Mutter nicht gekannt; ihr Vater, ein armer Teufel, war ein herumziehender Musikant und hatte an dem Tage, als das Unglück geschehen, wegen Krankheit seine Tochter nicht begleiten können. Man ließ ihn in den Palast kommen und die Gräfin sagte zu ihm: „ich bin reich und habe keine Kinder; wenn Sie mir Ihre Tochter anvertrauen wollen, übernehme ich ihre Erziehung und werde für ihre Zukunft sorgen, auch für die Gefälligkeit, die Sie mir dadurch erweisen, erkenntlich sein.“ Der Jude nahm das Anerbieten an und Rebecca blieb

bei ihrer Gönnerin, welche das Kind von Tage zu Tage lieber gewann. Sie erhielt die glänzendste Erziehung, ihre Schönheit entwickelte sich mit ihren Talenten und nach einigen Jahren war die ehemalige kleine Straßensängerin eine reizende junge Dame geworden. Ehe die Gräfin sie in die Welt einführte, wünschte sie, daß Rebecca ihrem Glauben entsage. Sie erhielt auch wirklich Religionsunterricht und alles war zur Taufe bereit, als sich ein unübersteigliches Hinderniß erhob. Der Vater Rebeccas hatte sich durch die Wohlthaten der Gräfin in den Stand gesetzt gesehen, sein früheres armseliges Gewerbe aufzugeben, war Gemäldehändler geworden und hatte sich dabei ein nicht ganz unansehnliches Vermögen erworben. Er besuchte von Zeit zu Zeit seine Tochter, aber immer nur auf kurze Zeit; auch sprach er dabei nur von gleichgiltigen Dingen, bis er eines Tages zu Rebecca sagte: „Du mußt das Haus verlassen und zu mir kommen; ich nehme Dich mit.“ Die Gräfin und Rebecca widersetzten sich vergebens, der alte Jude blieb unerbittlich. „Ich will nicht, daß meine Tochter dem Glauben unserer Väter untreu werde, und würde nicht ruhig werden, wenn ich sie nicht bei mir hätte.“ Bitten und Versprechungen wirkten nichts, Rebecca mußte nachgeben. Sie verließ das glänzende Haus, in welchem sie so lange gelebt hatte und bezog die bescheidene Wohnung ihres Vaters. Dieser wollte sie auch zwingen, einen Mann anzunehmen, den er für sie ausgesucht hatte und vielleicht hätte sie auch hierin nachgeben müssen, wenn nicht zum Glück der alte Mann gestorben wäre. Da kehrte Rebecca zu ihrer Beschützerin zurück, die untröstlich über den Verlust ihres Lieblings gewesen war, vor einigen Tagen erfolgte die Taufe der Jüdin, die nun Helene heißt, und bald darauf ihre Vermählung mit dem Herzoge von . . . , dem sie eine Million als Mitgift zubringt, welche nach dem Tode der Gräfin verdreifacht werden wird.

### Generalcorrespondenz.

In Dresden ist — zum Besten der Ueberschwemmten — ein Concert angekündigt, in welchem zwei und dreißig händiges Piano gespielt werden soll, und zwar von sechs und acht Pianisten auf acht Instrumenten. Da man anfängt, solche ungeheuerliche Mittel anzuwenden, um noch Zuhörer zu dem Pianofortspiel zu locken, so scheint die Herrschaft des Pianos wirklich zu Ende zu gehen. Ja, ruhe in Frieden, du hölzernes Instrument, du hast uns schwer gepeinigt! — Auch von anderer Seite her, von Paris, zeigen sich Andeutungen von dem Sinken der Pianoforteherrschaft, denn man stellt dort an die Pianovirtuosen immer gesteigerte Anforderungen. „Wer sich noch auf dem Piano hören lassen will,“ sagt ein Pariser Blatt, „muß durchaus — eine schöne Dame sein, in glänzendem weißem Moirekleide erscheinen, das reizende Formen zeigt, schöne Hände und untadelige Arme haben, Augen wie eine Circasserin

beßigen, die funkelnd über die Versammlung blicken, und dazu einen Schwanenhals, dessen Bewegungen sich nach den Tönen richten, welche die zarten Finger den Tasten entlocken. Eine rothe Gamelle im Haar erhöht offenbar und unfehlbar den Eindruck des Spieles und auch die niedlichen Attaschuhe, welche kräftig das Pedal drücken und den Augen der — Musikfreunde nicht entgehen, wirken das ihrige; wenn dazu ein durchdachtes Spiel der Augen kommt, so ist der Erfolg keinen Augenblick zweifelhaft, denn jeder Witz, den sie in das Publikum werfen, zündet und die Begeisterung giebt sich im lauesten Applaus kund.“ —

Der Hilfsverein in Hamburg hat jetzt Rechnung über die Geldgaben abgelegt, welche nach dem Brande im Mai 1842 aus allen Theilen der Welt für die so schwer betroffene Stadt eingegangen sind. Sie belaufen sich auf die bedeutende Summe von 6 Mill. 089,756 Mark C. Den verhältnißmäßig größten Beitrag gab, Hamburg selbst abgerechnet, Frankfurt a. M., nämlich 260,000 Mark, mehr als das ganze Königreich Baiern, ja mehr als ganz Oesterreich, wenn die Gabe Sr. Maj. des Kaisers (70,000 Mark) abgezogen wird. Verhältnißmäßig sehr viel gab auch Leipzig, nämlich 74,000 Mark. —

Die Oper „Strabella“ von Flotow hat, wie in Hamburg, auch in Leipzig außerordentlich gefallen. Der Componist hat seinen langen Aufenthalt in Paris wohl benutzt und sich die gefällige Anmuth Kubers und anderer neuerer französischer Meister vollkommen angeeignet. —

Dogleich ein bekanntes Sprichwort das Leben in Frankreich über jedes andere setzt, so scheinen doch viele Franzosen nicht dieser Ansicht zu sein, da der seit langer Zeit dort wüthenden Selbstmordseuche noch immer zahlreiche Opfer fallen. Jede Woche berichten die dortigen Zeitungen von wenigstens sechs Selbstmorden. —

Der harte Winter, der seine Herrschaft selbst über Italien und Spanien ausdehnte, hat doch eine Gegend in Europa verschont, Nizza und Antibes, wo die lieblichste Frühlingluft herrschte, während überall Schneemassen aufgethümt lagen. Den ganzen Winter hindurch ist der Thermometer dort nicht unter 6 Gr. Wärme gesunken. Auch hatten die Frostigen aus allen Nationen dieses glückliche Plätzchen bald ausgekundschaftet, denn von allen Seiten strömten ihm Fremde zu. Auch eine ganz eigenthümliche Industrie entwickelte sich dort, — die Petersiliencultivatur nämlich. In fast ganz Frankreich, namentlich in Paris, war dieses so nöthige Küchengewächs ausgegangen und selbst für schweres Geld nicht aufzutreiben, bis man an Nizza dachte. Alle Welt dort fing bald an, Petersilie zu bauen, denn so lange es diese giebt, ist sie noch nie so theuer bezahlt worden, und manche Gärtner dort sollen durch diesen Petersilienhandel reiche Leute geworden sein. Und nun behauptete man noch, es geschähe nichts Neues unter der Sonne. —

In London ist kürzlich ein armer Teufel von Kellner in Etend gestorben, seiner Stimme wegen. Er hatte sein Lebtage in einer großen Ehegartenwirtschaft gedient und da seine an sich schon gewaltige Stimme durch das für ihn nothwendige stete Schreien so ausgebildet, daß, als die Gartenwirtschaft einging, er in keinem Kaffeehause angestellt werden konnte, weil die Fensterscheiben sprangen, sobald er „Kaffee!“ in die Küche rief. —

Wenn die vorstehende Geschichte eine Lüge ist — wir waschen unsere Hände in Unschuld — so ist dagegen unbestritten wahr, daß man der französischen Stadt Cleron die vier Böller gestohlen hat, aus denen man schoß, wenn man in der Stadt irgend ein großes Fest feierte, weil man, wie das an anderen Orten auch geschieht, der Meinung war, die Freude sei nur dann recht groß, wenn sie recht laut werde. —

Es läßt sich nicht läugnen, die Humanität und Civilisation machen auch in Rußland immer größere Fortschritte. Neuerlich berichtete man aus Petersburg, ein russischer Gouverneur habe die verrufene Knutenstrafe abgeschafft und dafür — Stockprügel eingeführt. —

In der diesjährigen Kunstausstellung in Paris befindet sich ein außerordentlich großes Gemälde von H. Vernet, „die Wegnahme von Smala“. Unter den vielen Figuren auf diesem Bilde wird namentlich die eines Juden bewundert, der mit seinen Schätzen flieht und sie soll das Portrait eines bekannten jüdischen Millionairs in Paris sein. Dieser kam nämlich einmal zu Vernet und sagte ihm, daß er den wiederholten Wünschen seiner Familie und Freunde nachgebe und sich malen lassen wolle; er erschrak aber gewaltig, als Vernet 4000 Fres. für das Portrait verlangte und als der Millionair zu handeln anfing, sogar seine Forderung noch steigerte, so daß er nach einer Viertelstunde das Gemälde nur für 6000 Francs liefern wollte.

Der Millionair war außer sich und eilte in Entsetzen nach der Thüre zu. Als er dieselbe aber öffnen wollte, sagte Vernet zu ihm: „ich sehe wohl, daß wir uns nicht einigen können, aber beruhigen Sie sich, ich habe nun Ihre Bäge so studirt, daß ich sie nicht wieder vergessen werde und ich verspreche Ihnen, Sie sollen Ihr Portrait unentgeltlich haben. Verlassen Sie sich darauf, daß ich es irgendwo anbringe und Ihre Familie wird dann eine Erinnerung an Sie haben.“

Der Maler hielt Wort, denn das Portrait ist das des fliehenden Juden. —

Die Unverschämtheit, mit welcher die Nachdrucksblätter über unsere Notizen herfallen, ist in der neuesten Zeit wieder einmal so arg geworden, daß wir sie nächstens namentlich anführen werden, wenn sie ihr unehrenhaftes Treiben nicht einstellen.

X. Diezmann.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 19.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergeräbinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Lebenslauf eines amerikanischen Majors.

(Beschluß.)

Die Wölfe hatten die Stelle ihrer Brüder, der Indianer, eingenommen, als ich mich aus meinem Versteck hervorarbeitete. Die Nacht war rauh und stürmisch und das Schnappen und Knurren der Bestien, die sich um die Leichname bissen, von denen doch wahrhaftig für jede der neidischen Canaillen genug dalagen, schallte gar traurig und unheimlich zu mir herüber; ich hatte aber nicht nöthig, sie zu umgehen, denn obgleich wir uns bei dem Schneelicht so deutlich wie bei Tageslicht sehen konnten, ließen sie sich nicht einmal lange genug Zeit, mich anzublicken, als ich über das urbar gemachte Land hinweg, den Wald hinter Frenchtown wieder zu erreichen versuchte. Dennoch kam ich nicht in den Waldesschatten, ohne durch etwas, das sonderbar genug war, aufgehalten zu werden. Nahe am Ufer des Raifin lag ein kleiner Hügel, den ich zu umgehen wünschte, um meinen Körper nicht so deutlich gegen das hellere Firmament irgend einem vielleicht noch dort herumstreifenden Indianer zur Zielscheibe zu geben; ich schlich also leise darum herum und begegnete, etwa noch hundert Schritt vom Wald entfernt, der sich dicht an der Erhöhung hinzog, wem denkt Ihr wohl? — einem großen alten Bär, der sich von der andern Seite her einen Leichnam hergeschleppt hatte und damit in den Wald gerade nach derselben Richtung wollte, nach welcher ich steuerte.

Die Bestie war, als ich fast über sie stolperte, kaum drei oder vier Schritt von mir entfernt und stuzte bedeutend, schien aber keineswegs gesonnen zu sein, die Beute fahren zu lassen.

Ein halb verhungertes und halb erfrorener Mann hat nun freilich selten viel Muth und Lebhaftigkeit übrig, wenn man aber solche Scenen, wie ich in den letzten zwei Stunden, erlebt hat, ist's Einem doch ziemlich gleichgiltig, was jetzt noch kommt; es wärmte mir daher ordentlich das Blut, daß ich etwas fand, an dem ich meine Wuth, die in mir tobte, ein wenig auslassen konnte, und obgleich ich nur mit dem Scalpirmesser des erlegten Indianers bewaffnet war, sprang ich doch auf den Bär zu und setzte meinen Fuß auf den Leichnam, den er fortschleppen wollte. Das Thier ließ das andere Ende los, setzte sich gerade in den Schnee nieder und sah bald mich, bald den Körper an, schien aber nicht daran zu denken, mir ein Leid zuzufügen. In demselben Augenblicke brach der Mond durch die Wolken und ich sah, daß mein Freund auf der andern Seite nur einen todtten Indianer mitnehmen wollte; auch schaute der Bär mit solchem gemüthlichen Ernst von dem Indianer nach mir und dann wieder nach dem Indianer, als wisse er, daß ich mich bloß versehen hätte und ihn nicht absichtlich belästige. Ich trat also ein Paar Schritte zurück und ließ ihn mit seiner Beute in Frieden ziehen. Bären haben nun aber so gut ihre Schicksalsstunde wie die Menschen und dieser war kaum zwanzig Schritt weiter

gegangen, als eine Büchse knallte, er in den Schnee stürzte und mit beiden Vorderarmen so nach dem Kopfe fuhr, daß kein Zweifel blieb, er sei durch den Schädel geschossen. Wenige Minuten darauf, in denen der unsichtbare Schütze wieder geladen haben konnte, trat ein weißer Jäger aus dem Wald, der mich aufforderte, näher zu kommen, indem er in dem zu jener Zeit dort üblichem halb französischen, halb indianischen Dialekt rief: „Venez ici, needji!“ Als er erkannt hatte, daß ich auch ein Weißer sei, kam er selbst auf mich zu und reichte mir die Hand. Ich erkannte in ihm einen der alten Gumbo-Jäger\*) und fühlte mich nun vollkommen in Sicherheit, denn nur Einer von diesen Leuten konnte mich aus jenen verwünschten Wäldern und zu dem nächsten Militairposten der Vereinigten Staaten geleiten.

Ich half ihm den erlegten Bär in den Wald schleppen; schnell war er abgestreift und nachdem wir die besten Stücke für unser Abendbrod abgeschnitten hatten, zogen wir uns tiefer in das Dickicht zurück, um eine Mahlzeit von demselben Thiere zu halten, das vor einer halben Stunde mich fast verzehrt hätte. Der Wald, in dem wir uns befanden, bestand nur aus einem schmalen Streifen vor einer sumpfigen Prairie, den wir mehrere Meilen weit umgehen mußten, ehe wir eine gerade Richtung nach den „Fällen“ einschlagen konnten, zu denen mich der Franzose zu führen versprach. Im Sommer würde das hohe schilfige Gras dieser Steppen uns hinlänglich verborgen haben, jetzt war es aber eine schneeige, eisige Wüste, auf der die Gestalt eines Menschen meilenweit gesehen werden konnte und ich fühlte mich ganz unbeschreiblich wohl, als wir endlich an der südlichen Grenze in den dichten Wald eindrangen.

Ich will nicht erzählen, was ich leiden mußte, um durch den tiefen Schnee fortzukommen; nur so viel sei erwähnt, daß ich in einem Zustand bei meinen Kameraden anlangte, der es nöthig machte, mich augenblicklich auf die Krankenliste zu setzen.

Nach Beendigung des Krieges und der Auflösung der Armee achtete man nicht weiter auf mich, weil man meinte, ich besäße nicht Bildung genug, das Vaterland im Frieden würdig repräsentiren zu können. Onkel Sam\*\*) gab mir dafür im fernen We-

\*) Gumbo — eine Art Spott- oder Beinamen der Franzosen in Amerika, von einem Lieblingsgericht derselben, gumbo, so genannt.

\*\*) Die Vereinigten Staaten.

sten einiges Land, der Gouverneur versprach auch, mich, wenn ich mich dort niederlassen wollte, in einem der Streifbataillone anzustellen, ich konnte aber nie an den flachen westlichen Prairien Gefallen finden. Ich sehnte mich nach den Wäldern und Bergen des alten York-Staates, vertauschte mein Land für dies und das, was ich nachher in baares Geld umsetzen konnte, bis ich genug hatte, mir zwischen den Hügeln von Montgomery County eine Farm zu kaufen und nun bin ich hier, von wo ich dann und wann, wenn mir es gerade zusagt, Ausflüge mache. Dies ist es, was ich Euch vom alten Major Jake Peabody zu erzählen hatte.

## Burf, der Bürger.

### 1.

Zwei Tage vor der Schlacht von Waterloo, nach dem schrecklichen Kampfe bei Quatre-Bras, in welchem die schottischen Regimenter einen so kräftigen Widerstand leisteten und das Andringen der Franzosen aufhielten, marschirte ein Bataillon vom 42. Hochländer Regiment, das bedeutenden Verlust erlitten und den Befehl zum Rückzuge erhalten hatte, durch einen Hohlweg, welcher den Tag über der Schauplatz eines blutigen Gefechts zwischen den schottischen Soldaten und den französischen Grenadieren gewesen war. So weit das Auge reichte, war der Boden mit Blut gefärbt und zeugten dicht neben- ja übereinander liegende Leichen von der Erbitterung, mit welcher gekämpft worden war. Trümmer aller Art, Waffen, Munition, Lebensmittel, Fesseln von Kleidungsstücken lagen auf dem Rasen umher. Die Federmützen der Hochländer und die Bärenmützen der französischen Grenadiere berührten einander. Die rothen Uniformen mischten sich mit den blauen. Eine und dieselbe Ackerfurche bildete das Kissen für den braunen blassen Kopf eines Franzosen mit schwarzem Schnurbarte wie für den blonden Kopf eines schottischen Hochländers, dessen krampfhaft halbgeöffneter Mund zwei Reihen blendendweißer Zähne sehen ließ.

Die nackten Beine der Schotten hatten den ganzen Tag über die Franzosen zu Spott und Lachen gereizt, welche, während sie den Tod austheilten und empfingen, wie gewöhnlich ihre Scherze über diese Sansculotten in rothen Röcken, über die Männer in Weiberröcken gemacht hatten, die auf Kosten der

eigenen Haut Tuch ersparten. Wenn sie aber auch über den Anzug der Schotten lachten und spotteten, bewunderten sie doch den kaltblütigen Muth derselben.

Das Hochländer-Bataillon, dessen Rückzug nicht mehr beunruhiget wurde, machte Halt als es aus dem Hohlwege herauskam, damit die Chirurgen die vergessenen Verwundeten nachholen könnten, welche laut jammerten, als sie ihre Cameraden abmarschiren sahen. Soldaten erhielten den Befehl, die Chirurgen dabei zu unterstützen. Einer dieser Soldaten schien mit besonderer Aufmerksamkeit unter allen Leichen zu suchen, deren bleiche Gesichter von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne wie mit Blut überströmt wurden; — er suchte nicht bloß einen Cameraden, sondern einen Freund.

Eben wollte er zu seinen Gefährten zurückkehren, als er unter einem Haufen von Leichen winseln und dann seinen Namen leise rufen hörte. Der Soldat trat näher, legte den Arm eines Todten und das Bein eines Sterbenden bei Seite und zog nicht ohne Mühe unter diesen Verwundeten und Todten einen alten hochländischen Feldwebel hervor, dem eine Kanonenkugel ein Bein weggerissen hatte und dessen Gesicht und Hände durch Säbelhiebe zerfetzt waren. Der Mann lebte noch, und nur ein Freund konnte den Verstümmelten erkennen, aber der junge Soldat täuschte sich nicht und man sah es ihm an, daß er endlich den gefunden, welchen er eben gesucht hatte.

„Simpson,“ sagte der alte Feldwebel zu dem jüngern Cameraden, der seine Wunden untersuchte und ihn aufheben und forttragen wollte, „Simpson, laß mich liegen; ich habe ausgedient und nur noch wenige Augenblicke zu leben; laß mich liegen und rufe Niemanden. Das weichste Sterbebett für einen Mac Gregor ist die von Blut geröthete Erde mit einem Todtschilde als Kopfkissen. Rufe Niemanden, sondern höre mich lieber an, denn ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich werde unsere lieben Berge und die grünen Ufer des Loch Linnhe nicht wiedersehen, auch mein armes liebes Kind Nelly nicht. Der Himmel hatte ihr schon die Mutter genommen, heute nimmt er ihr auch den Vater, und sie ist nun allein mit Madge, meiner alten kranken Schwester, die, glaub' ich, auch nicht lange mehr zu leben haben wird. Höre mich an, Simpson, Du bist jung, Du wirst leben, Du hast eine Mutter, die gute Martha, ich kenne sie; sie mag für meine Nelly sorgen, die ich ihr anvertraue. Nelly kann nicht allein in unserm Gebirge leben. Martha mag alles

verkaufen, was wir besitzen und die Tochter der Mac Gregor mit in die Stadt nehmen, sie erziehen wie sie ihren Sohn erzogen hat und ein gutes Mädchen aus ihr machen. Simpson . . der Todt kommt, . . meine Kräfte verlassen mich . . da,“ sagte der alte Feldwebel, indem er mit Mühe seine verstümmelte Hand ausstreckte und dem jungen Soldaten einen kleinen Lederbeutel übergab, der einige Geldstücke enthielt, — „da, das ist alles, was ich habe. Lebe wohl, Freund, schlage Dich tapfer und gedenke eines alten Cameraden . . Liebe sie, liebe meine Nelly . . Lebt wohl, Kinder!“ Und Mac Gregor ließ sein Haupt auf den nächsten Leichnam sinken und verschied.

Simpson hatte den Beutel genommen und stammelte mit Thränen im Auge eine Antwort, die sein Freund nicht mehr hörte, bis er endlich erkannte, daß derselbe todt sei. Er nahm dann eine Feder von der Mühe des Soldaten und den Dolch desselben, den er in seinen Gürtel steckte, wie den Beutel in sein Grochan, drückte zum letzten Male die kalte Hand des Freundes, wischte eine große Thräne ab, die über seine Wange rann und kehrte zu seinen Cameraden zurück.

In diesem Augenblicke wirbelten die Trommeln auf verschiedenen Seiten, denn die Detaschements wurden zu dem Hauptcorps der Armee zurückgerufen. Die Dudelsäcke spielten das Kriegsgedächtnis der Bergschotten und einige Flintenschüsse, die hier und da fielen und auf einen Augenblick grell die Gegend beleuchteten, auf welche das nächtliche Dunkel sich herabzusinken begann, verkündigten die Annäherung der Franzosen. Die Engländer zogen sich langsam vor ihnen in guter Ordnung zurück.

Es war völlig Nacht als sie Halt machten, ihr Lager aufschlugen und ihre Wachtfeuer an der Stelle aufschlugen, wo sie am nächsten Tage kämpfen sollten.

Man kennt den Ausgang dieses Tages; der Sieg wurde dem untreu, welchen er so lange bevorzugt hatte, Napoleon sah seinen Stern erbleichen, aber England bezahlte den Sieg theuer und das Blut seiner besten Soldaten mischte sich auf den Feldern von Waterloo mit dem Blute der Besiegten. Die Hochländer-Regimenter namentlich hatten große Verluste; Allan Simpson aber entkam dem Tode, folgte seinen Cameraden nach Frankreich und es vergingen viele Monate, ehe er seine Heimath, seine Mutter Martha und seine Berge wieder sah.

Die letzten Worte seines alten Freundes hatte er nicht vergessen und er benutzte den ersten Urlaub, um

sich nach Kilmallie zu begeben. Hier fand er die Tochter des armen Mac Gregor in noch größerer Armuth und Verlassenheit, als ihr Vater hatte vermuthen können. Ihre Tante Madge war bald nach der Nachricht von dem Tode ihres Bruders ihrer Krankheit ebenfalls erlegen. Entfernte Verwandte hatten das kaum zehnjährige Mädchen aufgenommen, aber auch das kleine Erbe der Waise bald zu nichte gemacht. Allan Simpson theilte ihnen den letzten Willen Mac Gregors mit und da das Kind der Familie, welche es zu sich genommen hatte, zur Last zu werden anfing, ließ man ihn Nelly gern zu seiner Mutter mitnehmen.

Nelly Mac Gregor war damals etwas über elf Jahre alt, aber groß und schlank, mit sehr bleichem und sehr hagern Gesicht, und da sie in den letzten Jahren viele Entbehrungen hatte ertragen müssen, sah sie bei weitem nicht so schön aus, als sie wirklich war. Ihre Augen waren groß und bläulich schwarz und sie sahen rund aus wie die einer Katze, da Hunger und Elend ihre Höhlen erweitert hatten. Ihre schwarzen Brauen bildeten einen vollkommenen Bogen. Das Oval ihres Gesichtes zog sich nach dem Halse zu etwas in die Länge; ihre Wangen waren bleich und eingesunken, aber so, daß Wohlsein und Gesundheit sie wohl wieder färben konnten. Ihr schwarzes Haar, das nachlässig gescheitelt war, fiel verworren, kürzer und krauser auf die Schultern, als es der Fall gewesen sein würde, wenn es durch einen andern Kamm als die Finger des Mädchens glatt gelegt worden wäre. Ihr Hals war lang und weiß wie bei den meisten Mädchen jenes Landes, die alle eine Art Schwanenhals besitzen. Zwischen ihren beiden etwas vortretenden Lippen endlich bemerkte man zwei Reihen schneeweißer Zähne.

Ihr Anzug war von der Art, daß ein etwas wohlhabender Pächter seine Magd nicht so ärmlich gekleidet haben würde; aber ein Maler hätte ihn sicherlich malerisch gefunden. Ein carrirtes Röckchen von der Farbe des Philabeg ihres Vaters, das bis in die Mitte der Waden reichte (das Kind war viel gewachsen, seit es den Rock zum ersten Male getragen) und eine rothe Schürze flatterten im Winde wie das lose Haar der jungen Bergbewohnerin. Für die Fußbekleidung sorgte ausschließlich die Natur.

Nelly weinte doch viel als sie das Häuschen verließ, in welchem sie seit zwei Jahren gelebt hatte. Man gewöhnt sich ja an Alles, selbst an die Armuth und die Entbehrungen; für viele Menschen ist die Ge-

wohnheit das Wohlbefinden und freie Armuth das Glück. Zu ihrem Bedauern kam überdies Besorgniß, denn sie sah sich ja unerwartet von einem Manne fortgeführt, den sie nicht kannte, den sie nie gesehen hatte, von einem Soldaten. Es dauerte ziemlich lange, ehe Nelly ihre Thränen trocknete und an den Anblick des rothen Mannes sich gewöhnte. Dann stammelte sie allmählig einige Antworten auf seine Fragen, die sie anfangs schweigend angehört hatte, und ehe sie ganz die Berge verlassen hatten, lachte sie über die Scherze und Aufmerksamkeiten ihres Begleiters, der ihr bei den gefährlichen Stellen des Weges bereitwillig beistand.

Erst als sie auf die große Landstraße gekommen war und mit Allan oben auf einem Postwagen saß, der blüßschnell durch vier kräftige Pferde fortgezogen wurde, als sie die Straße und ihre heimatlichen Berge weiter und immer weiter in die Ferne fliehen sah, kehrte ihre Angst zurück; sie glaubte in der Gewalt eines der Zauberer zu sein, deren schreckliche und geheimnißvolle Geschichte sie im Hause der Tante unter Furcht und Grauen von einem alten leichtgläubigen Bergschotten hatte erzählen hören. Es war als kämen die Häuser ihr entgegengelassen und stöhen so schnell wieder als sie gekommen. Die Felsen, die Bäume und Menschen glitten rechts und links auf der Bodensfläche hin und die Berge schienen lebendig geworden zu sein, denn sie tanzten in ihrem blauen Nebel am Horizonte. Als sie die Ebenen sah, glaubte sie die Erde hören auf. Die erste Stadt, durch die sie kam, erschien ihr wie eine neue Welt und die gepußten Bewohner derselben hielt sie fast für Wesen einer höhern Art. Es wurde ihr schwer, den Schrecken und die Furcht niederzukämpfen.

Am zweiten Tage war zwar ihre Angst verschwunden, ihr Erstaunen aber dauerte fort, ja es steigerte sich als sie Abends in Edinburg ankam, wo die Mutter Simpsons sie erwartete. Wie empfing sie die gute Martha? Das erräth man leicht, . . . als wäre Nelly ihre eigene Tochter. Wer das Mädchen am andern Tage nach ihrer Ankunft gesehen hatte und ihr vier Jahre später begegnet wäre, würde sicherlich die kleine Halbwilde von Kilmallie in dem hübschen Mädchen, das er vor sich erblickte, nicht wieder erkannt haben; der Kamm hatte ihr Haar geglättet, das in Flechten oben auf dem Kopfe lag und in weichen Locken auf den feinen runden Hals fiel; ihre Augen waren sanfter geworden, ohne daß sie ihren lebendigen, seltsamen Ausdruck verloren hatten. Ihre Wangen sahen zwar

noch blaß aus, aber sie hatten jene Blässe, welche nur ein Reiz mehr ist, und sie waren voll geworden. Die Lippen färbte das blühendste Roth, die Zähne waren blendend weiß geblieben, mit einem Worte, Nelly war schön ohne es zu wissen und gefiel ohne es zu wollen.

Ihr Anzug hatte eine nicht minder vollständige Umwandlung erfahren als ihre Person; er war einfach, aber nett, so nett, als es bei einem Mädchen sein konnte, das nicht dem eigentlichen Bürgerstande, aber auch nicht dem Pöbel angehört. Ein carrirtes Kleid von braunem Stoffe, ein kleiner nachlässig über die Schultern geworfener Tartan und eine baumwollene Schürze bildeten beinahe das Ganze, die Fußbekleidung ausgenommen, die Martha dem Mädchen hatte aufnöthigen müssen und an die sich Nelly lange nicht hatte gewöhnen können.

Der Geist des Mädchens hatte sich wie ihr Körper entwickelt. Nelly konnte in ihrem funfzehnten Jahre lesen, schreiben und auch ein wenig rechnen, sie war also eine Gelehrte. Sie konnte aber auch nähen und wußte eine ziemliche Anzahl von Speisen zuzubereiten, sie war also auch eine vortreffliche Wirthin und versprach eine gute Hausfrau zu werden.

Martha hatte mit stiller Freude die Schönheit des Körpers und alle kleinen Talente ihres jungen Schütlings sich entwickeln sehen. Wenn sie sie geläufig lesen hörte oder geschickt vor dem Feuer einen Löffel handhaben sah, dachte sie an ihren abwesenden Sohn (Allan hatte zu seinem Regimente zurückkehren müssen) und verwünschte den abscheulichen Soldatenstand, der ihn immer in der Ferne hielt. „Wann wird er einmal wiederkommen, um uns nie mehr zu verlassen?“ murmelte sie traurig vor sich hin, während sie Nelly ansah und seufzete. Nelly seufzete dann auch.

Diese Rückkehr, welche die gute Frau so sehnlich wünschte, kam früher als sie es hatte hoffen können. In dem Bataillon, in welchem Allan stand, brach eine Meuterei aus und es wurde in Folge deren aufgelöst. Zwei oder drei der Rädelshörer erhielten die Kugel vor den Kopf, andere wurden in die Colonien geschickt und noch andere in die englischen Regimente vertheilt. Diejenigen, deren Unschuld anerkannt war, und zu ihnen gehörte Allan, durften in andere schottische Regimente treten oder in ihre Heimath zurückkehren. Allan, dem das Soldatenleben im Frieden nicht zusagte und der wohl auch an die schönen Augen und das hübsche Gesicht Nellys dachte, zog das Letztere vor und kehrte heim.

Die ersten Tage, welche Simpson bei seiner Mutter in Edinburg verbrachte, waren sehr glückliche; was er aber dachte, als seine Blicke auf der erröthenden Nelly ruheten, weiß nur Gott, wir können es höchstens errathen. Allan wünschte sich ohne Zweifel Glück, daß er die Tochter seines armen Freundes dem Elend, dem ärmlichen, beschwerlichen Leben im Gebirge, vielleicht dem Tode entrissen hatte und er fragte leise stillvergnügt: Mac Gregor, bist Du zufrieden?

Lassen sich auch die Gedanken des jungen Mädchens so leicht errathen? Ein Frauenherz ist ein unergründlicher Abgrund und so jung und unschuldig Nelly war, war sie doch ein Weib. Gewiß konnte Nelly, als sie den so sanften, selbst schüchternen jungen Mann vor sich sah, nicht begreifen, wie sie sich habe vor ihm fürchten können, als er sie aus dem Gebirge geholt. Nelly stand damals in ihrem siebzehnten Jahre, Allan im achtundzwanzigsten. Trotz der Verschiedenheit des Alters wurden Beide bald sehr vertraut mit einander; ihre Herzen verstanden einander, obgleich sie selbst nach Wochen noch kein Wort von Liebe gesprochen hatten. Die Herzen haben eine geheime, sehr beredte Sprache. Eine Geberde, ein Blick, ein Seufzer sagt mehr und spricht eindringlicher als viele Reden. Unsere beiden jungen Leute hielten täglich solche reizende stumme Zwiegespräche . . .

Allan erkannte freilich bald die Gefahren dieser Lage, die seiner Gefährtin unbekannt blieben. Allan besaß Erfahrung, aber er gedachte auch, daß Nelly die Tochter seines Freundes sei und er nahm sich demnach vor, zu handeln, wie er handeln mußte, nämlich wie ein rechtlicher Mann.

Allan war arm; das Soldatenhandwerk gehört durchaus nicht zu denen, die einen goldenen Boden haben. Die Helden erwerben nichts als etwa Ruhm und Ruhm läßt sich nicht in klingende Münze umprägen. Martha war nicht reicher als ihr Sohn; sie hatte, was man so sagt, ihr Auskommen, das heißt aber bekanntlich, sie hatte just so viel, daß sie nicht zu verhungern brauchte. Allan mußte also in Edinburg seinen Unterhalt zu verdienen suchen und das ist in Edinburg keine leichte Aufgabe. Er suchte lange, ohne etwas zu finden; ein Mal fiel es ihm ein, Matrose zu werden, aber schon der Gedanke hielt ihn zurück, von der geliebten Nelly sich trennen zu müssen.

Eines Tages, als Allan, seinen traurigen Gedanken hingegeben, vor der Stadt umherwanderte, traf er auf einen alten Bergschotten, einen Freund seines

Vaters, der ihn früher wie seinen Sohn behandelt und ihm häufig, je nach den Umständen, eine Nascherei oder einige Hiebe gegeben hatte. Der brave Mann hieß Jacob Dchonchar Mac Alpin und er hatte sich schon als Knabe auf dem Schnee des Ben Nevis gewälzt. Jacob Dchonchar besaß die lebhafteste Phantasie der Gebirgsbewohner und ein starkes treues Gedächtniß; besonders hatte er nichts von den Bedrückungen vergessen, welche die rothrückigen Engländer in seiner Heimath ausgeübt. Bei manchen Menschen ist der Groll von ewiger Dauer; der alte Dchonchar Mac Alpin gehörte zu diesen Leuten. Er erzählte immer gern, wie er als junger Mann sich an einem rothrückigen Offizier gerächt, den er hatte von einem Ufer des Loch Schiel zum andern übersetzen müssen. Er habe, setzte er lächelnd hinzu, das Boot mitten auf dem See umschlagen lassen und zu viel mit sich selbst zu thun gehabt, als daß er sich um die Rettung eines Andern bekümmern könne.

Die Noth hatte Mac Alpin gezwungen, seine Heimath zu verlassen, denn er fand als Fischer am Loch Schiel seinen Unterhalt nicht mehr und er schrieb in allem Ernst auch die Verminderung der Fische der Anwesenheit der englischen Rothröcke zu. Allan's Vater hatte sich seiner angenommen bis jener einer hübschen Wittve gefallen, die ihm die Hand gereicht. Da sie ziemlich wohlhabend war und das Fischerhandwerk ihr nicht gefiel, so trat Allan seine Fischerhütte dem Freunde Mac Alpin ab, zog in die Nähe der Stadt und wurde Gärtner. Jacob Dchonchar seiner Seits war, als er allein geblieben, immer menschenfeuer und menschenfeindlicher geworden. Er klagte über alles, und grollte mit Gott und aller Welt, mit Gott wegen des schlechten Wetters, das er bisweilen sandte, mit dem Meere wegen der Unfruchtbarkeit desselben und mit den Menschen in den Niederungen, weil eine Frau aus denselben ihm seinen einzigen Freund entrisen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Die Virtuosen in Constantinopel.) Bekanntlich behnen die Virtuosen seit einiger Zeit ihre Eroberungszüge bis in die Türkei aus. Einer, Leopold von Mayer, hat erzählt, wie es ihm im Palaste des Sultans ergangen ist: „Es ist, wie es scheint, gar nicht leicht, in diesem prächtigen Palaste Musik zu machen. Man wird um acht Uhr früh bestellt, wenn man um drei Uhr Nachmittags spielen soll, muß in großer Uniform kommen und sieben Stunden in einem sehr schö-

nen Zimmer warten, in welchem man sich nicht setzen darf. Von Zeit zu Zeit wird gemeldet, was bei seiner Hoheit vorgeht. „Se. Hoheit sind aufgestanden.“ Da muß man auf die Knie sinken und mit dem Gesicht den Boden berühren. — „Se. Hoheit begeben sich in das Bad.“ — Der Virtuoso hat sich wiederum niederzuwerfen. — „Se. Hoheit kleiden sich an.“ — Das Niederwerfen wird wiederholt. — „Se. Hoheit nehmen den Kaffee ein“ u. s. w. und jedes Mal muß man so ehrerbietig als möglich in den Staub sinken. Endlich bringt man das Piano, aber die Beine werden von demselben abgeschraubt, aus Rücksicht für den Boden des Gemachs, der eine kostbare Mosaik von den seltensten Hölzern ist. Der ungeheure Flügel wird auf die Rücken von fünf Türken gelegt, die unter ihm kauern und von der Last fast zerquetscht werden. Kein humaner Virtuoso wird so spielen wollen, und da man in der Türkei eine solche Empfinderei nicht begreift, braucht man lange Zeit, ehe man sich verständlich macht. Endlich giebt man dem Piano die eigenen Füße wieder, der Sultan erscheint und man erhält nach zahllosen Verbeugungen den Befehl zu spielen. . . Man verlangt einen Stuhl, aber . . . Niemand darf sich in Gegenwart des Sultans setzen, der indeß nach langen Verhandlungen sich erbarmt und einen Stuhl bringen läßt. — Endlich kommt es wirklich zum Spielen und der Sultan hört aufmerksam, als Kenner zu, denn der Großtürke spielt selbst Piano; er ist ein Schüler des Bruders Donizettis, des türkischen Kapellmeisters.“

(Rattengeschichten.) Neben andern Reichthümern besitzt Paris auch einen sehr bedeutenden Reichthum an Ratten, namentlich in Montfaucon (die Abdeckerei). Ueber die Zahl dieser lebenswürdigen Geschöpfe sind freilich die Gelehrten nicht einig; einige schätzen sie auf 100,000, andere auf 200,000, während noch andere sich mit 20,000 begnügen —; da man aber nach den großen und oft wiederholten Rattenjagden durchaus keine Verminderung unter ihnen bemerkt und eine Rattenmutter die Welt jährlich mit funfzehn, mit achtzehn Rattenkindern beglückt, kann jene niedrige Angabe wohl nicht begründet sein. Die eigenthümlichen Rattenjagden werden in folgender Weise gehalten. Man hat in Montfaucon einen gewissen Raum mit Mauern umgeben, in welchen sich absichtlich angebrachte und verschließbare Löcher befinden. In diesem Raume nun schlachtet man einige Pferde und die Ratten finden sich in Unzahl ein. Glaubt man, daß sich genug versammelt haben, so schleicht man herbei, schließt die Löcher in den Mauern und steigt über dieselben mit Leitern, Fackeln, Stöcken und etwa zwanzig Hunden. Nun beginnt die Megelei; die Hunde bellen, die Ratten quieken und die entschlossensten derselben suchen an den Mauern empor zu klettern und sich so zu retten, aber man verfolgt sie da mit der Flamme der Fackeln. Binnen einem einzigen Monate hat man auf diese Weise über 10,000 erlegt; aber alle diese Megeleien haben keine Wirkung. Besondere Liebhaber erlegen sie mit einem Blaserohr, aus dem sie einen kleinen

spitzen Pfeil mit einem rothen Garnfädchen abschießen. Die so verwundeten Ratten, welche mit dem Pfeil im Fleische umherlaufen, sehen äußerst heroisch aus. Mit dieser Jagd in Montfaucon selbst begnügen sich aber die enragirten Rattenjäger nicht, sondern lassen sich Ratten aus Montfaucon holen und stellen in ihren Häusern eine eigenthümliche Rattenhege an. Diese Ratten, sechs bis acht Duzend, sperrt man in hölzerne dicht vergitterte Käfige ein und thut dann ein Paar abgerichtete Hunde hinzu. Diese Hunde müssen alle Ratten in einer bestimmten Zeit erlegen, ohne eine mehr als ein Mal zu beißen. Es werden dabei starke Betten gemacht. Diese Rattenjäger nennen es äußerst spasshaft, wenn die Hunde mit kaltblütiger Ruhe mitten unter dem wimmelnden Rattenhaufen stehen, die ängstlich hin- und herrennen und von ihnen schnell gemordet werden. Nach einigen Minuten ist alles abgethan, das Merkwürdigste dabei ist aber, daß die Leute, welche die Ratten aus Montfaucon holen, einige Duzend mehr als man braucht in die Kästen thun müssen, weil sie sich unterwegs untereinander selbst auffressen. Das sieht sehr unwahrscheinlich aus, ist aber buchstäblich wahr und öfters schon vorgekommen. Der berühmte Physiolog Magendie z. B. ließ sich einmal ein Duzend Ratten holen, um Versuche mit ihnen anzustellen und als man den Kästen öffnete, fand man nur noch drei und von den übrigen wenige Ueberreste.

(Ein fürstlicher Componist.) Es ist eine bekannte Sache, daß altadelige Herren und Damen, selbst Prinzen und Könige in unserer Zeit Schriftsteller geworden sind und die Feder so tapfer führen als ihre Ahnen die Schwerter; seltener sind die fürstlichen Componisten. Der Bekannteste derselben dürfte der Fürst Joseph Poniatowski sein, aus dessen Leben ein mailändisches Journal nachstehendes mittheilt. Der Fürst wurde am 20. März 1816 in Rom geboren und erhielt, wie alle Kinder aus gebildeten Ständen, den gewöhnlichen Musikunterricht; der Beifall aber, den er in einem Concert erwartete, in welchem er sehr schwere Variationen auf dem Piano vortrug, enthüllte seinen eigentlichen Beruf. Er war damals erst acht Jahre alt und wendete sich nun mit so großem Eifer dem Studium der Musik zu, daß er bald nachher einen großen Theil eines Dratoriums componirte, das sein Lehrer Cechovini in Florenz zu liefern hatte und das sehr großen Beifall fand. Nach kurzer Zeit schrieb der fürstliche Componist den Text und die Musik der Oper „Johann von Procida“, die nicht zur Aufführung bestimmt war, zum größten Theile aber in einem großen Concert vorgelesen wurde. Erst auf das Andringen der Theaterdirectoren, die nach allem Neuen angeln, erlaubte er die Aufführung der Oper in Lucca. Der Fürst wurde dort mit Begeisterung aufgenommen und zwanzig Mal während der ersten Aufführung der Oper gerufen. Er widmete sich nun ausschließlich der Kunst. Im Jahre 1840 gab er die komische Oper „Don Desiderio“, 1843 in Lucca „Nuy Blas“ und in Rom „Bonifacio de Ceromei“. Diese verschiedenen Werke haben

auf allen Bühnen Italiens den außerordentlichsten Beifall gefunden. Im letzten Carneval machte namentlich „Bonifacio“ in Venedig Furore. Der Fürst ist indes nicht bloß Componist, sondern auch ein vortrefflicher Sänger und er scheute sich nicht, in Lucca und Florenz öffentlich als solcher aufzutreten. Mit einem Worte, der Nachkomme des letzten Königs von Polen könnte im Nothfalle Tenorist werden und daß in unsern Tagen manche Tenoristen sich besser stehen als manche Fürsten ist auch nichts Neues.

(Nachbarliche Freundschaft.) Zwei vornehme verwittwete Engländerinnen und ein Lord wohnten in einer bekannten großen deutschen Stadt in einem und demselben Gasthause, lebten aber nichts weniger als in Frieden. Namentlich ärgerte der Lord die beiden Wittwen durch sein eifriges Pianofortspiel, das sie für gar zu schlecht hielten. Freilich konnten sie nichts dagegen thun, weil die Polizei das Pianospiele in den Häusern nicht verboten hat, obgleich die Nachbarn durch manchen Spieler zur Verzweiflung getrieben werden; aber bei dem Besuche des Gasthauses beschwerten sich die Damen. Auf diesem Wege kam die Klage zu den Ohren des Engländers und er beschloß, auf glänzende Weise sich zu rächen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Die Damen gaben einen großen Ball. Sobald der Lord Nachricht davon erhalten hatte, engagirte er ein großes Musikcorps und lud alle seine Bekannten, Deutsche und Engländer, ein. Auf den Karten stand: „Das Concert beginnt um Mitternacht und Sie werden so still als möglich in das Haus zu kommen suchen.“ Die Eingeladenen der Engländer in der ersten und zweiten Etage fanden sich pünktlich ein und was nun folgt, läßt sich nur mit gehaltenen Ohren erzählen und anhören. Sobald die Musiker beim Balle eine Quadrille zu spielen versuchten, begann das Orchester oben einen tollen Galopp und alle eingeladenen lustigen Brüder tanzten wie besessen; wollte man dagegen unten einen Walzer spielen, wurde oben eine Quadrille mit Klapphörnern zc. begonnen. Die Engländerinnen unten waren in Verzweiflung, der Wirth intervenirte und der Lord antwortete, vor allen Dingen sei es nicht gebräuchlich und auch nicht erlaubt, mit den Waffen in der Hand zu unterhandeln. Endlich kam es aber doch zu einem Vertrage und die Damen ergaben sich auf Gnade und Ungnade, d. h. sie willigten ein, alle Gäste ihres Gegners sofort bei ihrem Balle zuzulassen. Man sagt sogar, am anderen Tage sei die Versöhnung durch einen Heirathscontract besiegelt worden, indem eine der reichen Wittwen das kalte Herz des Lords so sehr in Flammen setzte, daß er ihr seine Hand anbot und dafür ihre bedeutenden Renten annahm.

### Generalcorrespondenz.

Ein geschickter Messerschmidt, erzählt eine Zeitung aus St. Etienne, hat ein höchst sinnreich eingerichtetes Instrument er-

funden, das unsern Leserinnen willkommen sein wird, höchst einfach, dauerhaft, leicht zu handhaben ist, und eine gebratene Ente, Gans &c. auf ein Mal zerlegt. Das Instrument hat fünf sehr scharfe Klingen, welche zusammengelegt nur einen dünnen Cylinder bilden. Man steckt dieses Instrument in das gebratene oder gekochte noch warme Geflügel und wenn man dann auf eine Feder drückt, springen alle Klingen mit Kraft heraus und trennen sofort die zwei Flügel, die zwei Beine und das Gerippe. —

Bei dem Grundgraben zu einem Hause in Paris fanden in diesen Tagen die Arbeiter ein vollkommen erhaltenes Geripp, an dem die Knochen blendend weiß waren, obgleich es eine bedeutende Zeit lang in der Erde gelegen haben muß. Diese Ueberreste gehören einer Frau; der Hintertheil des Kopfes war zertrümmert und es läßt sich vermuthen, daß man das Opfer eines Verbrechens aufgefunden. Die Stelle, wo man diese Ueberreste fand, gehörte zu dem Palaste, den 1615 Maria von Medici bauen ließ. Wertvolle Ringe, die sich noch an den Fingern des Skelets fanden, deuten wohl an, daß das Verbrechen nicht aus Habsucht begangen wurde, und der geheimen schrecklichen Rache zugeschrieben werden muß, die vor zweihundert Jahren, namentlich an dem Hofe der Maria von Medici, so gewöhnlich war. —

In einer gelehrten Gesellschaft in Paris theilte neulich ein Herr Francoeur eine Beobachtung von großer Wichtigkeit mit. Er hatte nämlich im August vorigen Jahres eine Anzahl Kartoffeln gepflanzt, die im Winter zwar keine Schößlinge trieben, wohl aber neue Knollen ansehten, die, als man sie jetzt herausnahm, ganz frisch und wohlschmeckend waren. Ein anderes Mitglied der Gesellschaft setzte zur Erläuterung hinzu, daß es nicht ungewöhnlich sei, die Knollen von Kartoffeln in der Erde wachsen zu sehen, ohne daß gleichzeitig Stengel nach oben getrieben würden. Die Sache ist jedenfalls von so hoher Bedeutung, daß es sich der Mühe lohnt, weitere Versuche anzustellen, denn es wäre für die Armen eine unschätzbare Wohlthat, wenn es sich bestätigte, daß Kartoffeln zu jeder Jahreszeit gezogen werden könnten. —

Die Emancipation der Frauen scheint in Amerika immer größere Fortschritte zu machen; wie dortige Blätter erzählen, sind kürzlich drei Frauen, an verschiedenen Orten, zu — Friezensrichtern ernannt worden. —

Bekanntlich gilt der große Isaakspatz in St. Petersburg schon jetzt für den größten Platz in der Welt, er soll aber doch noch um die Hälfte vergrößert werden, da man ganze Stadttheile, die an der Newa liegen, wegreißen lassen will. Auf diese Weise erhält man dann den Vortheil, die schönsten Paläste dieser Stadt der Paläste mit einem Blicke übersehen zu können. —

Wir haben vor einiger Zeit eine Fabrik von alten Gemälden in Florenz beschrieben, und die Art angegeben, wie man

da zu Werke geht, um die unkundigen Gemäldeliebhaber zu betrügen; eine ganz ähnliche Anstalt besteht auch in London und sie soll dort sehr glückliche Geschäfte machen. In Westminster nämlich befindet sich eine vollständig eingerichtete Fabrik, in welcher mehrere Maler beschäftigt sind, Copien berühmter Gemälde zu machen. Nachdem diese Copien mit Staub und Firniß beschmutzt sind, legt man sie in einen eigends dazu erbauten, mäßig geheizten Ofen, wo sie nach ein Paar Stunden ein Aussehen erhalten, als wären sie Hunderte von Jahren alt. — Dagegen hat ein Vergolder in London die Nachahmung der Goldrahmen für Gemälde &c. zu einer außerordentlich hohen Stufe von Vollkommenheit gebracht. Die Kecklichkeit der von ihm gelieferten Rahmen mit dem Metall, das sie vertreten sollen, ist so groß, daß selbst geschickte Vergolder getäuscht werden können. Der Preis dagegen beträgt nur etwa ein Fünftel jenes der gewöhnlichen Goldrahmen. —

Ein Gerücht will wissen, auch Meyerbeer wolle, wie Mendelssohn, seine jetzige Stellung in Berlin aufgeben und er werde durch Donizetti ersetzt werden. Der Letztere soll allerdings nach Berlin berufen sein, aber nur um seinen „Dom Sebastian“ dort in Scene zu setzen. Vielleicht wurde durch diese Berufung auch jenes Gerücht veranlaßt. —

Berlin fängt an, Gelehrte und Künstler in einer Art auszuzeichnen, die in Paris zwar schon längst gebräuchlich, aber doch noch immer lobenswerth ist; eine neue Straße wurde nämlich nach dem berühmten Botaniker Link „Linkstraße“ genannt und der Exercierplatz, wo der König für Cornelius ein Wohnhaus und Atelier erbauen läßt, soll „Corneliusplatz“ heißen. —

Die bekannte „Dorfzeitung“, die mit einem witzigen Einfall oder einer naiven Bemerkung oft den Nagel auf den Kopf trifft, meinte neulich, es fehle der neuen kirchlichen Bewegung in Deutschland nur zweierlei, nämlich 1) ein Haupt und 2) ein Kopf. —

Der auch in Deutschland bekannte italienische Tenorist Gardoni (dessen Portrait wir im vorigen Jahre mittheilten), der auf Veranlassung eines Pariser Theaterdirectors aus Mailand entführt, an der Grenze aber erkannt und zurückgebracht wurde, ist jetzt doch in Paris engagirt und hat gleich bei seinem ersten Auftreten durch Gesang und Spiel das größte Aufsehen erregt. — Jenny Lind ist in Hamburg fast vergöttert, aber auch so angebettelt worden, daß sie, wie der Münch. Corresp. sagt, der Direction des Theaters erklärt haben soll, sie könne unter solchen Umständen nicht weiter singen und nicht länger bleiben. Sie ist auf fünf Monate in London engagirt und bekommt für diese Zeit 6000 Pfd. St. (40,000 Thlr.). — Auf die bekannte Sängerin Fanny Cerrito hat ein Kunstfreund eine außerordentlich große goldene Medaille schlagen lassen, auf welcher die Künstlerin pirouettirend dargestellt ist. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 20.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meublen, Fenstergarnituren, Equipagen, Corsets moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtners Buchhandlung** in Leipzig

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Burf, der Bürger.

(Fortsetzung.)

Die Vereinigung der beiden Königreiche, die nach dem Mißlingen des Aufstandes von 1745 inniger geworden war, hatte der Vaterlandsliebe Dchonchar einen schrecklichen Schlag versetzt und seinem Hass eine ewige Dauer gegeben. Er behauptete fortwährend, seit der Boden Schottlands englisch und seit auch die Bewohner Engländer geworden, wäre jeder Muth in den Herzen derselben erstorben. „Seit die Meere englisch geworden, fliehen sie die Fische. Selbst der Lachs ist aus dem Forth gewichen, wo er sich sonst in so dichten Schaaren zeigte, daß das Ruder unserer Bote kaum hindurchzubringen vermochte. Auch ich fühle, seit ich in dem Niederlande lebe, seit man mich zu einem Engländer gemacht hat, daß meine Glieder minder gelenkig, meine Arme minder stark, meine Augen minder scharf sind!“ rief er in Verzweiflung aus, als das sechszigste Jahr gekommen war und seine Glieder gelähmt, seine Augen geschwächt hatte.

Während er aber das Schicksal verfluchte, während er die unglückselige Zeit beklagte, während er seine Verwünschungen gegen die Engländer fortsetzte, die er keineswegs für Mitbürger, sondern für Unterdrücker ansah, war er alt geworden und hatte sein kleines Vermögen zunehmen sehen. Dabei hatte er aber auch den Sohn seines Freundes Simpson heranwachsen sehen und denselben geliebt wie früher den Vater, bis Allan

in das Heer getreten war, denn da erwachte der Haß des Alten bitterer als je. Nur der Anblick der Uniform des jungen Mannes, des Philabeg, des Sprossar und der nackten Beine besänftigte ihn in etwas. „Ach, es gab eine Zeit,“ sagte er, „wo auch ich, den Plaid um die Achsel und die Brust geschlungen, den Philabeg am Gürtel und mit unbedeckten Beinen mitten in den Schnee des Ben Cruachan oder Ben Nevis schritt und das Wild dort verfolgte! Ach, damals waren die Männer Männer, obgleich die Rothröcke ihnen vorwarfen, sie sähen aus wie Weiber.“

Dchonchar verzieh also dem jungen Allan wegen der nackten Beine und als ein Jahr nach der Abreise desselben der alte Simpson starb, stand er der Wittwe desselben bei, wenn auch mehr mit seinem guten Willen als seinem guten Rathe. Dchonchar war Hausfreund und er schickte die schönsten Fische, die in sein Netz geriethen, in die Wohnung der Wittwe.

Seit einem Jahre war der Fischfang des alten Dchonchar schlechter als je geworden und er fluchte stärker denn jemals über England und die Vereinigung Schottlands mit demselben, ob er gleich die Schuld auf seine Augen hätte schieben sollen, die immer schlechter und schwächer wurden. Der alte Mann stand in seinem achtzigsten Jahre und obgleich die Augenschwäche sein einziges Gebrechen war, so ist dasselbe doch das schlimmste, das einen Fischer treffen kann.

Dchonchar Mac Alpin war einer großen Gefahr, einer Folge seines schwachen Gesichtes, auch an dem

Tage entgangen, als der junge Simpson ihm begegnete. Simpson war verliebt und also sehr mittheilend; er sprach deshalb auch sehr bald von seinen Leiden, von seinen Hoffnungen und seinen Plänen, die freilich noch sehr unsicher waren. Der Alte hörte ihn an und schien darüber nachzudenken; mit einem Male kam er auf einen Gedanken. Allan brauchte einen Stand, er brauchte einen Gehilfen, warum sollte nicht Allan dieser Gehilfe sein?

Da er aber schlau war wie die wilde Kage im Gebirge, so ging er nicht gerade auf sein Ziel los, sondern suchte dasselbe auf Umwegen zu erreichen. Er seufzte tief und sprach:

„Wenn Jedediah Mac Gregor auf seinen alten Freund Schonchar Mac Alpin gehört hätte, als er sein Blut an die Fremden verkaufen wollte, würde eher seine Hand verdorrt sein, als einen solchen Handel unterschrieben haben; er hätte nie einen rothen Rock angezogen, seine Gebeine ruheten nun auch nicht in fremder Erde und seine Tochter wäre der Familie seines Freundes nicht zur Last.“

„Zur Last!“ rief Simpson zornig aus; „habe ich gesagt, die Tochter Mac Gregors sei uns zur Last?“

„Du hast es nicht gesagt; Deine Seele ist edel, Dein Herz ist gut und Du liebst sie; Deine Zunge hat es nicht gesagt, aber ich habe es aus Deinen Gedanken erkannt.“

„Dann hast Du meine Gedanken nicht verstanden.“

„Jacob Schonchar Mac Alpin hat nicht so viele Jahre gelebt, junger Mensch, ohne die beiden Tugenden der Alten zu erwerben, die Erfahrung und die Klugheit. Wenn auch seine Augen trübe geworden sind, wenn er auch kaum die Schwalbe vom Sperlinge unterscheiden kann, wenn er auch die schwarzen Zeilen, welche man Schrift nennt, nicht zu entziffern versteht, so kann er doch in den Herzen lesen. Wenn die Tochter Mac Gregors reich wäre, wenn Deine Mutter Brod für sie und für Dich hätte, würdest Du nicht daran denken, von neuem die Heimath zu verlassen, mühselig Deinen Lebensunterhalt zu verdienen und vielleicht noch ein Mal Dein Blut und Deine Arme zu verkaufen.“ Da Allan schwieg, so fuhr der Alte fort: „willst Du Dein Brod verdienen und frei bleiben?“

„Gewiß möchte ich das; aber was soll ich thun?“

„Das werde ich Dir sagen. Ich habe ein Boot und Netze; Dein Vater hat sie mir einst gegeben, ich

gebe sie Dir jetzt zurück. Mein Boot und meine Netze sind Dein; werde Fischer.“

„Fischer? Daran hatte ich nie gedacht.“

„Der Fischfang ist das edelste und freieste Gewerbe. Das Meer ist das Reich des Fischers und Gott allein sein Herr. Mein Sohn, die Bogen des Meeres bergen größere Schätze als die Furchen der Acker und Du brauchst nicht zu säen, um zu ernten.“

Die Beredsamkeit des Alten mußte auf den abenteuerlichen jungen Mann Eindruck machen. Auch dachte Allan an die ersten Jahre seiner Jugend, wo er im Fischerboote mit umhergefahren war und Krebse zc. gefangen hatte. Die Fischerei war für ihn bis jetzt nur ein Vergnügen gewesen und was konnte es Angenehmeres geben, als ein Vergnügen zu der gewöhnlichen Beschäftigung zu machen? Allan war also sehr geneigt, dem Antrage nachzugeben und es hielt ihn nur noch eins zurück, die Nothwendigkeit, die Geliebte auf einige Zeit zu verlassen und sie durch diesen schnellen Entschluß zu betrüben. Schonchar war klug genug, den Grund der Zögerung Allans zu errathen; er nahm also den gebietenden Ton an, welchen sein Alter und das Vertrauen Allans zu ihm rechtfertigten und sagte:

„Die Tochter Mac Gregors ist noch sehr jung, kaum sechszehn Jahre alt und Du kannst nicht daran denken, sie vor einem Jahre zu heirathen. Dein Herz ist ehrlich und treu, ich weiß es; setze Dich aber nicht Versuchungen aus, denen Du vielleicht nicht widerstehen könntest. Entferne Dich, komm in das Haus des alten Schonchar, der sein kleines Vermögen mit Dir theilen wird und zwar unter einer einzigen Bedingung, daß Du ihm nämlich erlaubst, Dich auf dem Fischfange zu begleiten. Jede Woche siehst Du ein Mal das Mädchen, daß Du liebst; Du wirst sie sogar noch öfter sehen, denn der Himmel ist nicht immer heiter und das Meer nicht immer ruhig. Diese stürmischen Tage gehören Dir ganz an und leider,“ setzte der Alte mit einem tiefen Seufzer hinzu, „giebt es solcher Tage im Jahre nur zu viele. Man muß sich fügen, sonst würden die Fischer zu reich werden und Jedermann würde Fischer sein wollen.“

Die letztern Gründe bestimmten Allan vollends. Welches andere Gewerbe hätte ihm so viel Freiheit gelassen? Und er suchte vor allem Freiheit. Er reichte demnach dem Alten die Hand und sagte zu ihm:

„Ich werde Dein Gehilfe sein und Du giebst mir

einen Theil von Deinem Gewinn; unter dieser Bedingung nehme ich Dein Anerbieten an."

"Nein," sagte der Alte, dem die Ueberzeugung von der eigenen Ohnmacht und die Erinnerung an den Freund Simpson einen edelsinnigen Entschluß einflößten, "nein, mein Sohn, das Boot ist Dein, die Netze sind Dein, wie einst das Haus und das wenige Geld Dir gehören, das Mac Alpin sammeln konnte; Du wirst eines Tages sein Erbe sein und bist heute schon sein Sohn. Dafür verlangt Mac Alpin nur Eins von Dir, daß Du ihn seine Laufbahn beenden lässest, wie er sie begonnen hat, mit einem Netze oder einem Ruder in der Hand in seinem Boote. Versage mir das nicht, betrübe das Herz eines Alten nicht. Gib mir Dein Wort und schlag ein."

Simpson gab nach und nahm die Hand des Alten.

"Vater," sagte er zu ihm, "es geschehe, wie Du es gewollt hast. Morgen schon stehe ich zu Deinen Diensten, bereit Dir zu folgen und zu gehorchen."

"So werde ich Dich morgen bei Tagesanbruch auf dem Damm von New Haven erwarten, worauf wir mit einander unsern ersten Zug thun wollen." Jacob Schonchar Mac Alpin drückte erfreut dem jungen Manne nochmals die Hand und entfernte sich, hocherfreut über die gemachte Eroberung.

Allan seiner Seite war nicht minder befriediget. Er fühlte, daß er eine Pflicht erfüllt habe, als er sich entschlossen, seiner Mutter nicht mehr zur Last zu sein und der Versuchung aus dem Wege zu gehen. Nur etwas betrübte ihn noch. Wie sollte er Nelly und seiner Mutter seinen Entschluß mittheilen und wie würde diese unerwartete Nachricht aufgenommen werden? Als er in das Haus seiner Mutter kam, stand das Frühstück längst bereit und die beiden Frauen warteten auf ihn. Er setzte sich zerstreut zwischen beiden nieder und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Nelly zitterte und die Mutter sah ihn an.

"Du bist heute recht traurig," sagte sie besorgt zu ihm; "was ist Dir? Hast Du etwas Unangenehmes erfahren? Ist Dir etwas Betrübenendes begegnet?"

"Nein, liebe Mutter; ich bin nur unserm alten Freunde Schonchar Mac Alpin begegnet, er hat mich zu seinem Erben gemacht."

"Zu seinem Erben!" fiel Nelly ein, die gespannt zugehört hatte; "der gute Mann besitzt ja nichts, wenigstens sieht er sehr arm aus."

"Er ist nicht so arm als er ausseht," entgegnete

Martha mit fast geheimnißvoller Miene. "Er hat in seinem Leben viele Lachse und Forellen verkauft und man glaubt, er habe einige schwere Geldsäcke in seinem Hause versteckt."

"Mir hat er nicht sein Geld vermacht, sondern seine Netze und sein Boot; das Geld . . . wird später kommen."

"Warum die Netze und das Boot?"

"Du weißt es ja, Mutter, ich suchte einen Stand und Gewerbe und habe ein vortreffliches gefunden. Morgen schon werde ich der Gehilfe Mac Alpins . . . Ich werde Fischer."

"Fischer, mein Sohn!" entgegnete Martha; "es ist nicht Dein ernstester Wille; der Fischer treibt ein gefährliches Gewerbe; sein Leben ist fortwährend dem Winde und den Wellen preisgegeben."

"Du fürchtest Dich zu sehr, gute Mutter; als ich Soldat war, setzte ich mein Leben weit mehr aus. Schonchar ist länger als fünfzig Jahre Fischer . . ."

"Ja, der alte Mac Alpin lebt, aber wie viele andere Fischer haben in diesen fünfzig Jahren das Leben verloren und in den Wellen ihr Grab gefunden! Und willst Du uns nochmals verlassen, mein Sohn?"

"Euch verlassen? Nein, gute Mutter," stammelte der junge Mann mit einem verstohlenen Blicke auf Nelly, welche die Thränen nicht zurückhalten konnte; "ich gehe nur an den Tagen, an denen wir fischen, auf einige Stunden fort; an den andern Tagen, wenn es stürmt, oder wenn das Meer unruhig ist, bleibe ich bei Euch; solcher Tage giebt es im Jahre gar viele. Dann werde ich ja auch reich, vielleicht sehr reich."

Und Allan legte ihnen mit warmer Beredsamkeit seine Pläne, seine Entwürfe und Hoffnungen vor, wenn er auch nicht alles zu sagen wagte.

Die Frauen sind im Allgemeinen leicht zu überreden; Martha und Nelly waren denn auch bald gewonnen; die eine trocknete ihre Thränen, die andere versuchte zu lächeln; beide umarmten Allan. Am andern Tage sehr früh ging denn Allan wirklich fort, um seine neue Laufbahn zu beginnen und die beiden Frauen begleiteten ihn bis an das Ufer, wo der alte Mac Alpin bereits auf ihn wartete.

"Ah, Weiber, Weiber!" rief er grollend aus, sobald er sie sah. "Wir werden heute kein Glück haben. Ein Weib und ein Seerabe verscheuchen die Fische immer. — Aber seid Ihr mir nur willkommen," setzte er hinzu, als Martha und Nelly herankamen; "Ihr seid

verständnis gewesen, ich fürchtete immer, Ihr würdet mir den Allan zurückhalten.“

Nach herzlichem Abschiede sprang Allan in das Boot, das sich schnell vom Ufer entfernte.

## 2.

Es war seit dem Tage, als Allan zum ersten Male zum Fischfange ausfuhr, über ein Jahr vergangen; er hatte Glück gehabt und war oft mit fröhlichem Herzen und vollem Beutel in das Haus seiner Mutter gekommen. Er hatte auch Nelly offen seine Liebe gestanden, er wußte, daß er von ihr geliebt werde, aber verheirathet waren sie immer noch nicht, weil Nelly zu jung war. Der Frühling des Jahres 1824 nahete und der Fischfang sollte wieder beginnen; im nächsten Herbst endlich wollte Allan seine Nelly wirklich zu seiner Frau machen.

Das Mädchen war schöner als jemals; Allan freute sich sehr über die Schönheit der Geliebten, dachte aber nicht daran, wie gefährlich diese Gottesgabe ist. Allan kannte auch die Eifersucht nicht, weil er wußte, wie sehr er geliebt wurde. Er kannte das treue Herz Nellys, er glaubte an die Tugend des Mädchens, was also konnte er fürchten? Von den Lastern der Vornehmen wußte er nichts; wie hätte er also vor denselben auf der Hut sein können?

Im Anfange des Jahres 1824 gab es in Edinburg einen kleinen übelberüchtigten Club, der ausschließlich aus vornehmen jungen Herren bestand und deren Haupt der junge Lord Archibald Gordon war, obgleich er nur vorübergehend in Edinburg sich aufhielt. Er hatte den berühmten Stuzerkönig Brummel gekannt und war dessen Schüler und Freund. Auch besaß er gleich jenem alle jene lächerlichen Eigenschaften, alle jene hübschen Laster, welche die Mode von ihren Sklaven verlangt und er verstand es besser als irgend Jemand, wie weit er gehen dürfe, ohne in Gemeinheit zu verfallen.

Edinburg nun ist eine wahrhaft puritanische Stadt und die Lebensweise daselbst so regelmäßig wie die in rechten Winkeln angelegten Straßen. Lord Archibald brauchte deshalb nur wenig zu thun, um in Aller Mund zu kommen. Dies war geschehen, aber er hatte der Neugierde lange keinen neuen Stoff geboten und seine Freunde fürchteten bereits, er mache keinen Effect mehr. Ein ärgerer Vorwurf ist einem Modehelden nicht zu machen und Archibald fuhr deshalb auch aus seiner Unthätigkeit auf.

„Man glaubt, der Löwe schlafe; wir wollen ihnen zeigen, was er noch vermag.“

Aber er strengte vergebens seine Erfindungskraft an, um etwas zu ersinnen, was neues Aussehen zu erregen im Stande sei.

Um diese Zeit fing man in Edinburg an, von der wunderbaren Schönheit Nellys zu sprechen.

„Aber,“ sagte Einer aus der Gesellschaft Archibalds, „das Mädchen ist, wie man sagt, die Tugend selbst.“

Archibald lachte bei dem Worte „Tugend“ laut auf und schwur bei sich, daß die sogenannte „Perle von Highstreet“ sein werden müsse.

Archibald war freilich seines Sieges nicht gewiß und er fühlte, daß er bei dem Versuche um seinen Ruf und seine Zukunft kommen konnte. Gelang er dagegen, so stand sein Ruhm unerschütterlich fest und seine Herrschaft hatte keine Grenzen mehr. Wurde er besiegt, so blieb ihm nichts übrig, als seinen Platz seinem Nebenbuhler abzutreten und in London unter den Dandies zweiten Ranges seine Niederlage zu verbergen. Siegen also mußte er um jeden Preis, welche Hindernisse auch zu beseitigen sein möchten. Schon ein Mal hatte ihn Nelly mit Verachtung zurückgewiesen und er fühlte, daß er dies Mal die Tugend, so lächerlich für ihn auch das Wort war, zu bekämpfen haben werde. Ehe er seine Pläne entwarf und den Angriff begann, wollte Archibald wissen, welches Leben das Mädchen führe und wie es mit ihrer Familie stehe. Seine Kundschafter, die er ausgesperrt hatte, berichteten ihm, daß Nelly sehr zurückgezogen bei einer alten Frau lebe, die nicht ihre Mutter sei und diese Nachricht richtete den Muth Archibalds wieder auf.

Am andern Tage — es stürmte gewaltig — zeigten ihm seine dienstbaren Geister an, ein Fischer, der Sohn der alten Frau, bei welcher Nelly lebe, sei am Morgen angekommen und habe fast den ganzen Tag in der Wohnung der beiden Frauen verbracht. Archibald zuckte die Achseln und schwur beim Jupiter; „ich hoffte,“ sagte er, „nur jene Thorheit zu bekämpfen zu haben, welche man Tugend nennt, wenn aber Liebe im Spiele ist, steht die Partie nicht mehr gleich.“

Er gab indeß die Hoffnung noch nicht auf und am zweiten Tage begann er seinen Feldzugsplan. Er nahm eine kleine Wohnung in Highstreet, von deren Fenster aus er alles sehen konnte, was in dem Gäßchen vorging, in welchem das Haus der alten Martha stand. Gleich das erste Mal als Nelly ausging, folgte ihr

Lord Archibald und er ging öfters an ihr vorüber, um von ihr bemerkt zu werden; Nelly aber schien auf ihn gar nicht zu achten, entweder weil sie ihn nicht sehen wollte, oder weil sie ihn wirklich nicht sah. Archibald blieb also in den engen Durchgängen vor ihr stehen, so daß er ihr den Weg vertrat und das Mädchen ihn sehen mußte.

Sie sah ihn und sie blickte ihn mit Verachtung, stolz wie eine Königin an. Als er zum dritten Male vor ihr stehen blieb, drehte sie sich rasch um und kehrte in ihre Wohnung zurück.

„Gleichviel; sie hat mich gesehen,“ dachte Archibald zufrieden bei sich; „ein andermal wird sie mich erkennen.“

Am nächsten Tage stellte sich Archibald, nachdem er früh seinen Thee getrunken hatte, an sein Fenster, aber es war zu spät, Nelly hatte das Haus schon vorher verlassen, um die nöthigen Einkäufe zu machen, und war auch bereits zurückgekehrt. Archibald wartete mit der Geduld eines Heiligen, oder vielmehr eines Teufels, denn dieser ist, wenn etwas Böses ausgeführt werden soll, so geduldig wie ein Heiliger, wie es der heilige Augustin selbst erwähnt. Die Stunden vergingen, die Thüre blieb verschlossen und nichts zeigte sich. Der Verdruß des jungen Lords war unbeschreiblich groß und er jagte einen Diener fort, den er als Schildwache aufgestellt und der ihm das frühe Ausgehen des Mädchens nicht gemeldet hatte.

Am nächstfolgenden Tage war er vor Sonnenaufgang auf seinem Posten, aber Nelly ging dies Mal gar nicht aus; dafür hatte Archibald die Genugthuung, daß er früh den jungen Fischer, seinen muthmaßlichen Nebenbuhler, in das Haus gehen sah. Es mußte demselben in dem Hause gefallen, denn er verließ es den ganzen Tag nicht. Archibald war wüthend.

„Wenn sie morgen nicht ausgeht, werde ich sie ausfindig machen,“ flüsterte er drohend vor sich hin; „ja, ich gehe zu ihr, aber wie? unter welchem Vorwande?“ Er entwarf die seltsamsten Pläne, deren Unausführbarkeit er jedes Mal im nächsten Augenblicke erkannte. Er verlor endlich den Kopf ganz und gar und wußte nicht mehr, was er beginnen sollte.

### 3.

Die Eitelkeit erlaubte Lord Archibald nicht, von dem einmal Uebernommenen zurückzutreten. Am nächsten Tage stand er bereits am Fenster als kaum der Morgen dämmerte.

Nelly ging aus und zwar allein.

Mit zwei Sägen war Archibald auf der Straße. Nelly ging nach dem Fischmarke zu und der junge Lord sah ihr nur nach, um nicht etwa in Streit mit den Fischweibern zu kommen. Erst als sie wieder in die Highstreet zurückkam, näherte er sich ihr und rebete sie an. Nelly drehte sich rasch um, als sie seine Stimme vernahm, und nachdem sie in ihm den Verfolger erkannt hatte, maß sie ihn mit kaltem und verächtlichem Blicke und deutete sehr entschlossen auf den Polizeidiener, der etwa hundert Schritte davon stand.

Sie hatte noch kein einziges Wort gesprochen, Archibald verstand aber recht wohl, was diese stumme Sprache bedeutete.

„Verflucht sollen die hiesigen Mädchen sein,“ murmelte er unwirsch vor sich hin, „die den Polizeidiener zum Schutze ihrer Jugend herbeirufen.“ Gleichwohl gab er noch nicht allen Muth auf; statt aber ein Gespräch mit dem schönen Mädchen zu beginnen, zog er einen Brief, den er für alle Fälle bereit hielt, aus der Tasche und wußte ihn geschickt in das Körbchen zu bringen, das Nelly am Arme trug. Leider hatte das Mädchen seine Bewegungen beobachtet und alles gesehen. Sie nahm den Brief und hielt ihn dem Lord hin; dieser aber hatte gar nicht die Absicht, ihn zurückzunehmen, er entfernte sich vielmehr rasch und forderte vorher die Grausame in bittendem Tone auf, den Brief in ihrer Wohnung zu lesen. Da Archibald den Brief nicht nahm, so folgte sie einer plötzlichen Eingebung der Liebe, die besser als jede Ueberlegung das Benehmen eines unschuldigen jungen Mädchens in den kritischen Umständen leitet, wenn ein Nebenbuhler des Mannes, den sie liebt, sie kühn verfolgt; sie nahm sich vor, gleichzeitig sich von dem Briefe und dessen zudringlichem Verfasser zu befreien. Sie war eben auf der Höhe der Marktstraße angekommen und der Wind wehete an diesem Morgen ungestüm, wie er übrigens sehr gewöhnlich in Edinburg weht. Nelly benutzte also den Augenblick als ein starker Windstoß die dürren Blätter aus den benachbarten Gärten um sie hertrieb, warf den Brief in die Höhe und überließ ihn dem launischen Elemente. Der Brief drehte sich einen Augenblick um sie herum und flog dicht an dem Gesichte Archibalds vorbei, der ihn vergeblich zu erfassen suchte. Der junge Lord ärgerte sich im Ganzen weniger über das Mißlingen mit dem Briefe als über das Gelächter des Mädchens, die sich ganz ihrer natürlichen Heiterkeit überließ und dann plötzlich verschwand.

Hatte ein Zauberer das schöne Mädchen mit seinem Stabe berührt und sie so augenblicklich den Nachstellungen entzogen? Archibald wußte nicht, was er denken oder wohin er sich wenden sollte. Gleichwohl war das Verschwinden Nellys ganz einfach zu erklären, da sie in einen der Durchgänge geschlüpft, welche in Edinburgh häufig aus einer Straße in die andere führen.

Wie ein Wahnsinniger eilte Archibald die Highstreet hinab und sein Unstern wollte, daß er da auch noch auf seinen Nebenbuhler, den Lord Douglas, traf, welcher eben aus dem Parlamentshause kam. Lord Douglas hatte Nelly vorübergehen sehen und lachen hören und als er seinen Freund Archibald erblickte, errieth er leicht, was geschehen war. Er lachte laut auf und sagte:

„Zum Teufel,“ Archibald, wie benimmst Du Dich denn bei Deinen Eroberungen? Machst Du förmlich Jagd auf die Mädchen? Dies Mal kommst Du zu spät; die Gazelle ist dem Löwen entkommen.“

„Ich laufe so, lieber Douglas,“ entgegnete Archibald nach ziemlich langer Pause und seufzend, „weil ich dies Mal ein entsetzlich scheues Wild jage. Es muß schon oftmals und sehr ungeschickt verfolgt worden sein.“

(Fortsetzung folgt.)

### M i s c e l l e n.

(Rafaels Madonna della Seggiola.) Wir haben öfters von nachgemachten berühmten Gemälden gesprochen; jetzt erheben sich sogar bedeutende Stimmen, welche die Richtigkeit der „Madonna della Seggiola“ von Rafael bezweifeln, jenes Gemäldes, das nach den Lobpreisungen der Künstler und Reisenden, so wie den tausend Copien desselben zu den bewundertesten in Europa gehört. Zwei der kompetentesten Kenner in Italien haben gleichzeitig ihre Ansicht ausgesprochen, zu der sie gelangten, ohne sich mit einander besprochen zu haben, nämlich daß jenes allbewunderte und berühmte Werk eine Fälschung, nach einer Zeichnung Rafaels entworfen und höchstens anderthalb hundert Jahre alt sei. Der eine dieser Kenner äußerte gleichen Zweifel über ein anderes berühmtes Gemälde in einem fürstlichen Palaste in Rom, das einem Schüler Rafaels zugeschrieben wird. Der Besizer war von der Richtigkeit seines Schatzes so sehr überzeugt, daß er dem Kenner die Erlaubniß gab, ein auflösendes Mittel an dem Bilde anzuwenden. Dies geschah, ein Theil des Kopfes des heil. Johannes verschwand sehr bald und darunter kam das Auge eines ältern Gemäldes hervor. — Die berühmtesten jetzigen Verfertiger alter Gemälde

in Italien sind Guezzardi in Bologna und der Ritter Michele Micheli in Florenz. Mit welcher Kunst man solche nachgemachte Bilder zu hohen Preisen an den Mann zu bringen weiß, wird nachstehende Anekdote beweisen. Kerschow, ein russischer Kunstfreund, wurde von einigen florentinischen Herren zu einer Jagdpartie in den Maremmen eingeladen. Der Russe hatte dabei kein Glück, verlor die Lust und kehrte mit der Absicht um, in dem Hause, wo man die Pferde gelassen hatte, auf seine Freunde zu warten. Er ließ sich mit dem Wirthe in ein Gespräch ein und dieser fragte nach einiger Zeit, ob er ein Liebhaber von Gemälden sei, er könne ihm etwas Merkwürdiges zeigen. Nach einer langen Geschichte, wie ihm sein Vater auf dem Sterbebette das Geheimniß anvertraut, ein in dem Hause verborgenes Gemälde habe einen so großen Werth, daß die ganze Familie reich werden könnte, daß er es aber nicht verkaufen könnte, weil er es auf unrechte Weise erhalten, zeigte der Mann eine schöne Madonna mit dem Kinde in einem sehr alten geschnittenen Rahmen. Der Russe bewunderte das Kunstwerk unverstellt, fragte nach dem Namen des Malers und nannte Rafael. „Den Namen, glaube ich, nannte mein Vater,“ entgegnete der Bauer, „aber Sie können sich selbst überzeugen, da er mir ein Papier gab, auf dem der Name geschrieben steht.“ Auf einem schmutzigen Papierstreifen las der Russe wirklich „Rafaello Sanzi“ und der Besizer des Bildes deutete an, er würde dasselbe gern verkaufen, wenn er nur eine leidlich ansehnliche Summe dafür erhalte, weil er selten Gelegenheit habe, es Jemandem anzubieten. Der Russe bot 8750 Thlr. und der Bauer ging nach einigem Sträuben in den Handel ein. Die Beute wurde in Leinwand eingeschlagen und der neue Besizer der Rafaelschen Madonna eilte fort, ohne auf die Rückkehr seiner Freunde zu warten, verließ auch alsbald Florenz und begab sich nach Rom, damit die toscanische Regierung seinen Schatz nicht etwa zurückhalte. In Rom rühmte er sich seines Glückes und zeigte das Gemälde mehreren Kennern, die einstimmig dasselbe priesen, bis Ballati, ein berühmter Bilderhändler, darin eine etwas modifizierte Copie der „Madonna del Gran-Duca“ erkannte, die Micheli gemalt und für 150 Thlr. verkauft hatte.

Die Jagdpartie war von einigen bekannten Schwindlern bloß in der Absicht angestellt worden, um ihren russischen „Freund“ zu prellen. Dieser kehrte sofort nach Florenz zurück und fing einen Prozeß an, der indeß dadurch beseitigt wurde, daß ihm die Betrüger den größten Theil des Kaufpreises zurückgaben. Jetzt soll sich dasselbe Gemälde in einer bekannten großen deutschen Galerie befinden, an welche es der Russe als Aecht und fast eben so theuer verkaufte, als er es ursprünglich bezahlt hatte. —

(Die Falkner ei.) Die Falkner ei ist merkwürdiger Weise in allen Ländern Europas, wo sie sonst so hoch angesehen war, gänzlich aus der Mode gekommen, mit Ausnahme Hollands. Dort giebt noch es einen Falkenclub und zwar in Zoo und die

Mitglieder desselben gehören dem höchsten Adel in England, Belgien und Holland an. Die Prinzen Heinrich und Alexander der Niederlande beschäftigen sich viel mit der Falkenjagd. In wie vielen Stücken wir auch der französischen Revolution von 1789 beistimmen, so können wir es doch nicht gut heißen, daß sie auch der edelen Falknerei ein Ende machte; sie nahm uns dadurch nur ein Vergnügen, an dem auch die Damen Theil nehmen konnten, denn die Falkenjagd war sonst eine Lieblingsunterhaltung der Frauen und sie würde es heute noch sein. Vielleicht verbreitet sich von Holland aus die Neigung für diese Jagd von neuem über Europa, wenn man auch in Loos die Falkenjagd anders versteht und anders betreibt als es in früherer Zeit allgemein geschah. Zwei Falken werden gegen einen Reiher losgelassen; der eine hat ihm den Rückzug abzuschneiden, der andere muß ihn angreifen. Oftmals vertheidigt sich der Reiher wohl eine Stunde lang gegen seine furchtbaren Feinde. Die Jäger, welche gut beritten sein müssen, eilen dem Flüchtigen nach, denn jeder will zuerst an der Stelle sein, wo der Reiher fällt. Die Falken, die so gut abgerichtet sind, wie Bediente in einem guten Hause, begnügen sich mit einem unschuldigen Siege. Sie halten den Reiher nur fest und bringen ihn so den Jägern. Diese sind eben so wenig blutdürstig und begnügen sich, ihm an das Bein einen Ring zu befestigen, der seine Niederlage bezeugt, worauf sie ihm die Freiheit geben. Die größten Gefahren haben die Reiter zu bestehen während sie den Falken folgen, indem sie in Galopp über Gräben, Hecken etc. setzen müssen, wobei gar viele stürzen. — Napoleon schon wollte die Falknerei wieder zu Ehren bringen und er ließ alles dazu einrichten, Leute anstellen etc., aber es kam nicht zu einer Jagd und die Leute wurden wieder entlassen. In Holland und Belgien dagegen scheint sie immer mehr Verbreitung zu finden. —

(Ein Käfersammelnder Soldat.) Vor wenigen Wochen starb einer der ausgezeichnetsten französischen Feldherren, der General Dejean, der aber auch einer der berühmtesten Entomologen war und die reichste Käfersammlung, welche existirt, zusammengebracht hatte, nämlich dreiundzwanzigtausend Stück. Das Kriegshandwerk und das friedliche Insectensammeln scheinen sich zwar nicht mit einander vereinigen zu lassen, Dejean wußte aber beides zu verbinden und man erzählt davon ein fast komisches Beispiel. Es war in Spanien. Die Truppen, welche der damals noch junge Dejean befehligte, marschirten, er an der Spitze, zu einem der heftigsten Angriffe in jenem ganzen Kriege, als er zu seinen Füßen einen der seltenen glänzenden Käfer bemerkte, der seiner Sammlung noch fehlte. Entzückt über diesen Fund, sprang er sofort vom Pferde, eilte dem Käfer nach, ergriff ihn und steckte ihn an seinen Helm; ein Augenblick hatte dazu hingereicht, man hatte kaum Zeit gehabt, sich zu wundern, als er bereits wieder auf dem Pferde saß und das Signal zum Kampfe gab. Cheverria wurde hier geschlagen, Alcaryas genommen, mit einem Worte ein glänzender Sieg

gewonnen, der junge Sieger aber freute sich mehr noch darüber, daß an seinem von einer Kugel halb zerrissenen Helme der kostbare Käfer sich noch unverletzt befand.

### Generalcorrespondenz.

Die erste deutsche Schriftstellerversammlung, welche am 27., 28. und 29. April in Leipzig stattfand, wurde von mehr als hundert Schriftstellern besucht, unter denen man Namen vom besten Klange bemerkte. Die Verhandlungen waren ernst, ruhig und gemessen. Die nächste Versammlung, welcher hoffentlich noch viele andere folgen, wird im Herbst 1846 in Stuttgart stattfinden. —

Man hat sich häufig gefragt, warum wohl manche Maler schreckliche oder ekelhafte Scenen darstellen, deren Anblick Grauen oder Widerwillen erregt? Ein reicher, aber sehr geiziger Mann hat solche Bilder auf eine eigenthümliche Weise zu benutzen verstanden. Er kaufte vier der gräßlichsten Bilder, die er aufstreifen konnte und hing sie in seinem — Speisesaale auf. Er bekleidet ein Amt, das ihn nöthigt, oft Gastmähler zu geben, und die Bilder in dem Speisesaale sind darauf berechnet, aber auch vollkommen geeignet, den Gästen den Appetit zu verderben. Er spart sonach seinen Wein, kann mit den Ueberresten eines großen Diners sein Haus eine ganze Woche erhalten und verköst doch nicht gegen die Schicklichkeit, jeden Montag ein Diner zu veranstalten. —

Die Königin von England hat verboten, in ihrem Palaste die Polka zu tanzen, dagegen hat aber der Magistrat von Antwerpen ein Stockenspiel in der Stadt neu einrichten lassen, so daß es jetzt jede Viertelstunde die Polka spielt. —

Wenn es Jemandem zum Troste gereichen sollte, so sei hier erwähnt, daß nach den täglichen Beobachtungen der Astronomen auf der Sternwarte zu Paris der Monat März des Jahres 1845 der schlechteste und abscheulichste gewesen ist, den wir seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts gehabt haben. —

Eine Zeitung erzählt ein Beispiel von amerikanischer zarter Aufmerksamkeit. Der Commodore Elliot ließ nämlich in dem Nationalinstitut zu Washington einen Sarcophag niederlegen, den er aus Malta mitgebracht hat und in welchem nach der Vermuthung der Alterthumsforscher die sterblichen Ueberreste des Alexander Severus einst gelegen haben. Bei der Abgabe an das Institut erklärte der Commodore: „es sei sein Wille, daß dieser Sarcophag den Leichnam des General Jackson aufnehme, wenn derselbe seine Genehmigung dazu gebe.“ Das amerikanische Blatt, welches dies berichtet, setzt ganz trocken hinzu: „Man weiß noch nicht, welche Antwort der ehemalige Präsident auf dieses Anerbieten gegeben hat.“ —

An der französischen Küste hat man kürzlich einen sehr glücklichen Fang gethan und wir bedauern nur, daß uns nichts davon zu Gute kommt, da die Pariser Alles in Anspruch nehmen. Man hielt nämlich einen Kusternfang und fing an einem

Tage nicht weniger als zweihundert Millionen Stück. Ein einziges Boot konnte in zwei Stunden 3 bis 400,000 St. fangen. Man erinnert sich seit langer Zeit keiner solchen ergiebigen Ausernte. —

Der Maimonat dieses Jahres zeichnet sich durch eine große Menge merkwürdiger astronomischer Erscheinungen aus; am 6. ist eine Sonnenfinsterniß, am 8. der Durchgang des Merkurs durch die Sonne, ebenfalls am 8. der Durchgang des Mondes durch den Stern X im Orion und am 21. eine totale Mondfinsterniß. Alle diese Erscheinungen, die letzte ausgenommen, werden sichtbar sein. — Merkwürdig war auch, daß am 1. Mai Himmelfahrt und die Fahrt der Heren nach dem Blocksberge zusammentrafen. —

In Frankreich wird bekanntlich nach einer Reihe von Jahren dem besten in diesem Zeitraume erschienenen dramatischen Werke ein Preis von 10,000 Francs zuerkannt. Dies Mal soll Ponsard, der junge Dichter der „Lucretia“, den Preis erhalten. —

In Sibirien wird seit einiger Zeit ein eigenthümlicher Handel getrieben. Man findet nämlich dort in größerer oder geringerer Tiefe unter der Erdoberfläche große Lager von Knochen des Mastodon (eines urweltlichen Thieres) und da die Zähne und Kinnladen dieses Thieres, obgleich sie Jahrtausende in der Erde lagen, nicht bloß alle Eigenschaften des Elfenbeines besitzen, sondern dasselbe sogar übertreffen, da sie weniger zerbrechlich sind und auch nicht so leicht gelb werden, so hat sich eine Gesellschaft gebildet, diese Schätze auszubeuten. Im vorigen Jahre wurden 16,000 Pfd. von solchem „sibirischen Elfenbein“, wie man es nennt, gefunden und die Arbeiten, welche man daraus verfertigt, sind namentlich in Petersburg sehr gesucht. —

Wohl nur in unserer Zeit war es möglich, daß man den Versuch machen konnte, einen neuen Glauben auf dem Wege der Zeitungsannoncen zu predigen und Verbreiter desselben auf demselben wohlfeilen Wege zu suchen wie Kinderwärterinnen und Köchinnen. Es ist dies wirklich in dem „Siccle“ geschehen, in welchem ein Mann auftritt, der eine neue Religion, Almansismus, stiften will, die für jetzt nur für die Gelehrten passen, später aber auch für das große Publikum zugerichtet werden soll, und diejenigen, welche sich ihm anschließen und den neuen Glauben verbreiten helfen wollen, auffordert, in portofreien Briefen sich an ihn zu wenden. Der neue Religionsstifter, dessen Name nichts zur Sache thut, hat sich selbst den Titel *Phitama* zugelegt. —

Es ist so oft von der Versteigerung der berühmten Galerie des Cardinal Fesch in Rom die Rede gewesen, daß wir auch etwas von dem Erfolge mittheilen müssen. Die Zahl der Gemälde betrug 2000, doch befindet sich darunter auch sehr vieles

Schlechte und noch viel mehr Copien, die für Originale ausgegeben werden. Manches wurde außerordentlich hoch bezahlt, z. B. ein Hobbema mit 8000, ein Poussin mit 6000, ein ganz kleiner J. Steen mit 2000 Scudi; während andere Gemälde von wirklichem Werthe spottbillig verkauft wurden, z. B. ein Rocca Marcone, fünf Personen in Lebensgröße, für 30 Scudi, während ein kleiner schlechter Murillo 900 einbrachte. Am meisten wird für den Lord Hertford und für den Baron Rothschild in Paris gekauft, wie diese auch die höchsten Summen zahlten; der erwähnte Hobbema z. B. wurde für Lord Hertford erstanden. —

Eine der sogenannten Spielhöllen wird Deutschland bald weniger zählen; wie man in Röhren selbst sagt, wird die dortige Spielbank nächstens geschlossen. —

Die vielen lästige und unbequeme Wissenschaft der Statistik hat sich jetzt auch an die Stammbäume des Adels gewagt, um zu ermitteln, wie alt wohl eine Familie im Durchschnitt werde. Namentlich Engländer und Franzosen haben sich mit solchen Untersuchungen beschäftigt und der Herzog von Bassano unter anderem ist zu dem Resultate gelangt, daß die Adelsfamilien im Allgemeinen nicht so alt sind, als man gewöhnlich nach der langen Zeit glaubt, in welcher sie ihren Namen führen. Ein anderer Franzose versichert, diese Familien erreichten im Durchschnitt nur eine Dauer von dreihundert Jahren. Den Grund davon sucht man darin, daß die Adelligen sich meist dem Kriegshandwerke widmen, daß viele in den geistlichen Stand treten, daß immer der Erstgeborene die Familie fortzulangen hat, so wie in den häufigen Zweikämpfen und in der verweidigten Lebensweise. In der französischen Academie kam vor Kurzem eine interessante Verhandlung darüber vor. —

Die „Nationalgalerie“ in London hat vor Kurzem das berühmte Rubens'sche Gemälde „das Urtheil des Paris“ für 27,000 Lthr. angekauft. —

Von Scribe und Auber ist bereits wieder eine neue dreiactige komische Oper „die Barcarole“ in Paris zur Aufführung gekommen. Sie hat aber im Ganzen nicht sehr gefallen. Es dreht sich um eine „Barcarole“, die mehreren Personen zugeschrieben, aber von allen verläugnet wird, weil der Componist derselben — gehenkt werden soll. Besonders klagt man, daß diese Barcarole zu oft gehört werden muß, ob sie gleich nicht sehr ausgezeichnet sein soll. Sie wird nämlich im ersten Acte vier Mal und im zweiten Acte drei Mal gesungen, im dritten von zwei Orchestern gespielt und von einem Frauenchor gesungen und kommt dann noch ein Mal im Finale vor. Im Ganzen soll die Oper zu große Ähnlichkeit mit der „Sirene“ und dem „Antheil des Teufels“ haben. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 21.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergeländen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Burf, der Bürger.

(Fortsetzung.)

Lord Douglas versäumte nicht, von dem zu sprechen, was er gesehen und gehört hatte. Die Feinde Archibalds zogen Vortheil daraus. „Er ist,“ sagten sie, „bei einem Mädchen aus dem Volke gescheitert, in das er sich verliebt hat und er gesteht sein Mißlingen ein.“ Mehr fehlte nicht, um ihn um seinen Ruf zu bringen.

Archibald war weit entfernt, an eine solche Entwicklung zu glauben. Seine so unglücklichen Versuche, die Kaltblütigkeit und die beleidigende Lustigkeit des Mädchens hatten sein Vertrauen erschüttert und ihn zu gleicher Zeit gewaltig aufgebracht. Er bedachte, daß er bisher nur als gehässiger und lächerlicher Verfolger erschienen sei. Lächerlich! Dieses Wort quälte seine eitle Seele und verletzte seinen Stolz. Lächerlich! Und in wessen Augen? In den Augen eines Mädchens aus dem Volke, während mehr als eine große Dame vor ihm zitterte.

Mit einem Male unterbrach Archibald den Gang seiner Gedanken durch ein krampfhaftes Lachen, wie es nur aus einem tieftraurigen Herzen kommt. Dann versank er von Neuem in tiefes Nachdenken. Was war das Resultat davon? Das weiß nur der Böse.

Archibald hatte durch seine Kundschafter erfahren, daß der junge Mann, welchen er zu Nelly hatte gehen sehen, ein Fischer und der Sohn der Pflagemutter des

Mädchens sei. Er ermittelte auch, daß der junge Mann mehrere Tage durch einen großen Fischfang am Eingange des Forth zurückgehalten werden dürfte und daß die alte Martha durch eine Krankheit schon seit mehreren Monaten an das Haus gefesselt werde. Nelly ging an den Sonntagen allein in die Kirche. Als Archibald alles dies erfahren hatte, nahm er sich vor, die Entwicklung zu beschleunigen. An dem Tage nach seinem unglücklichen Versuche zeigte er sich in Highstreet gar nicht mehr und stellte die Nachstellung gänzlich ein; man sollte ihn für entmuthiget halten und er hoffte, auf diese Weise dem Mädchen die frühere Sicherheit wiederzugeben.

Edinburg gleicht an einem Sonntage einem großen Kloster und alle Bewegungen der Bewohner sind genau geregelt. Früh ist die Stadt ruhig und wie ausgestorben; nur einige wenige Personen laufen schnell durch die Straßen, als wenn es eine Sünde wäre, am Sonntage zu gehen. Mit einem Male aber, unter dem Geläute der Glocken giebt jedes Haus seine Bewohner heraus und die gesammte Bevölkerung der Stadt begiebt sich in Prozeßion auf die Straße. Man drängt sich an den Kirchenthüren und die Stadt versinkt darauf wiederum in Grabesstille. Man könnte sie dann mit einer Stadt vergleichen, in welcher die Pest alle Bewohner hingerafft hat. Die ungeheuern Straßen wie Queensstreet, Prince's-Street, George's-Street, die sich in gerader Linie wenigstens eine Stunde weit hinziehen, sind ihrer ganzen Länge nach leer. Die Stein-

platten ihrer prächtigen Trottoirs geben kein Geräusch und wenn man zufällig in der Ferne einen verspätigten Bürger bemerkt, so gleicht er einem Reisenden, der durch eine verödete Stadt geht und mit neugierigen Blicken irgend eine Spur von Leben in dieser Stadtliche zu entdecken sucht.

Nach Beendigung des Gottesdienstes erscheinen die Einwohner von neuem und jeder kehrt in seine Wohnung mit der größten Ruhe und Stille zurück. Kaum hört man hier und da ein Wort oder ein halbunterdrücktes Lachen. Nur das Geräusch der Tritte auf den Trottoirs verräth die große Menschenmenge. Wenn es zwei Uhr schlägt, erscheinen sämtliche Einwohner wiederum, es tritt dieselbe Stille von neuem ein und die Leute kehren wiederum ruhig nach Hause zurück. Abends endlich, wenn die Glocken den letzten Gottesdienst verkündigen, erfolgt die letzte Wiederholung des Kirchenbesuchs.

Archibald wählte klüglicher Weise den Sonntag zur Ausführung des Planes, den er entworfen hatte.

An diesem Tage hielt ein ärmlich aussehender Wagen am Eingange des Gässchens, in welchem das Haus Nellys stand, und in dem Wagen saß ein Mann, der von Zeit zu Zeit verstohlen auf die Straße blickte, sich aber immer schnell wieder zurückzog.

Am Eingange des Gässchens, durch welches Nelly auf dem Wege zur Kirche gehen mußte, standen zwei Männer von verdächtigem Aussehen. Der eine hielt einen Plaid in der Hand, statt ihn wie gewöhnlich umgehungen zu haben. Sobald sich der rothe Kragen eines Polizeidiener's in der Ferne zeigte, verschwanden die beiden Männer im Dunkel des Gässchens; sie hatten also wohl schlechte Absichten. Der Wagen hielt lange da und der Unbekannte darin sah immer öfter und, wie es schien, ungeduldiger heraus.

Was that die nichtsahnende Nelly unterdeß? Sie hatte sich bei dem ersten Glockentone vorbereitet, wie gewöhnlich in die Kirche zu gehen. Auch trat sie bald aus dem Hause heraus und sie machte eben die Thüre wieder zu, als ein Mann zu ihr trat und sie fragte, ob der Fischer Allan Simpson in dem Hause sei. Nelly verneinte dies und der Unbekannte fragte weiter, an welchem Tage und zu welcher Stunde er den jungen Mann treffen könne und wo er wohl in diesem Augenblicke sei. Er habe ihm von Seiten eines Kaufmannes eine bedeutende Bestellung auf Fische zu überbringen. Nelly hörte den Fremden leichtgläubig an und antwortete auf die Fragen desselben so gut als sie

es vermochte; wäre sie reicher an Erfahrungen gewesen, so würde sie vorsichtiger gewesen sein.

Der Unbekannte schien wirklich keine andere Absicht zu haben, als das Mädchen aufzuhalten. So lange viele Leute in der Straße hingingen, sprach, fragte und erzählte er, so bald aber die Tritte des letzten Frommen in der Ferne verhallten, stellte er plötzlich seine Fragen ein, dankte Nelly für die Nachweisungen, die sie ihm gegeben und stieg rasch vor ihr die Stufen vor dem Hause herab, so rasch, daß Nelly ihm zwei Mal zurief, er möge nicht zu sehr eilen, weil er leicht fallen und den Hals brechen könne.

Man hat ohne Zweifel errathen, daß der Unbekannte zu den Leuten, die am Eingange des Gässchens standen und zu dem Manne gehörte, welcher im Wagen saß, daß er zu dem Mädchen nur in der Absicht geschickt worden war, unter irgend einem Vorwande sie zurückzuhalten und sie zu hindern, zugleich mit den zahlreichen Kirchengängern in der Straße zu sein. Der Unbekannte hatte sich später auch nur deshalb so eilig entfernt, um seine Genossen zu benachrichtigen, daß ihre Beute nahe und daß es nur an ihnen liegen werde, wenn der Streich mißlinge.

In dem Augenblicke, als er das verabredete Zeichen gab, versteckten sich die beiden lauenden Männer an einer dunkeln Stelle; der Wagenschlag, dem Gässchen gerade gegenüber, wurde geräuschlos halb geöffnet; der Kutscher setzte sich im Sattel fest und hielt die Peitsche empor, um sogleich seine Pferde scharf anzutreiben. Alles schien sich zum Gelingen eines eben so kühnen als verbrecherischen Planes zu vereinigen.

In diesem Augenblicke begann der Gottesdienst; die Polizeidiener waren beschäftigt, die Wagen vor der Kirche in einer gewissen Ordnung aufzustellen und auf der Straße zeigte sich Niemand mehr.

Nelly kam die letzte Stufe vor dem Hause herab und trat in das Gässchen. Kaum hatte sie hier einige Schritte gethan, als drei Männer, welche aus der Mauer zu kommen schienen, gleichzeitig auf sie stürzten. Einer faßte sie an den Armen, der Andere an den Beinen. Sie wollte um Hilfe rufen, aber ehe sie einen Laut von sich geben konnte, warf ihr der Mann, der den Plaid in der Hand hielt, denselben über das Gesicht und umwickelte ihren Kopf; dann hoben alle drei das Mädchen auf und legten sie, ob sie sich gleich gewaltig sträubte, in den Wagen, in welchem zwei Männer warteten.

Einer dieser Männer war Archibald, aus dessen Augen teuflische Freude bligte. Alles war nach Wunsch gelungen, Nelly befand sich in seiner Gewalt, ohne daß Jemand Zeuge des Raubes gewesen war. Der Kutscher hieb mit der Peitsche auf die Pferde und der Wagen rasselte in Galopp davon.

Die Highstreet ist sehr steil und sie wird von da an, wo sie den Namen Canongate annimmt, bis in die Gegend des Palastes Holy-Rood immer enger. Der Kutscher mußte also, als er bei dem alten Hause des berühmten Knor ankam, zur großen Unzufriedenheit Lord Archibalds den schnellen Lauf der Pferde zügeln. Die Verlegenheit des Lords und dessen Gehilfen war wirklich groß. Es war dem Mädchen, das sie beide hielten, gelungen, den Plaid zu entfernen, der ihr das Gesicht verhüllte und ihre Stimme ersticke und während sie sich frei zu machen suchte, schrie sie so laut, daß es die ganze Stadt hätte hören müssen, wenn die Stadt nicht in der Kirche gewesen wäre. Archibald wollte ihr zwar die Hand auf den Mund halten, Nelly aber, der die Liebe und Verzweiflung übernatürliche Kraft gab, hatte ohne langes Bedenken mit ihren weißen Zähnen in diese Hand gebissen.

Dieses jammer- und verzweiflungsvolle Geschrei, das aus einem Wagen kam, der pfeilschnell dahinrollte, fing endlich an die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen, welche durch ihr Alter oder ihre Beschäftigungen in ihren Häusern zurückgehalten wurden. Ein Mann öffnete sein Fenster und sah sich verwundert um, woher dieses Schreien kommen könnte und ein anderer rief, ohne sich lange zu besinnen, nach der Wache.

Der Wagen rollte unterdeß immer weiter, kein Polizeidiener widersetzte sich der Flucht und die friedlichen erschrockenen Bürger konnten ihn nicht aufhalten. Er gelangte an die Stelle, wo die Straße am steilsten und schmälsten ist, vor dem gothischen Hause des Regenten Murray. Hier hatten sich zwei Männer, ein bejahrter aber noch rüstiger und ein junger gewandter, an die Mauer gedrückt, um dem Wagen auszuweichen, aus welchem der Hilferuf drang. Beide trugen Nege auf den Schultern wie Fischer, die von dem Fischfange kommen. Der Wagen näherte sich und wollte eben an ihnen vorüberrollen; in diesem Augenblicke hatte sich aber Nelly von den Händen frei gemacht, die sie festhielten, zerbrach das Glas an der einen Seite des Wagens, fuhr trotz aller Gefahr mit dem Kopfe heraus und schrie um so lauter nach Hilfe.

Kaum hatte der jüngste der Fischer dieses von

Thränen überströmte Gesicht erblickt und die Stimme erkannt, als er seinen alten Begleiter verließ, sein Nege abwarf, wie ein Leopard aussprang und sich an die Pferde hing, welche erschrocken zurückwichen. Der Kutscher peitschte mit Gewalt auf sie und trieb sie vorwärts. Sie zogen wieder an und rissen den jungen Mann mit fort, der aber den Muth nicht verlor, das Gebiß nicht losließ und sich lieber zermalmen lassen zu wollen schien. Seine Ausdauer siegte denn auch; die Pferde blieben von neuem stehen, bäumten sich und gaben dadurch dem alten Fischer Zeit, ebenfalls herbeizukommen. Dieser fühlte wohl, daß sein schwacher Arm nicht viel nützen würde, aber es kam ihm ein guter Gedanke in den Kopf. Er nahm sein Nege, entrollte dasselbe rasch und warf es aus, als wolle er in der Straße einen riesenhaften Stör oder eine Schaar Salmen fangen. Er traf seinen jungen Begleiter, den Kutscher und die beiden Pferde, die nach vielen Anstrengungen sich endlich so verwirrten, daß sie stürzten.

Der Wagen hielt kaum, als Allan — denn er war der junge Fischer — wie durch ein Wunder unverletzt aus dem Nege schlüpfte und an den Wagenschlag eilte.

Unterdeß war der Gottesdienst in der Neukirche von Canongate zu Ende gegangen und die Volksmenge, die herausströmte, füllte die Straße. Der angehaltene Wagen, die aufgeregten Männer und die Pferde, die in einem Nege wild um sich schlugen, mußten natürlich sogleich die Aufmerksamkeit erregen. Allan hatte kaum Zeit gehabt, die Wagenthüre aufzureißen, die halbtodte Nelly zu erfassen und sie am Eingange eines nahen Hauses niederzulegen, als das Volk bereits den Wagen lärmend umringte. Es ließ Allan die Zeit nicht, sich selbst zu rächen, wie er es wohl wollte, sondern fiel über den unglücklichen Archibald her, der so bestürzt und erschrocken war, als es ein Mann seiner Art sein kann, der sich auf der That hat ergreifen lassen.

Die Bewohner von Canongate sind nichts weniger als leicht zu bedeuten und verlassen sich immer lieber auf den eigenen Arm als auf den des Mannes, welchem das Gesetz das Strafen übertragen hat. Schon hatte das Volk dem erschrockenen Stuzer die Kleider abgerissen und zog ihn auf der Straße hin; ohne Zweifel hätte es ihn umgebracht, wenn nicht noch zu rechter Zeit Constabler und Soldaten von der nahen Wache zu seiner Rettung herbeigekommen wären. Was das Volk also an dem Herrn nicht thun konnte, würde es an dem Diener gethan haben, aber auch dieser fand

Schutz. Die Volkswuth mußte sich also an dem Wagen austoben, der in Stücke zerschlagen wurde und an den Pferden, deren blutige Fesseln den ganzen Tag über im Triumphe herumgetragen wurden.

Während der unglückliche Archibald unter guter Bedeckung in das Gefängniß abgeführt wurde, geleitete das Volk Nelly, Allan und den alten Jacob Schonchar Mac Alpin im Triumphe an das Haus der guten Martha, die über das Ausbleiben ihrer lieben Tochter, wie sie Nelly nannte, bereits ängstlich besorgt war. — „Die Perle von Highstreet ist rein erhalten worden,“ sagten die braven Leute, die das Mädchen begleiteten.

„Glücklich der, welcher einmal dieses Juwel besitzt!“ setzten einige junge Bursche mit neidischem Seitenblicke auf Allan hinzu, der, trunken von Glück, Liebe und Jorn, ihnen für den empfangenen Beistand dankte, allen herzlich die Hand drückte, Nelly liebevoll umarmte und zu einem jeden sagte: „ja, sie ist meine Braut, meine geliebte Braut und wir haben sie gerettet.“

Der alte Jacob Schonchar Mac Alpin blinzelte mit den Augen, pfiß durch die drei Zähne, die ihm noch übrig geblieben waren, und sagte ganz ruhig und gelassen zu den Umstehenden, die ihn wegen seiner Geschicklichkeit beglückwünschten: „ich fische seit drei- undsechszig Jahren, habe aber noch nie einen solchen Fisch gefangen. Ich habe zwar schon manchen guten Fang gethan, aber doch noch keinen, der mir so viel Freude gemacht hätte.“

## 4.

Die folgenden Tage waren für die Liebe nicht verloren. Man ist so glücklich, bei einander zu sein, wenn man einer großen Gefahr entgangen ist. Man liebt die doppelt, welche man schon vorher liebte; man liebt sie mit der frühern und mit einer neuen Liebe. Die glühende Leidenschaft verwandelt sich in ein tiefinniges Gefühl, welches den Werth des Lächelns, der Worte und der geringsten Liebkosungen verdoppelt. Dieses Gefühl erfüllte auch das Herz des jungen Fischers und verrieth sich in seinen raschern Bewegungen, in seinen brennenden gedankenvollen Blicken, mit einem Worte in allem seinen Thun. Allan hatte jetzt nur noch einen einzigen Gedanken, einen einzigen Wunsch, seine Braut ohne längeres Bögern seine Frau nennen zu dürfen. Jeder Verzug war ihm verhaßt. Hatte er nicht lange genug gewartet und wäre ihm und ihr dieses Warten nicht beinahe sehr verderblich gewesen?

„Habe ich Nelly erst einmal in meinen Armen,“ sagte er zu seiner Mutter, „wem sollte es dann noch in den Sinn kommen, sie mir entreißen zu wollen? Mein Gewerbe ist immer glücklich gewesen,“ setzte er hinzu, „ich habe mir bereits eine kleine Summe erspart. In kurzer Zeit werde ich, mit Gottes Hilfe, reich sein. Meine Mutter sügt dem, was ich habe, das hinzu, was sie besitzt. Wir kaufen uns ein hübsches Häuschen am Forth, und wenn ich leider am Tage Dich, gute Mutter, und meine liebe Nelly auch oftmals verlassen muß, so werden wir doch immer Abends bei einander sein.“

Diese letztern Worte waren sehr einfach, aber an dem Eifer, mit dem Allan sie aussprach und aus dem Feuer, das dabei in seinen Augen brannte, erkannte man wohl die geheimen Liebesgedanken, welche hinter diesem scheinbar so natürlichen Plane lagen.

Nelly hörte den Geliebten hocherröthend und mit klopfendem Herzen an. Sie seufzte, sie schwieg, aber ihr Schweigen war das beredteste Geständniß, der Ausdruck ihrer Zustimmung. Auch sie fühlte nach dem schrecklichen Unglück, das sie betroffen hatte, den ganzen Umfang ihrer jetzigen Seligkeit und wenn die Zeichen der Liebe mehr verhüllt waren, wenn die Züchtigkeit der Jungfrau sie weniger kund werden ließ, so empfand sie doch nicht weniger als ihr Bräutigam die Verdoppelung der Sehnsucht nach einer Vereinigung mit dem Geliebten.

Der Herbst, die schönste Jahreszeit in Schottland, in jenem Lande, das keinen Frühling kennt, war bereits zum Theil vergangen. Man stand in den letzten Wochen des Octobers, in der Zeit der hohen Aequinoctialfluten, welche dem Fischer so günstig sind. Allan gehörte sich nicht ausschließlich selbst an, sondern war der Theil eines Ganzen, dessen andern Theil der alte Mac Alpin bildete und er konnte in einem solchen Augenblicke sich dem Bunde nicht entziehen, ohne ihm den größten Schaden zuzufügen. Es wurde demnach beschlossen, freilich nicht ohne harten Kampf, nicht ohne Seufzer und Verwünschungen gegen das abscheuliche Fischerhandwerk und die Fische, die zu so ungelegener Zeit an der Küste erschienen, daß die Hochzeit nach Beendigung der Fischerei stattfinden sollte. Es war also noch einen Monat zu warten. Allan fügte sich grollend, während Nelly zu lächeln versuchte. Der letzte Sonnabend im November sollte der glückliche Tag sein. Während die jungen Leute die Tage zählten, Allan laut und mit Ungebuld, Nelly leise und

erröthend, und die Zeit ihnen langsam dahinschlich, waren die Mitschuldigen Archibalds noch immer nicht entdeckt, obgleich die Polizei so thätig als möglich war.

Ein einziger war verhaftet worden, der nämlich, welcher mit Lord Archibald im Wagen gefessen hatte, ein junger Dandy nämlich, den Archibald protegirte und der mehr aus Leichtsinne als aus Schlechtigkeit gehandelt, bei der Verzweiflung des jungen Mädchens den Kopf verloren und ihr so viel Freiheit gelassen hatte, daß sie hatte an den Wagenschlag gelangen und um Hilfe rufen können. Er betheuerte indeß wie Archibald seine Unschuld.

Beide versicherten einmüthig, Nelly habe anfänglich eingewilliget, sie zu begleiten und nur der unerwartete Anblick des jungen Fischers, ihres Liebhabers, ohne Zweifel ihre Reue geweckt und ihre Verzweiflung hervorgerufen. Die Abwesenheit der Mitschuldigen, die nur Nelly gesehen und Niemand sonst bei der gewaltsamen Entführung bemerkt hatte; die Aussage des Kutschers, der mit seinem Herrn übereinstimmte und dafür wahrscheinlich gut bezahlt wurde; der Bericht des Polizeidieners, der ebenfalls versicherte, nichts gesehen und auch keinen Schrei gehört zu haben, als der Wagen vor der Kirche vorbeigefahren, wahrscheinlich weil da Nellys Kopf noch von dem Plaid umhüllt gewesen, und der Mangel aller Beweise gaben den Bethuerungen Archibalds einen Schein von Wahrheit. Statt einer gewaltsamen Entführung sah man also in der Sache nur ein galantes Abenteuer, besonders da das Opfer ein Mädchen aus dem Volke war. Konnte denn auch wirklich ein solches Mädchen so strenge Tugend mit so großer Schönheit verbinden? Viele Damen, für welche der Triumph der schönen Nelly eine Beleidigung gewesen sein würde, nahmen an dem armen jungen Lord den innigsten Antheil. Die Frauen interessiren sich ja meist für den, welcher ein Opfer zu sein scheint, und überdies war Archibald so galant, daß man ihm ein etwas ungewöhnliches Abenteuer wohl verzeihen konnte. Man verwendete sich deshalb aufs Wärmste für ihn bei den Richtern, die seine Sache zu entscheiden hatten. Obgleich nun diese sich nicht geradezu auf die Seite des Schuldigen neigten, so grollten sie doch dem Volke wegen des Tumultes am Sonntage. Diese verschiedenen Gründe zusammengenommen reichten wohl hin, den Richtern ein vorläufiges Urtheil zu Gunsten Archibalds zu entreißen, sie ließen ihn nämlich unter Caution in Freiheit setzen und verschoben die Erledigung des Prozesses

auf zwei Monate, damit man Zeit finde, Beweise zu sammeln und Zeugen zusammen zu bringen, eigentlich aber, um die Aufregung des Volkes sich abkühlen zu lassen und Archibald Zeit zu geben, Mittel herbeizuschaffen, um völlig unschuldig aus der unangenehmen Sache hervorzugehen.

Archibald fastete denn auch bald wieder Muth. Mehr in dem Wunsche, sich an dem scheuen Mädchen zu rächen, wie man sich an dem Weibe rächt, das muthig widerstand, als um einen Triumph seiner Eitelkeit zu erwerben, knüpfte er den Faden seiner gehässigen Intriguen von neuem an und suchte seine Bestrebungen fortzusetzen. Ein Verbrechen führt zu dem andern und auch Archibald ließ sich dies Mal in verbrecherischere Unternehmungen ein. Wie ein verzweifelter Spieler, der schon viel verloren hat, wollte er den Verlust ausgleichen oder ganz zu Grunde gehen. Er setzte alles auf das Spiel.

## 5.

Kurze Zeit nach seiner Freilassung, an einem nebligen und düstern Novembertage, schlich Archibald, in seinen Mantel gehüllt, das Gesicht durch einen großen Plaid halb verdeckt, über den Grasmarkt, der an diesem Tage mit Wagen, Vieh und Landleuten ganz erfüllt war, denn es war Markttag. Der Nebel war so dicht und der Kohlendampf, der aus den zahllosen Dampfmaschinenessen und den Tausenden von Schornsteinen aufstieg, verdunkelte die Luft dermaßen, daß man kaum einige Schritte vor sich sehen konnte.

Archibald schien mitten unter der lärmenden Volksmenge verlegen zu sein und sah sich häufig besorgt um. Er hatte viel von seinem sonstigen Stolze, von seiner gewöhnlichen Sicherheit verloren. Früher würde er mit hocherhobenem Haupte, mit frechem Lächeln auf den Lippen und mit Flüchen gegen die ihm in den Weg tretenden Bauern über den Markt gegangen sein; jetzt war es anders; der vornehme Herr schlüpfte bescheiden unter den Gruppen von Landleuten hin und wenn er zufällig an Jemanden anstieß, murmelte er schnell: „ich bitte um Verzeihung.“

An dem Ende des Marktes, da wo man die große Halle im Süden sieht, blieb Archibald plötzlich stehen, sah sich nach allen Seiten um und als er sich überzeugt hatte, daß ihn Niemand beobachtet hatte, daß ihm Niemand gefolgt war, kehrte er rasch um und ging in eines der engen und steilen Gäßchen hinein, die sich an den dicken Mauern des Gartens des prächt-

tigen Geriothospitals, den ehrwürdigen und alleinigen Ueberresten der alten Befestigungen der Stadt, hinzuziehen. Als er zwei Drittheile dieses Gäßchens durchschritten hatte, drehete Archibald sich von neuem um und als er sah, daß er ganz allein da war, beeilte er seine Schritte und gelangte in die schmutzigen Gassen, die an West Port stoßen. Rasch eilte er durch diese Gassen und endlich blieb er an der Thüre eines hohen Hauses von ziemlich trübseeligem Aussehen stehen. Dieses Haus unterschied sich von allen andern durch einen seltsamen Anbau, der wie eine geneigte halbrunde Mütze über dasselbe hervorragte. In dieser Art Thurm führte eine Wendeltreppe hinauf zu den verschiedenen Stockwerken des Hauses.

Eine sehr niedrige Thüre führte in das Haus hinein und Archibald wollte eben an ihr anklopfen, als sie sich von selbst öffnete. Ein Mann von unheimlichem Aussehen winkte ihm einzutreten und schritt in den dunkeln Flur zurück, wie um ihm den Weg zu zeigen. Archibald folgte ihm, nachdem er die Thüre hinter sich geschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Die Fabrikation der Stahlfedern.) Die halbe Welt schreibt jetzt mit Stahlfedern und Wenige wissen wahrscheinlich, durch wie viele verschiedene Hände diese Federn gehen müssen von dem Augenblicke an, wo sie sich noch im Zustande von Stahlplatten befinden, bis zu dem, in welchem sie zum Schreiben brauchbar sind. Sie werden aus Stahlplatten gemacht, welche so dick oder vielmehr so dünn sind, als die Federn sein sollen. Eine Maschine zerschneidet die Platte in schmale Streifen, welche sogleich in eine andere Maschine gebracht werden, die dem Prägwerke gleicht, das das Geld schlägt, und von einem jungen Mädchen beaufsichtigt wird. Diese Maschine schneidet die Stahlstreifen quer durch in der Länge, welche die Federn haben sollen. In einer Minute liefert sie dreihundert Stück. Andere Maschinen machen dann die Löcher und den Spalt in die Feder. In diesem Zustand ist sie noch platt; eine andere Maschine giebt ihr die runde Gestalt, welche sie haben muß. Ist die Feder so weit fertig, dann kommt sie in die Hände von Arbeitern, welche die Ränder abfeilen und die Spitze abschleifen. Das ist aber immer noch nicht genug. Viele Federn werden auch noch bronzirt. Um dies zu bewirken, wirft man sie in ein rothglühendes gußeisernes Geschirr und darauf in ein Gefäß, in welchem sich eine besondere Mischung befindet. Vierundzwanzig Stunden darauf sind sie gefärbt. Dann kommen sie in eine Maschine, die große Kechnlichkeit mit einer Kaffeemühle hat und in der sie umge-

schüttelt werden, bis sie von der anklebenden übergroßen Lackmasse befreit sind und Glanz bekommen haben. Dann erst sind sie fertig und können zum Verkauf verpackt werden.

(Der spanische Abbel Kader.) Der berühmteste (in Spanien sagt man unbedingt: der berühmteste) Räuber, der seit den Tagen Jose Marias in Spanien aufgestanden, ist ein gewisser Navarro, der seiner außerordentlichen Muthigkeit und Unermüdblichkeit wegen der spanische Abbel Kader genannt wird. Der Held ist indeß nichts weniger als ein Maure, sondern ein ächter Spanier, der nur Geld und Geldeswerth sucht, deshalb hauptsächlich reiche Leute entführt und sie so lange gefangen hält, bis sie ein gewisses Lösegeld herbeischaffen, auch ihnen von Zeit zu Zeit die Bastonade geben läßt, wenn die Gefangenen nicht bereitwillig in seine Forderungen eingehen. Man behauptet, daß er im vorigen Herbst in den Bergen an der portugiesischen Grenze lauerte, um die Königin von Portugal auf ihrer Reise in der Nähe zu entführen und daß sein Plan nur deshalb scheiterte, weil die Bedeckung Donna Marias verdoppelt worden war. Er stand damals an der Spitze von vierhundert Getreuen. Ein Mal hatte er den Postwagen angefallen und ihm 5000 Dollars abgenommen; aber dies genügte ihm nicht; er nahm auch einen reichen Arzt mit sich, der im Wagen saß und von dem er ein Lösegeld von nicht weniger als 20,000 Dollars verlangte. Allmählig setzte er seine Forderung auf 5000 Dollars herab, aber nichts konnte den Arzt vermögen, in die Bezahlung derselben zu willigen. Der Abbel Kader ließ also ein halbes Duzend Rohrstöckchen abschneiden und seine Leute erhielten den Befehl, den geizigen Arzt damit zu behandeln; vergebens; Don Ramon (so hieß er) blieb unerschütterlich. In der Nacht wurde das Mittel zum zweiten Mal angewendet, aber ebenfalls ohne Erfolg, eben so am zweiten Tage. Da Don Ramon jedoch dabei auch hungern mußte, so wurde sein Starrsinn endlich gebeugt und er willigte in die Bezahlung des Lösegeldes, das auch bald ankam. Don Ramon erhielt darauf sofort seine Freiheit und er entfernte sich, von Rachedurst durchglüht. Er bot allen seinen Einfluß und einen großen Theil seines Vermögens auf, um seine Rache zu befriedigen; er rüstete selbst ein Streifcorps aus, mit dem er auf die Verfolgung seines Gegners auszog, er gewann die Bewohner der Dörfer durch seine Beredsamkeit und sein Geld und die Mitglieder der Bande Abbel Kaders, die in seine Hände fielen, wurden ohne Weiteres und zwar auf grausame Weise vom Leben zum Tode gebracht. Nur Abbel Kader selbst entging ihm fortwährend und er setzt seine Heldenthaten noch immer fort; er scheint ungreifbar zu sein. Merkwürdig und für Spanien charakteristisch ist auch der Umstand, daß „Abbel Kader“ stets einen Priester bei sich hat, welcher die Beichte berer hören muß, welche erschossen werden sollen, und von dem der Straßenräuber selbst sich nach jeder blutigen That Absolution geben läßt.

(Ein Deutscher, ein Franzose und ein Engländer bei einem holländischen Maler.) Ein bekannter

niederländische Landschaftsmaler äußerte vor Kurzem, um Deutsche, Franzosen und Engländer zu characterisiren, Folgendes: „Ich sitze eines Tages in meinem Atelier, da kommt ein Herr herein mit einer Brille auf der Nase, macht zwei, drei tiefe Bücklinge und sagt: guten Morgen, mein Herr. Ich mache auch zwei, drei sehr tiefe Bücklinge. Dann sieht der Herr alle meine Bilder an, sehr langsam, sehr bedächtig und sagt nur leise vor sich hin: das ist gut; das ist schön; das ist prächtig. Endlich sagte er: erlauben Sie, daß ich meinen Freund, Baron von A., mitbringe? — Mit Vergnügen, sage ich. Dann macht der Herr wieder drei Bücklinge, noch tiefer als die ersten und geht. Am andern Tag kommt er wieder und bringt seinen Freund, den Baron A., mit. Sie machen nun beide drei Bücklinge vor mir und als sie alle Bilder betrachtet haben, sagt der Baron: „erlauben Sie, daß ich meinen Freund, den Grafen von B., mitbringen darf?“ Sie machen wieder drei tiefe Bücklinge, gehen und lassen sich nie wieder sehen. Das waren deutsche Herren.“

Ein andermal kommt ein kleiner Herr eilig herein und sagt: „bon jour, Monsieur! Charmé de faire votre connaissance. Dann hält er die Vorknetze vor die Augen, sieht mein erstes Bild an und sagt: „sehr schön! Es ist ein prächtig Stück.“ Dann eilt er zu einem andern und sagt: „das ist bewundernswerth; Sie haben die Natur übertroffen.“ In drei Minuten ist er fertig und hat alles bewundert. Dann dreht er sein Stöckchen in der Hand, stellt sich vor mich hin und sagt: „ich mache Ihnen mein Compliment; Sie haben ein großes Talent für Landschaftsmalerei; ich werde die Ehre haben, Sie allen meinen Freunden zu empfehlen. A revoir, Monsieur.“ Ich bekomme ihn aber ebenfalls nie wieder zu Gesicht. Das war ein französischer Herr.

Ein andermal höre ich mit einem Stock stark an meine Thür pochen; ich rufe: herein! und es tritt herein ein Herr, sehr fleißig, der nur etwas mit dem Kopfe nickt, aber den Hut nicht abnimmt. „Kann ich Ihre Bilder sehen?“ fragt er. Ich mache meine Bücklinge und sage: „mit Vergnügen.“ Er sagt dann gar nichts mehr und sieht ein Bild sehr lang an. Dann geht er an ein anderes, sieht es auch sehr lang an und sagt wieder kein Wort. Dann tritt er an ein drittes und fragt: „wie viel?“ — „Vierzig Louisd'or,“ antworte ich. Er sagt gar nichts, tritt zu dem vierten, sieht das sehr lang an und fragt endlich: „wie viel das?“ — „Sechszig Louisd'or,“ Er antwortet gar nichts, sondern sieht das Bild noch ein Mal sehr lang an. Dann sagt er: „Feder, Dinte und Papier!“ — Ich bringe es ihm, er setzt sich und fragt: „wie heißen Sie?“ — Ich gebe ihm mein Karte und er schreibt eine Anweisung von 60 Louisd'or auf Hope, giebt sie mir mit seiner Karte und sagt: „das Bild ist mein; hier meine Adresse; schicken Sie es mir zu. Guten Morgen.“ Darauf nickt er mit dem Kopf, nimmt den Hut wieder nicht ab und geht. — Das war ein Engländer.“

(Wie in China die Ehen geschlossen werden.)  
Bei uns kommt es wohl auch vor, daß schon Kinder mit einander versprochen werden; in China geht man aber noch weiter, denn dort verlobt man die Kinder mit einander, die noch gar nicht geboren sind. Zwei Frauen, die sich in interessanten Umständen befinden, wie die Engländer zart sich ausdrücken, versprechen einander, die Kinder, welche sie zur Welt bringen werden, wenn sie verschiedenen Geschlechtes sind, mit einander zu verheirathen. Um das Versprechen bindend zu machen, giebt man gewissermaßen Draufgeld, einen Ring nämlich und ein Armband, welche Gegenstände die erhält, welche Mutter einer Tochter wird, und zwei Fächer von gleicher Form und Farbe für die, welche von einem Knaben entbunden wird. Darauf wird das Eheversprechen in ein Buch mit Goldschnitt eingeschrieben, das nur ein Blatt hat. Ist das Mädchen geboren, so schreibt man ihren Namen, so wie den Namen ihres Vaters und ihrer Mutter und ihren Geburtsort in dieses Buch ein, schickt dasselbe ceremoniell an die Aeltern des Knaben, die es in Empfang nehmen und ihrerseits ein ähnliches den Aeltern des Mädchens schicken. Sind diese Formalitäten erfüllt, so kann man von dem Versprechen nicht zurücktreten und die Heirath muß unter allen Bedingungen stattfinden.

### Generalcorrespondenz.

Allen Respect vor unsern geist- und erfindungsreichen Kleiderkünstlern in Leipzig, aber ihrem Londoner Collegen Wilson kommen sie doch noch nicht gleich. Dieser kündigt so eben in allen englischen Zeitungen einen von ihm erfundenen Rock, Lebensretter genannt, an. Dieser Rock ist nämlich mit Luftblasen gefüllt, welche leicht aufgeblasen werden können. Fällt derjenige, welcher einen solchen „Lebensretter“ trägt, ins Wasser, so bläset er geschwind seinen Rock auf und schwimmt wie Kork auf dem Wasser. Hat er sich so an die Oberfläche des treulosen Elementes gebracht, so braucht er nur eine kleine Schraube umzudrehen, welche das Entweichen der Luft verhindert und er kann mit philosophischer Ruhe und in luftdichtem Gefühl der Sicherheit warten, bis er aus der Gefahr befreit wird. —

Ein Schweizer, Sutter mit Namen, hat es nach vielen Fährlichkeiten weit und hoch gebracht. Vor funfzehn Jahren war er Lehrling bei einem Handelsherrn in Basel; dann ließ er sich in Burgdorf bei Bern als Tuchhändler nieder und nahm sich eine Frau. Sein stilles Glück hatte aber keine lange Dauer; er machte Bankerott, wie man sagte, betrüglischer Weise, mußte fliehen und begab sich mit Weib und Kind nach Amerika. In St. Louis wurde er bald Bürger. Er machte mehrere Reisen nach Mexico und Texas, leitete Caravanenzüge und als ihm auch dies nicht mehr gefiel, ging er unter die Straßenräuber, die in jener Gegend noch ziemlich gute Geschäfte machen. In dieser Eigenschaft machte er mehrere Un-

ternehmungen, bei denen er viel Geld verdiente, und jetzt hat man die Nachricht erhalten, er sei zum — Fürsten von Neucaifornien erwählt worden. —

In einer Agramer Zeitung steht, aus Bucharest datirt, folgende Anzeige: „Bei den Söhnen und Erben des verstorbenen Serdar Nicolaus Nika in Bucharest sind zweihundert Familien Zigeuner zu verkaufen, unter denen die Männer meist Schlosser, Goldschmiede, Schuhmacher, Musiker und Kleberleute sind. Weniger als fünf Familien auf ein Mal werden nicht abgegeben, dagegen ist aber der Preis jeder Person um einen Ducaten niedriger als gewöhnlich angesetzt und in Bezug auf die Zahlung wird jede mögliche Erleichterung gewährt werden.“ — Und man schreit Peter, wenn in setavenhaltenden Staaten ein Neger zum Verlaufe ausbezogen wird! —

Wir haben kürzlich erwähnt, daß die Emancipation der Frauen immer weiter schreite und führten an, daß in Amerika drei Frauen zu Friedensrichtern ernannt worden sind; in Marseille fand vor wenigen Tagen ein regelmäßiges Duell zwischen zwei Mädchen — wegen eines Liebhabers — statt. Jede hatte ihre Secundantin; sie führten den Degen ziemlich gewandt und schon war Blut geflossen, als die Polizei sich drein mischte und die beiden Heldinnen in Gewahrsam brachte. —

Wir haben der Königin von England Unrecht gethan; sie hat die Polka nicht aus ihrem Ballsaale verbannt, da, wie wir lesen, noch bei dem letzten Hofballe acht Mal gepolkt wurde. —

Bei Rennes in Frankreich fiel vor Kurzem ein Meteorstein nieder und ein Astronom hat bereits berechnet, daß dieser Stein, wenn er wirklich aus der Region der Sterne gekommen, seit 70,000 Jahren unterwegs gewesen sein müsse, ehe er in Rennes angekommen. —

Wenn England das Paradies der Pferde und Frankreich das der Frauen ist, so kann man Spanien das Paradies der Journalisten nennen. Sie werden dort mit Orden und hohen politischen Aemtern überschüttet. Wenn ein Ministerwechsel eintritt, was dort bekanntlich sehr oft geschieht, so fallen gewiß wenigstens einige Ministerportefeuilles den Zeitungschreibern zu. So giebt es denn auch in Madrid kaum einen bekannten Staatsmann, der nicht Rédacteur, Correspondent oder Eigenthümer einer Zeitung gewesen wäre. Lopez, Gonzalez Bravo, Caballero, Martinez de la Rosa, Ayllon, Fuente Andres, Izuardi, Ruy Garcia und viele Andere begannen ihre Laufbahn mit Journalartikeln. Die Madrider Correspondenten für die Provinzialblätter sind sämmtlich Deputirte. Steigt Einer von seinen Staatsämtern wieder herunter, so kehrt er wohl, wenn er nicht sonst für sich sorgte, zu dem Journale zurück. In den Cortes sitzen alle Zeitungredactoren. — Etwas Aehnliches findet man nur noch in Frankreich. Viele Mitglieder der Deputirtenkammer, des Staatsraths etc. waren Journalisten; auch

Thiers begann seine Laufbahn als solcher. Fast alle bekanntern Journalisten und Romanschriftsteller in Paris haben den Orden der Ehrenlegion; neuerlich erst erhielten ihn wieder Balzac, Soulie und A. v. Rouffet. Victor Hugo wurde gar kürzlich zur Pairswürde erhoben. —

Es wird bei uns in Deutschland von manchen Seiten über das immer mehr überhandnehmende Tabakrauchen geklagt; weit schlimmer aber ist es damit in Spanien; dort rauchen die angesehensten Männer und in den feinsten Gesellschaften. In den vornehmsten Häusern brennt Jedermann und auch manche Dame nach dem Thee die Cigarre an; ja alle Stadträthe rauchen während der Sitzungen und ihre Cigarren müssen aus der Stadtkasse bezahlt werden. Auf den Stadtrechnungen in Cadix standen im vorigen Jahre 50 Thaler für Cigarren für ein einziges Mitglied des Stadtrathes. Hat ein Beamter in Spanien eine amtliche Reise zu machen, so bringt er regelmäßig seine Cigarren in der Rechnung mit in Ansatz. Will eine Stadt die Garnison günstig für sich stimmen, so macht sie ihr ein Geschenk an Cigarren. Daß in den Theatern geraucht wird, ist bekannt, neu dürfte es aber sein, daß man seit einiger Zeit sogar anfängt, in den Kirchen zu rauchen. Nicht selten sieht man Soldaten mit der Cigarre im Munde exergiren und wenn man Gefangene, Deserteurs, Banditen etc. einbringen sieht, so hat man ihnen wohl meist die Hände auf den Rücken gebunden, aber alle haben brennende Cigarren im Munde. Die sie begleitenden Soldaten sind ihnen dabei bereitwillig behilflich. —

Wir haben kürzlich den Brief eines Mannes gelesen, der zu den Antipoden, nach Australien, ausgewanderte und mit seiner neuen Heimath gar nicht zufrieden ist. „Alles ist hier verkehrt,“ schreibt er, „als habe da die Natur mit der Schöpfung den ersten Versuch gemacht und, als sie gesehen, daß es nicht gut geworden, auf der andern Seite der Erde ihre Sache anders und besser gemacht. Statt daß die Bäume im Winter die Blätter abwerfen, lassen sie hier die Schale fallen; der Fluß Clyde fließt an manchen Stellen bergauf; der Derwent ist in Zeit von einer Stunde ganz seicht und zum Ueberfließen voll und umgekehrt; das Gras ist nicht grün, sondern braun und sieht aus wie Binsen. Im ganzen Lande giebt es keine Blume, die nicht verkehrt geformt wäre, und keine Wurzel, keine Pflanze, keine Frucht ist essbar. Der Kirschbaum hier ist ein ganz besonders seltsames Ding; die Früchte schmecken sauer, der Kern ist inwendig — vergessen und außen angeklebt. Wo bei Euch Norden ist, ist bei uns Süden; im Juni ist's Winter, im Januar heißer Sommer. Manche Vögel haben Haare statt der Federn und manche vierfüßige Thiere einen Schnabel wie die Vögel. Und — Bier ist im ganzen Lande nicht zu haben, wenn man es auch mit Gold aufwiegen wollte.“ —



# Allgemeine Norden-Zeitung

Nr. 22.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reublen, Fenstergarnituren, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Burf, der Bürger.

(Fortsetzung.)

Es fehlte dem jungen Lord keinesweges an einem gewissen Muth; gleichwohl konnte er sich jetzt ernster Gedanken nicht erwehren, als er die niedrige Thüre, die einzige Oeffnung geschlossen hatte, durch welche das Licht in den Flur fiel, wo nun das vollständigste Dunkel herrschte. Das schauerliche Aussehen des Hauses, seine vereinzelte Lage, das Dunkel umher und vor allem das geringe Vertrauen, das ihm die Leute einflößten, mit denen er zu thun hatte, alles dies reichte hin, ein Gefühl des Unbehagens in ihm hervorzurufen, das er bei weniger Eitelkeit anders genannt haben würde.

Er schritt mit ausgestreckten Armen, gebogenen Knien und gesenktem Haupte seinem Führer nach, um sich nicht zu stoßen.

Als sie einige Schritte gethan hatten, sagte der Mann, der vorausging, mit heiserer Stimme:

„Nehmen Sie sich in Acht; es ist hier eine Treppe.“

Archibald ging langsamer, hielt sich an der Jacke seines Begleiters an und stieg so eine Wendeltreppe hinab, auf deren wackelnden und schlüpfrigen Stufen er mehrmals beinahe gefallen wäre.

Der Lord glaubte in einen Keller hinabzusteigen, er wunderte sich also sehr, als er unten ein schwaches Licht bemerkte. Er befand sich da in einem schmalen, aber nicht ganz finstern Gange. Woher kam dieses

Licht? Aus einer Oeffnung, die in einen Hof hinaufging. Das Haus, in welchem sich Archibald befand, war an einem starken Hange erbaut. Das Erdgeschoss nach der Straße zu, bildete das zweite Stockwerk im Hofe und der Ort, wo Archibald einen Keller erwartete, war das erste Stockwerk.

Als sie am Ende des Ganges angekommen waren, klopfte der Führer Archibalds an eine kleine dunkle Thüre. Sie öffnete sich alsbald von selbst und beide traten hinein. In demselben Augenblicke hörte man einen Laden sich bewegen; dann war es wiederum ganz still, als sei das Haus gar nicht bewohnt.

Archibald sah sich neugierig um, als die Thüre des Corridors sich wieder schloß. Er befand sich in einem dunkeln ärmlichen Zimmer, das sehr klein war und dessen schmales Fenster auf die Dächer verfallener Hütten, in einen öden unreinlichen Hof und weiter hin auf den schwarzen Felsen sah, auf dem das Schloß von Edinburg liegt. Aus keinem der Nachbarhäuser also konnte man sehen, was in diesem Gemach vorging. Der Fußboden desselben war mit gebrannten Steinen von ungleicher Größe belegt und mit Schmutz, Lederstückchen und Werkzeugen mancherlei Art bedeckt. Ein kleiner Kamin, in welchem man Ueberreste von Feuer bemerkte, stand der Thüre gegenüber. Links von dieser Thüre und dem Fenster gegenüber stand ein hölzernes Bett mit einer zerrissenen und besleckten Decke darüber. Ein lahmer Tisch und zwei grünliche Stühle mit halbverfaultem Stroh bildeten das ganze Mobilier.

In der Wand, an dem Theile der Thüre gegenüber, zwischen dem Fenster und dem Kamin, war eine tiefe Oeffnung angebracht, welche als Schrank dienen konnte. Eine grau angestrichene Thüre verschloß sie. An diesem Tage war sie offenbar ganz gefüllt; die Thüre klappte auf und einige schlechte Breter und Lederrollen waren davor gelegt. \*)

Archibald konnte sich eines Ekels und Widerwillens nicht erwehren, als er in diese schmutzige dunkle Wohnung trat. Ein seltsamer Geruch, welcher den Bewohnern vielleicht nicht mehr auffiel, der aber das zarte Geruchsorgan des jungen Lords sehr unangenehm berühren mußte, trug zu diesem Ekel das meiste bei. Mit den Ausdünstungen von Pech mischte sich ein starker Geruch von Lohe und doch stach noch immer der Geruch vor, welcher in den Hospitälern herrscht.

Archibald war im Anfange einer Ohnmacht nahe, schrieb aber sein Uebelbefinden der verdorbenen Luft und dem schlechten Geruche zu, den er wiederum von dem Schmutze der Bewohner des Hauses herleitete. Er strengte sich an, um sich aufrecht zu halten, roch an ein Parfüm, das er immer bei sich trug, lehnte sich an den Kamin und sah sich neugierig um.

„William!“ rief eine rauhe Stimme aus der fernsten Ecke der Stube.

„Ja, Herr.“

„Gieb dem Herrn einen Stuhl.“

Als der junge Lord diese Stimme vernahm, sah er dahin, woher sie kam und erblickte einen starken hochgewachsenen Mann mit rothem Haar und vorstehenden mit Blut unterlaufenen Augen, die ihn höhniisch, fast verächtlich anstierten. Der Mann war ärmlich gekleidet und trug ein fettiges Schurzfell.

Archibald richtete stolz den Kopf empor und wollte eben etwas sagen, aber der starke Mann kam ihm zuvor. „Lord Archibald Gordon,“ sagte er mit heiserer Stimme, „hat uns lange warten lassen und wir zweifeln schon, ob er uns heute mit seinem Besuche ehren würde.“

Der Dandy lächelte, griff in seine Westentasche, um nach seiner Uhr zu sehen und sich zu entschuldigen, als besinde er sich in einem fashionablen Kreise; plötzlich aber hielt er inne, als besinne er sich erst, wen er vor sich habe und sagte im Tone stolzer Gleichgiltigkeit:

„Der Tag grayete kaum, als ich ausging.“

\*) Die Beschreibung des Hauses und der Stube Burk's ist an Ort und Stelle gemacht.

„Durch die seidenen Vorhänge dringt der Morgen freilich spät,“ erwiderte der Andere, „und wenn die Glieder auf Eiderdunen ruhen, werden sie faul und träge. Uns arme Teufel, die wir ein hartes Lager haben, weckt der erste Sonnenstrahl, wir sind mit dem Tage auf und warten bereits seit zwei Stunden auf Sie.“

„Ich hätte allerdings pünktlicher sein können,“ antwortete Archibald ziemlich kleinlaut.

„Und Sie würden wohl daran gethan haben, denn unsere Zusammenkunft ist nicht ohne Gefahr. Lord Archibald weiß das, da wir nicht zu ihm kommen sollten und er uns lieber in unserer bescheidenen Wohnung aufsuchen wollte.“

„Meine Freunde hätten Sie treffen, meine Leute Sie sehen können, und das Geheimniß, das für Sie so nothwendig ist.“

„Ich verstehe, der Herr wollte lieber sich als uns in Gefahr bringen. Ich bewundere seinen Edelmuth.“

„Lassen wir die Complimente,“ fiel der Lord ungeduldig ein, „und kommen wir zur Sache. Haben Sie an das gedacht, worüber ich mit Ihnen sprach? Sie kennen mein Versprechen; haben Sie bereits Anstalten getroffen?“

In diesem Augenblicke wurde so stark an die Hausthüre geklopft, daß man es selbst in der Stube hörte, wo sich Archibald mit seinen geheimnißvollen Gefährten befand. Der junge Lord zuckte zusammen und sah den Mann scharf an, um zu erkennen, ob er vielleicht verrathen sei. Dieser aber zuckte nur die Achseln und kniff die Augenbrauen zusammen.

„Der Herr kommt zu spät und jene Schwachköpfe kommen zu zeitig,“ sagte er. „Aber geh, William; gieb ihnen Nr. 1. Der Herr wird erlauben.“

William nahm die Breter und Lederstücke weg, welche den Eingang in das Cabinet verdeckten und drängte sich dann hinein. Einige Augenblicke lang hörte man die darin befindlichen schweren Gegenstände hinwegräumen. Der bereits erwähnte übele Geruch wurde stärker dabei und Archibald zweifelte nun nicht mehr, daß derselbe aus jenem Cabinet komme. Er trat deshalb einige Schritte davon zurück. In diesem Augenblicke wurde wiederum und noch stärker geklopft.

„Mach' schnell, William,“ sagte der dicke Mann; „die Leute werden ungeduldig.“

„Es sind vier in dem verfluchten Loch, in dem man sich nicht rühren kann,“ antwortete William mit

dumpher Stimme; „es sind vier da, ich kann aber den rechten nicht finden.“

„Dummkopf! Der größte ist's, der von fünf Tagen.“

„Ach ja; jetzt besinne ich mich; der roth ist; er liegt aber unten.“

Man hörte nun wiederum etwas Schweres herumwenden, ohne Zweifel die geheimnißvolle Nummer, die endlich gefunden war. Man pochte immer stärker an die Thüre.

„Mach' rasch, sonst schlägt man draußen die Thüre ein und macht das ganze Stadtviertel aufmerksam.“

„Ich komme schon,“ sagte William, der jetzt am Eingange des Cabinets mit einem schweren Sacke erschien und die Thüre dabei zu schließen versuchte. Der Gestank wurde immer ärger.

Archibald hielt das Parfüm dicht an die Nase, folgte aber mit unwillkürlicher Neugierde allen Bewegungen des Mannes, der aus dem Cabinet kam, und betrachtete mit Bewunderung den langen schweren Sack, den William in eine Ecke gestellt hatte. Er bemühte sich zu errathen, was sich wohl darin befände. Nach der Steifheit hätte man ein Stück Holz darin vermuthen können, wenn nicht die ungleiche Stärke, eine bedeutende Dicke in der Mitte, etwas Rundes an dem einen und etwas Spitzes, Eckiges an dem andern Ende angedeutet hätte, daß sich mehrere Gegenstände von verschiedener Größe in dem Sacke befinden müßten.

Die Leinwand des Sackes war sehr grob und also nicht so gefügig, daß sie sich glatt über die Formen des darin befindlichen Gegenstandes gelegt hätte; Archibald erkannte aber doch bald die Form eines menschlichen Fußes und Armes, so wie die Umrisse einer Schulter. Als der Sack, der in der Ecke lehnte, endlich allmählig zusammensank, kamen zwei Knie zum Vorschein und es schien also nicht zweifelhaft zu sein, daß ein menschlicher Körper in dem Sacke eingeschlossen sei.

In diesem Augenblicke faßte William den Sack mit aller Kraft und lud sich denselben auf eine Schulter. Der dicke Mann machte ihm die Thüre auf und sagte:

„Trag' es schnell fort, riegele gut wieder zu und komm zurück.“

Wenn der Mann nicht mit dem Träger beschäftigt gewesen wäre, würde er sicherlich bemerkt haben, daß der junge Lord todtenbleich geworden war und an

allen Gliedern zitterte, denn er hatte nun errathen, was der Sack enthielt. Wer weiß, wie weit es mit ihm gekommen wäre, wenn man nicht in diesem Augenblicke draußen hätte laut lachen hören. Diese Lustigkeit inmitten einer grauenhaften Scene gab seinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung und er hatte seine Kaltblütigkeit wieder gefunden als William zurückkam.

„Was gab's denn zu lachen?“ fragte der Herr den Diener.

„Nicht viel; sie meinten nur, die Birne sei etwas zu reif; sie wollten eine von heute früh.“

„Nur das Bild ist gut, auf das man wartet. Nicht wahr, Mylord?“ fragte der Mann.

„Das hängt von der Art des Wildes ab,“ antwortete Archibald.

„Hm!“ fiel der dicke Mann ein, „unser Bild wird in der Nacht ohne Hunde gejagt und kommt auf die Tafeln der Doctoren, die es zierlich zerlegen.“

Er sagte dies, weil er nicht zweifeln konnte, daß Archibald errathen habe, was der Sack enthalte, und daß er wahrscheinlich von Auferstehungsmännern gehört habe, und weil er sich wohl für einen solchen ausgeben wollte. Archibald konnte eine Geberde des Widerwillens und Grauens nicht unterdrücken.

„Ich kann mir Ihren Widerwillen denken, Mylord; eine solche Jagd würde Ihnen sehr wenig zusagen; aber die armen Menschen müssen doch ihren Lebensunterhalt verdienen und da wir der Polizei wegen nicht immer auf Kosten der Beutel der Lebenden leben können, so suchen wir die Todten zu benutzen. Dies Gewerbe bringt gewiß Niemandem Nachtheil; ja,“ setzte er hinzu, „es ist ein moralisches und nütliches Gewerbe, denn viele Menschen werden den Entdeckungen der Wissenschaften, die wir möglich machen, das Leben verdanken. Es graut Ihnen vor uns und wir sind unsern Mitmenschen gleichwohl nützlicher gewesen als Andere, die Ihnen durchaus keinen Abscheu einflößen.“

„Nun ja, Sie sind nach Ihrer Art Philanthropen,“ entgegnete Archibald mit verächtlichem Lächeln. Er hatte zwar seinen Widerwillen noch nicht überwunden, suchte aber gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Ja, Mylord, wir sind Philanthropen und das ist gewiß ehrenwerth, da wir Armen Philanthropen auf Kosten der Todten sind, während so viele Hochgestellte, welche die Reichthümer der Erde unter sich theilen, als wenn dieselben nur für sie da wären, auf Kosten der Lebendigen Philanthropen sind. Ihre Philanthropie

besteht darin, daß sie nach den Vorschriften des Gesetzes einen Galgen aufbauen und einen armen Teufel daran aufknüpfen lassen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er sich nicht entschließen konnte, Hungers zu sterben. Und dies thun sie blos, um Andern ein Beispiel aufzustellen. Sie tödten die Lebendigen, um den Lebenden zu nützen; wir dagegen erwecken die Todten und sind also den Lebenden gewiß weit nützlicher."

"Ohne Zweifel, ohne Zweifel," entgegnete Archibald; "die Menschen sind ungerecht, aber . . . Sie, Meister, wissen doch auch etwas auf Kosten der Lebendigen zu leben."

Der Angeredete zuckte bei den letzten Worten zusammen, die er vielleicht anders auslegte, als Archibald sie gemeint hatte. Doch zuckte er bald die Achseln, fand seine gewöhnliche Selbstbeherrschung wieder und sagte:

"Ja, indem ich Geld von ihnen nehme, nicht ihr Leben."

"Wer Geld von Jemandem verlangt, kann bisweilen genöthigt sein, ihm auch das Leben zu nehmen," erwiderte der Dandy; "aber ich bin weder Constable noch Richter und es geht mich durchaus nichts an. Wir wollen zu unserm Geschäfte kommen. Sagen Sie mir, haben Sie etwas erdacht, um uns für das Mißlingen unseres früheren Planes zu rächen und mich aus der Verlegenheit zu ziehen?"

"Um uns zu rächen? Sie sprechen doch wohl nicht mit von mir?"

"Um mich zu rächen, meinethwegen, durch einen Sieg für eine Niederlage zu rächen und mich aus einer sehr unangenehmen Verlegenheit zu reißen. Binnen wenigen Tagen soll ich vor unsern schottischen Richtern erscheinen; es giebt einen einzigen, aber schrecklichen Zeugen gegen mich und dieser Zeuge müßte gewonnen oder stumm gemacht werden."

"Ich verstehe . . . Das Mädchen, an die Sie sich thörichter Weise gewagt haben, hat eine geläufige Zunge und schöne Augen, welche das unterstützen können, was die Zunge spricht."

"Wohl möglich. Wenn man sie sieht, wenn man sie hört, bin ich verloren."

"Und deshalb liegt Ihnen so viel daran, ihre Person in Ihre Hände zu bekommen und müßten Sie den verunglückten Versuch noch ein Mal wagen?"

"So ist es. Wenn ich sie in meiner Gewalt hätte, könnte ich sie vor dem Gerichtstage wohl noch

zahn machen. Ja, ich stehe dafür," setzte der junge Lord selbstgefällig hinzu; "ich würde sie sicherlich kirre machen. Dann würde sie auch schweigen und ich käme mit Ehren aus der unangenehmen Geschichte heraus."

"Mit Ehren? Nun meinethwegen, aber glauben Sie, die Schöne so leicht kirre machen zu können? Wenn sie nun bliebe wie sie ist, würde man nicht sogleich Ihnen ihr plötzliches Verschwinden zur Last legen und würden die Richter nicht strenge Rechenschaft von Ihnen fordern?"

"Ohne Zweifel; aber es ist mir bis heute noch kein Mädchen und keine Frau vorgekommen, die nicht endlich mich als Sieger anerkannt hätte."

"Sie mögen immer mit vornehmen Damen zu thun gehabt haben; die armen Mädchen haben aber meist einen härtern Sinn und eine ausdauerndere Tugend. Wenn Sie mir glauben, überlassen Sie dem Zufalle gar nichts."

"Wie könnte ich das? Was soll ich thun?"

"Du lieber Gott, so viel als nichts."

"Was aber?"

"Werden Sie mir's übel nehmen, wenn meine Worte Ihnen mißfallen?"

"Keineswegs, auf Ehre!"

"Sie haben mir hundert Guineen versprochen, wenn ich Ihnen das Mädchen lebendig brächte . . ."

"Nun?"

"Können Sie noch über ein anderes Hundert Guineen verfügen?"

"Warum?"

"Weil ich, wenn Sie ein zweites Hundert geben wollten, Ihnen ein Mittel angeben könnte, das Sie in ganz einfacher Weise aus der Verlegenheit brächte. Ja ich würde die Ausführung selbst übernehmen."

"Sie verlangen hundert Guineen mehr? Es mag drum sein, wenn das Mittel gut ist."

"Sind wir einig?"

"Ja."

"Eingeschlagen!" rief der Mann aus, indem er Lord Archibald die Hand hinhielt, der ihm mit Widerstreben die seinige reichte. Der Mann drückte die feine Hand des Stuhers zwischen seinen harten Fingern und zog ihn, ohne loszulassen, in die entfernteste Ecke der Stube. Dann sprach er leise:

"Sind Sie wirklich bereit, mich anzuhören und alles zu hören?"

"Sprechen Sie," antwortete Lord Archibald.

Der Unbekannte bückte sich, hielt seinen Mund an das Ohr des jungen Lords und flüsterte ihm einige Worte zu, aber so leise, daß William, der einige Schritte davon stand, nichts hören konnte. Archibald dagegen erblaßte sichtbar und seine Lippen zitterten. Plötzlich, und ehe der Mann noch geendigt hatte, rief er aus:

„Gräßlich! Gräßlich!“

„Sie haben mich also verstanden?“

„Schweigen Sie! Schweigen Sie! Kein Wort mehr!“

„Sie hatten versprochen, alles zu hören.“

„Niemals!“

„Das Mittel wäre aber doch unfehlbar und man würde nichts merken.“

„Und mir, Lord Archibald Gordon, wagst Du einen solchen Antrag zu machen?“

„Ich glaubte mit einem muthigen Manne zu sprechen, der sich rächen will.“

„Rächen will ich mich, ja, aber in edeler Weise, eine widerspenstige Schöne bekämpfen, sie meinem Willen unterthänig und fügsam machen, nicht aber sie.“

„Still, Mylord! Das Mittel gefällt Ihnen nicht, also nichts mehr davon. Sicher ist es freilich und Niemand kennt es. Einige Minuten reichen hin und die Widerspenstige hat aufgehört gefährlich zu sein. Alles sieht natürlich aus und nichts, gar nichts läßt die Hand erkennen, welche den Streich geführt hat. Jedermann glaubt, es sei die Hand Gottes gewesen. Aber ich sehe, daß Sie noch ein Gewissen haben und Sie werden mich schelten, ob ich gleich nichts wollte, als Ihnen nützlich sein. Es ist gut; wir wollen nicht weiter davon reden.“

„Ja, sprich kein Wort mehr davon, Du wirst wohl daran thun.“

„Mein Gott, Mylord, Sie drohen ja fast. Was kann ich denn fürchten? Sind wir nicht Mitschuldige?“

Archibald zuckte bei diesem schrecklichen Worte zusammen, besaß aber so viel Selbstbeherrschung, um den ersten Bornesanstoss niederzuhalten. Er entgegnete deshalb auch bald mit ruhiger Stimme:

„Du hast zweihundert Guineen von mir verlangt, und sollst sie haben, aber Du mußt ein anderes Mittel, ein minder gehässiges finden, das ein Mann von Ehre eingestehen darf.“

Während Archibald diese Worte aussprach, schien er sich wirklich für einen Ehrenmann zu halten. In Vergleich mit Andern wahrscheinlich.

„Ich hatte wohl an etwas anderes gedacht,“ sprach

der dicke Mann verächtlich, „aber Ihr großen Herren habt so zarte Nerven.“

„Dieser Plan unterscheidet sich also von dem vorigen nicht?“

„Er unterscheidet sich ganz und gar davon. Sie würden das Mädchen dabei lebendig erhalten.“

„Lebendig? Wirklich?“

„Ja, lebendig, und ohne daß ihr Besitz Sie irgendwie gefährden könnte. Freilich ist das Mittel gefährlich und Sie werden es nicht genehmigen.“

„Wenn Du mir das Mädchen lebendig überlieferst, lebendig, verstehst Du wohl?“ — und Archibald betonte das Wort stark, „wenn Du mir das Mädchen lebendig überlieferst, wenn man ihr kein Leid anthut, keines ihrer Haare krümmt, so ist mir das Mittel gleichgiltig.“

„Sie versprechen also in diesem Falle alles?“

„Thue, was Du willst; was liegt mir an dem Mittel. Halte Dein Versprechen und ich werde meinem Worte treu bleiben.“

„Sie versprechen zweihundert Guineen?“

„Ich verspreche sie Dir und hier sind hundert auf Abschlag,“ sagte Archibald, indem er eine mit Gold gefüllte Börse aus der Tasche zog und sie dem Manne übergab. „An dem Tage, an welchem Du mir Nelly überlieferst, gebe ich Dir die andern hundert,“ setzte er hinzu, „aber vergiß nicht, was Du mir versprochen hast. Ich will sie nur lebendig haben.“

„Sie sollen sie haben.“

„Lebendig?“

„Lebendig.“

Der dicke Mann, welcher dieses Wort mit dem unheimlichen Lächeln aussprach, das gewöhnlich auf seinen Zügen lag, drückte schnell die Thüre auf, welche Archibald vergebens zu öffnen suchte. Die Thüre schlug dabei heftig an die Wand und Archibald, der seinem seltsamen Wirthe grüßend zunichte, entfernte sich langsam eben so vorsichtig als er gekommen war, aber auch nicht ohne einen letzten Blick des Grauens auf das geheimnißvolle Cabinet geworfen zu haben. Als er sich entfernt hatte, wendete sich der dicke Mann zu seinem Gefährten William, knetete dabei zwischen den Fingern eine bräunliche Masse, die er unter einem feuchten Tuche hervornahm und die wie Pech aussah, und sagte:

„Weißt Du, woran ich gedacht habe, William, als ich sah, daß der Herr sich stellte, als graue ihm vor uns?“

„Ich kann mir's denken,“ antwortete der Andere blinzeln.

„Ja, aber dann hätte ich hundert Guineen eingebüßt, und so schön er auch gebaut ist, mehr als fünf hätte ich für ihn doch nicht erhalten. Die Aerzte Komp und Murray mögen sie nicht theurer bezahlen.“

„Ja, und ein Lord läßt sich nicht so leicht wegbringen, ohne daß es bemerkt wird. Auch würde er leicht erkannt werden.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Der Violinist Boucher.) Boucher, dessen außerordentliche Kunstfertigkeit manche unserer ältern Leser zu bewundern Gelegenheit gehabt haben werden, hat ein höchst abenteuerliches Leben geführt und erregte auch durch seine auffallende Aehnlichkeit mit Napoleon überall, wo er erschien, Aufsehen. Im Jahre 1815, während der hundert Tage, kleidete er sich ganz so wie der Kaiser und ging in den Straßen von Paris umher. Ueberall wurde er auch wirklich für Napoleon gehalten und von Bittstellern umringt, denen er freundlich zurief: „bringt mir Eure Anliegen in die Tuilerien, Kinder. Jetzt müssen wir an den Befestigungen der Stadt arbeiten.“ Er brachte wirklich eine große Anzahl Arbeiter zusammen und man las damals in den Zeitungen sogar: „der Kaiser ist überall; trotz den Mustern, den Arbeiten in dem Cabinet etc. beaufsichtigt er alle Tage die Befestigungsarbeiten und geht unter den Arbeitern umher.“ — Als der große Kampf bei Waterloo nahete, erbot sich Boucher, sich an die Spitze eines Armee-corps zu stellen, um da eine passive, stumme Rolle zu spielen; er meinte, als falscher Napoleon, wenn er sich ganz entfernt von den Punkten zeige, wo der wahre sei, könne er den Muth der Soldaten beleben. Die Idee wurde auch dem Kaiser wirklich mitgetheilt, der indeß nach einigem Nachdenken antwortete: „nein, das könnte gefährlich, sehr gefährlich werden, wenn ich fallen sollte.“

Nach der Schlacht gab der Violinist seine Rolle als falscher Napoleon noch immer nicht auf; er erbot sich z. B., sich an der Stelle des wirklichen Kaisers den Engländern auszuliefern. Er wäre im Stande gewesen, sich in dem grauen Rocke und kleinen dreieckigen Hute erschließen zu lassen. — Im Jahre 1819 reiste er nach Brüssel, um da Concerte zu geben und nahm seine Wohnung in einem Wirthshause, das einem ehemaligen Feldwebel der alten Garde gehörte. Dieser konnte bei dem Eintritt Boucher's seine Bestürzung nicht bergen, zog den Geiger in eine Ecke und sagte da zu ihm: „welches Glück, Majestät! Sie haben sich retten können? Aber warum zeigen Sie sich so öffentlich? Jedermann kennt Sie in Brüssel.“

„Ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten, sondern ein Musiker; hier sind meine Geigen.“

„Ew. Majestät thun ganz wohl, sich so anzukündigen, aber gegen mich können Sie ganz offen sein, ich bin ein Ueberrest Ihrer alten Garde und bin Ihnen eben so ergeben als verschwiegen.“

„Ich bin Boucher, der Geiger.“

„Ja, so müssen Sie zu den Leuten sagen, aber auch zu mir? Doch — ich muß mich in Ihre Pläne fügen.“

Er fügte sich doch nicht, denn im nächsten Augenblicke meldete er der Frau von Montholon und Herrn von Las Cases, daß Napoleon von der Insel Helena entkommen sei und bei ihm wohne. Um jedes mögliche Aufsehen zu vermeiden, eilte Boucher sogleich selbst zu der Frau von Montholon, um sie zu enttäuschen. In dem Vorzimmer begegnete er einer Negerin, die einen großen Präsentirteller mit Tassen und Flaschen in der Hand hielt und mit von St. Helena gekommen war. Sobald Boucher eintrat, stieß sie einen lauten Schrei aus, ließ fallen, was sie in der Hand hielt und stürzte in das Zimmer der Frau von Montholon mit den Worten hinein: „Madame, er ist gerettet! Da kommt er!“

Der Birth allein war nicht zu überzeugen, daß er sich irre. Boucher gab ihm ein Billet zu dem Concerte und der ehemalige Feldwebel hörte den Geigerspieler; vergeblich. Als ihn Boucher am andern Morgen fragte, wie es ihm gefallen, antwortete er: „wie immer vortrefflich! Die Haltung, der Kopf, die Stellung, ganz wie sonst.“ — „Aber das Concert?“ — „Davon habe ich nichts gehört; ich war nur damit beschäftigt, Sie in aller Bequemlichkeit vom Kopfe bis zu den Füßen zu betrachten. Wie bei Tilsit und Wagram! Aber ich empfehle Ihnen nochmals, wagen Sie nicht zu viel; mehrere Personen haben Sie auch erkannt.“

Bald darauf ging Boucher nach Baden-Baden und blieb da eines Tages bei einem Juwelier aus Paris stehen, den er kannte. Nach einiger Zeit kam ein Käufer und Boucher ging; der Fremde kam ihm aber nach und sagte: „ich muß Ihnen für das Vergnügen danken, daß Sie mir die Züge meines Wohlthäters gezeigt haben. Ich verdanke alles Napoleon und wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so begleiten Sie mich und trinken mit mir auf das Wohl des großen Mannes.“

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Max.“

In diesem Augenblicke erschien der französische Gesandte am bayerischen Hofe, der den Begleiter Boucher's „Majestät“ nannte. Der dankbare „Max“ war der König von Baiern.

Am 18. Juni 1821, nach der ersten Aufführung des „Freischütz“ in Berlin, war eine große Gesellschaft bei dem reichen Mendelssohn versammelt, wo viel von Musik gesprochen und viel musiziert wurde. Auch ein zwölfjähriger Knabe setzte sich an das Piano und erregte durch sein Spiel allgemeine Bewunderung, namentlich auch die Weber's und Boucher's, welcher letztere von einem Tische ein leeres Blatt nahm, den Anfang einer Fuge darauf schrieb und dies dem Knaben mit der Widmung reichte:

„Für Felix Mendelssohn, den künftigen Mozart!“

Im vorigen Sommer traf der nun hochbetagte Boucher mit Mendelssohn in Wiesbaden wieder zusammen; doch wissen wir nicht, ob der berühmte Geiger glaubt, daß seine Prophezeiung in Erfüllung gegangen und aus dem Knaben Felix ein Mozart geworden sei.

(Blutegel fänger.) Daß der Blutegel fang ein recht einträgliches Geschäft ist, wissen vielleicht Wenige. Bekannt schon ist es, daß ein Blutegelhändler meist auch ein reicher Mann ist. Freilich haben auch Wenige Lust, sich mit diesem Geschäfte zu befassen, das seine großen Unannehmlichkeiten hat. Man findet die häßlichen Blutegel in Sümpfen, Lachen, seichten Flüssen &c. und die Blutegeljäger müssen sich ganz zu Selaven ihrer Arbeit machen. Man sieht einen solchen Blutegeljäger einsam und allein mitten in einem Sumpfe, fern von einer menschlichen Wohnung stehen. Er ist dabei fast ganz unbekleidet, hat eine Art Dreschflegel in der Hand und schlägt damit in dem Wasser um sich her, um die Thiere aufzustören, die er sucht. An seiner Seite hängt ein Sack, der oben zugezogen ist. Alle fünf Minuten hört er einmal auf zu schlagen, betrachtet sich seine Füße, die völlig nackt sind, und bemerkt, daß zwölf bis zwanzig Blutegel, mehr oder weniger, daran hängen. Diese nimmt er geschickt ab, steckt sie in den Sack und fängt von Neuem an, mit dem Flegel ins Wasser zu schlagen. Auf diese Weise gelingt es ihm bisweilen, in einem Tage bis fünfhundert Blutegel zu fangen und das ist eine gute Beute. Wie viel er freilich dabei Blut verliert, ist nicht berechnet.

(Die Frauen und ihre Männer.) In Ostindien erlauben sich die Frauen niemals, zu welcher Classe sie auch gehören mögen, den Namen ihres Mannes auszusprechen; sie würden gegen die ihm schuldige Ehrfurcht zu verstößen glauben, und eine Hindu kommt in die größte Verlegenheit, wenn ein Europäer aus Neugierde sie nach ihrem Manne fragt. Müssen sie vor einem Gerichte erscheinen, so nehmen sie entweder eines ihrer Kinder, oder einen Verwandten mit, damit dieser für sie den Namen ausspreche, der niemals über ihre Lippen gehen darf.

In Spanien verliert das Mädchen durch die Heirath ihren Namen nicht, wie bei uns. Sie wird nicht, wie bei uns, gleichsam umgetauft. Sie bleibt immer dieselbe Donna Isabel de Villanuova &c., die sie war, ehe sie an den Altar trat. Höchsten selten nennt man sie Sennora N. (mit dem Namen ihres Mannes). Dagegen besteht dort die Sitte, daß die Frau, welche ihren Mann verloren hat, einfach die Wittve des und des heißt, was bei uns für eine Unzartheit ausgelegt und nicht geduldet werden würde. Schreibt eine solche Dame, so unterzeichnet sie sich nicht anders, als die Wittve so und so, z. B. „die Wittve Riegos.“

### Generalcorrespondenz.

Laube's „Struensee“ ist nun auch in Leipzig, wie auf allen bessern deutschen Bühnen, zur Aufführung gekommen und zwar mit glänzendem Erfolge. —

Wie man wohl bisweilen von dem Rüssel des Elephanten sagt, er sei im Stande, Eichen auszureißen und eine Stecknadel aufzuheben, so scheint auch die Maschinenbaukunst das Größte und das Kleinste zu vereinigen. Während sie die riesenhaftesten Dampfmaschinen herstellt, ist jetzt auch eine kleine niedliche Maschine erfunden worden, welche künstliche Zähne, Gaumen, Kinnladen &c. fertigt. Wie alle ausgezeichnete Maschinen kommt auch diese aus England, wo man sich überhaupt viele Mühe giebt, die Gebrechen des menschlichen Körpers so gut als möglich zu beseitigen. Die englischen Mechaniker bauen die vorzüglichsten künstlichen Arme, Hände und Beine; vor Kurzem erst lasen wir gar die Ankündigung eines solchen Künstlers, der „künstliche Augen von eigenthümlicher Klarheit und dem lebhaftesten Ausdrücke“ ankündigt. —

Als die Leiche Webers aus London in Hamburg ankam, wurde dort von dem Musikvereine ein silberner Lorbeerkranz auf den Sarg gelegt. Jetzt ergiebt sich aber, daß dieser Kranz weder in Dresden, noch in Hamburg sich befindet, also verschwunden ist, und Niemand weiß, wohin er gekommen ist, wenigstens versichert es eine Zeitung. —

In Paris kommt es häufig vor, daß die Leichenkutscher, wenn sie, wie Sue sagt, „ihre Kunden an die Adressen abgesetzt haben,“ an einem Wirthshause anhalten, um einmal zu trinken. Es geschieht aber auch, daß sie sogar auf dem Wege nach dem Gottesacker anhalten, um ihren Durst zu stillen, wenn sie einen todten Armen zu befördern haben, den keine angesehenen Personen begleiten. Neulich wenigstens geschah es einmal; aber während der Leichenkutscher ruhig in dem Wirthshause saß und trank, stieg ein Betrunkener in den Wagen und legte sich da ganz gemächlich nieder, schlief auch wohl ein. Nach langer Zeit endlich, und zwar dicht vor dem Gottesacker, richtete der Betrunkene sich plötzlich auf und rief: „Heda, Kutscher, wohin fährst Du? Du willst mich doch nicht auf den Gottesacker bringen!“ Der Kutscher glaubte natürlich, sein Todter sei lebendig geworden und lief entsetzt davon. Mit Mühe gelang es, ihn wieder zu seinem Wagen zu bringen, den der Betrunkene eben umlenken wollte, um darin nach Hause zu fahren. —

Der jetzige Präsident der Republik Texas, Anson Jones, in dessen Händen auch insofern eine große Verantwortlichkeit liegt, als er durch seine Zustimmung zu der Verbindung Texas' mit den Vereinigten Staaten Veranlassung zu einem Kriege giebt, hat ein merkwürdiges Leben hinter sich, wie die N. Allg. Zeitg. erzählt. Er war nämlich früher ein Pillenverkäufer, ein sogenannter quack medicine man, und hat seinen ehmaligen Wohnort, Philadelphia, wie sich dort noch Manche erin-

nern, etwas eilig verlassen. Auch der frühere Präsident von Texas, Houston, war ein merkwürdiger Mensch. Eine Zeit lang lebte er unter den Wilden (den Trokesen), kleidete sich wie ein Wilder, d. h. kleidete sich eigentlich gar nicht, kehrte dann in den Schoos der Civilisation zurück und wurde Gouverneur des Staates Tennessee, worauf er nach Texas ging und sich dort zu den höchsten Aemtern emporschwang. —

Wieder einmal etwas wirklich Neues, das seiner Originalität wegen wahrscheinlich Aufsehen macht. Der Glaser Simon in dem württembergischen Städtchen Göppingen hat nämlich, nachdem er sich lange mit seinem Plane herumgetragen, — Meubles von Glas verfertigt und Proben in Stuttgart ausgestellt. Die Eleganz und sogar die Dauerhaftigkeit dieser neuen Meubles soll überraschend sein und der Preis weit geringer, als jener der Holzmeubles. Alle Farben des natürlichen Holzes werden dabei auf's Täuschendste nachgeahmt; vorzugsweise aber gelingt die Nachahmung der verschiedenen Marmorarten. Deshalb eignet sich auch das neue Fabrikat vorzugsweise zu Tischplatten, Spiegelrahmen, Pfeilertischen etc. —

Die Berliner haben nun auch ein Longchamps und die Anregung zu einem solchen Modensfeste dort soll von dem Hofe ausgegangen sein. Auch will man es öfter wiederholen. Man nennt es den Corso. Am 7. Mai rollten unaufhörlich die elegantesten Equipagen durch die Säulenhallen des Brandenburger Thores in den Thiergarten hinein, um sich am Floraplage, einer Rotunde, wo ein Musikkorps aufgestellt war, regelmäßig hintereinander zu reihen. Es soll recht hübsch ausgesehen haben und man klagt nur, daß zu viele Gensdarmen dabei gewesen wären. Der türkische Gesandte war am eifrigsten, indem er von seinem Wagen aus Confetti verstreute. Man bewunderte eine große Anzahl schöner Frauen, die ja in Berlin nicht selten sind, glänzende neue Wagen und herrliche Pferde. —

Prinz Albert ist in London zum Ehrenmitgliede der wohlthätigen Schneidergilde ernannt worden, welche die älteste dort ist und welcher der Herzog von Wellington bereits seit 20 Jahren angehört. —

Auf einem einzigen Blumenmarke in Paris (es giebt nämlich mehrere dort) werden täglich für 50,000 Francs Blumen verkauft. —

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sollen einen andern Namen bekommen und man hat auch bereits einen gefunden, der so anspricht, daß ihn manche amerikanische Zeitungen schon jetzt zur Bezeichnung ihres Landes gebrauchen, *Alleghania* nämlich, von den Alleghanies, jener großen Bergkette, welche durch das amerikanische Festland läuft von dem Meerbusen von Mexico bis zu den großen Seen. —

Wir haben unsern Lesern von dem französischen Componisten Felicien David erzählt, der eine Zeit lang in Africa umherwanderte, dann Jahre lang einsam in einer kleinen französi-

schen Stadt lebte und endlich mit einer Symphonie „die Wüste“ hervortrat, welche größeres Aufsehen macht, als irgend ein musikalisches Werk. In Paris, Lyon, Marseille etc. wurde dieses Werk mit grenzenloser Begeisterung aufgenommen und der sonst ganz unbekannt David ist sogleich ein berühmter Mann geworden. Man erzählt übrigens von ihm, daß ihn der Ruhm nicht verblendet, daß er vielmehr geäußert habe, es sei ihm zwar geglückt, den Beifall der französischen Musikfreunde in reichem Maße zu erlangen, er werde aber mit seinen Leistungen nur dann zufrieden sein, wenn es ihm gelinge, auch die deutschen Musikkenner zu befriedigen. Er will zu diesem Zwecke binnen kurzem nach Leipzig kommen und da im Gewandhaus seine Composition zur Aufführung bringen. — (Er ist eben angekommen.) —

In Leipzig sind jetzt gleichzeitig drei der bewundernswürdigsten Gemälde deutscher Meister der neuesten Zeit ausgestellt, nämlich: „Huf“ von Lessing (eine kleinere Nachbildung des bekannten großen Gemäldes durch den Künstler selbst), die „beiden Leonoren“ von Sohn und „die schlesischen Weber“ von Hübner. Den stärksten Eindruck macht das zuletzt erwähnte. —

In Asien ist bekanntlich der Hut das Zeichen eines Franken und Christen und noch vor zehn Jahren durfte es Niemand wagen, mit einer solchen Kopfbedeckung tief im muselmännischen Asien sich zu zeigen, da man ihn unfehlbar ermordet haben würde. Das hat sich jetzt geändert; die Asiaten haben Respect vor den Hüten bekommen und der Hut ist dort jetzt ein Schutzmittel und besser als ein Paß. Die Zeitungen erzählen in Bezug darauf einen spasshaften Vorfall. Ein europäischer Reisender hatte in einer Stadt Persiens vor mehreren Jahren einen Hut und zwar einen Tschalko zurückgelassen. Vor einiger Zeit kam ein griechischer Geistlicher dahin, der von da aus gefährliche Gegenden zu durchreisen hatte. In seiner Angst kam er auf den Einfall, jenen Tschalko mitzunehmen. Er that es und sobald sich unterwegs etwas Verdächtiges zeigte, setzte er trotz seinem langen Barte und geistlichen Gewande den Tschalko auf, alle seine Begleiter schrien dazu aus Leibeskräften: „Tschalko! Tschalko!“ und die Räuber zogen jedesmal in ehrerbietiger Scheu weiter. —

Mehr als in irgend einem andern Lande spielen die Theater in Spanien eine wichtige Rolle in der Politik und es ist wohl auch natürlich, daß man da, wo die politischen Leidenschaften das ganze Volk durchdringen, ein so wichtiges Mittel wie die Bühne nicht verschmäht, um die Leidenschaften anzuregen. Fortwährend werden deshalb auf den spanischen Bühnen Stücke voll politischer Anspielungen aufgeführt. Namentlich hat die Königin Christine in dieser Art viel leiden müssen. Auch Gopartero ist bereits auf die Bühne gebracht und zwar in vielen Gestalten; besonders häufig wurde ein Stück unter dem Titel aufgeführt: „Der Ehrgeiz eines Regenten während der Minderjährigkeit einer Königin.“ —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 23.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Örgenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Burf, der Würger.

(Fortsetzung.)

6.

Edinburg ist eine der schönsten und merkwürdigsten Städte in Europa und gewährt, da sie auf Hügeln und steilen Felsen erbaut, so wie von tiefen Schluchten durchzogen ist, dem Auge die überraschendsten Ansichten. Die außerordentliche Höhe ihrer Häuser, namentlich in Highstreet und in der Nähe des Law-Marktes, hat immer einen eigenthümlichen Eindruck auf den Fremden gemacht. Die höchsten dieser Häuser standen auf dem Tron-Church- und Parliament Square. Das Alter hatte sie mit ungewöhnlichen Farben überkleidet und sie glichen ungeheuern steil aufsteigenden Felsen, die über den Häuptern der dahin Wandelnden schwebten; wenn aber das Auge ihre hohen Facaden musterte, wunderte es sich über die zahllose Menge von Fenstern darin.

Diese ungeheuern Häuser waren in eine große Menge von Wohnungen vertheilt, welche alle als alleinigen Ausgang eine Treppe hatten, meist eine schmale dunkle Wendeltreppe. In dem obersten Stockwerke, dem Himmel am nächsten, wohnten natürlich die ärmsten Leute. Diese Häuser nun hatten keinen Hausmann oder Portier, wie man vornehmer sagt, ja nicht einmal eine Thüre; man ging und geht heute noch von der Straße gerade auf die Treppe und klettert da von Stockwerk zu Stockwerk, bis man endlich den

Namen desjenigen, den man sucht, auf einer Kupferplatte an einer Thüre findet.

Unter allen diesen Häusern fielen vor etwa zwanzig Jahren die großen Gebäude auf, welche an der Ecke der High-Street (Hochstraße) und dem Durchgange der „alten Versammlung“ standen. Der Giebel dieser Häuser, unter denen das niedrigste wenigstens zehn Stockwerke hatte, das Dach ungerechnet, bestand aus gelblichen oder röthlichen Steinen. Die Zeit hatte diese imposante Masse dunkel gefärbt und der Steinkohlendampf eine Art braunen Firniß darüber gelegt.

Im Innern waren diese Häuser in eine endlose Zahl von kleinen Wohnungen getheilt, welche man nur durch übertünchte Breterwände geschieden hatte. Die Häuser selbst waren nicht immer durch dicke Mauern von einander geschieden. Die meisten Dächer waren mit Schiefer, mit Steinplatten oder mit Schindeln gedeckt.

Die Scheidewände, welche die Wohnungen trennten, gewährten also wenig Festigkeit. Im Nothfalle konnte ein Mann mit einem Beile sich in wenigen Augenblicken einen Weg hindurchbahnen, wenn er auf keine andere Weise aus einem Hause in das andere zu gelangen vermochte. Der Mann, welchen Lord Archibald besucht hatte, war, ehe er Schuhmacher geworden, Maurer gewesen und hatte oft die gebrechlichen Scheidewände ausgebessert. Darauf nun baute auch dieser Mann, der vor keinem Mittel zurückschrak, seinen teuflischen Plan, welcher das Mädchen unfehl-

bar in seine Hände bringen mußte, dessen Ausführung aber einen ganzen Stadttheil, ja vielleicht die ganze Stadt in Gefahr bringen konnte.

Martha und Nelly bewohnten, wie wir erwähnt haben, ein Haus in der Nähe des Durchganges der „alten Versammlung“. Dieses Haus hatte wenigstens zehn Stockwerke und ihre Wohnung befand sich im siebenten. Sie bestand aus drei Räumen, einer Schlafkammer, einer Bohnstube und einer Küche. Die Schlafkammer erhielt ihr Licht von einem tiefen dunkeln Hofe; die Bohnstube ging auf die Straße. Die Wände derselben waren mit grauer Oelfarbe bestrichen und die Geräthe darin zeichneten sich durch ihre Einfachheit aus. Die Küche wiederum befand sich hinter einem schmalen Gange, welcher die Schlafkammer von der Bohnstube trennte. Alles war einfach aber reinlich und man sah überall, daß wenigstens Ordnung und Aufmerksamkeit, dieses Vermögen der Armen, den Reichtum zu ersetzen sich bemüheten.

Diese Wohnung nun gränzte an eine der erwähnten dünnen Scheidewände eines Nachbarhauses und Martha und Nelly hatten es oft empfunden, da ihr Nachbar lange ein unbarmherziger Dudelsackspieler war. Gerade jetzt hatten sie Ruhe, denn der alte Dudelsackpfeifer war gestorben und seine Wohnung stand leer. Die Häuser zu beiden Seiten des von Nelly bewohnten zählten wenigstens zwölf Stockwerke und jedes bildete eine Republik, in welcher die armen Classen vorherrschten. Das zur Linken ging, wie das Haus Simpsons, auf den erwähnten Durchgang, in welchem die Treppe mündete.

Man erinnert sich, daß die Verheirathung Nellys und Allans in den letzten Tagen des Novembers, nach den großen Fischereien, stattfinden sollte. Man stand jetzt in der Mitte dieses Monats, der den Wünschen der Verlobten zufolge langsam dahin schlich, und es waren mehrere Tage seit dem Besuche Archibalds bei dem Unbekannten vergangen. Das ruhige Leben der beiden Frauen war durch nichts gestört worden. Nelly ging wenig aus und war dann immer von Allan oder einer Nachbarin begleitet, da die kranke Martha kaum den Stuhl verlassen konnte.

Am Morgen des 15. Novembers hatte Allan den beiden Frauen beim Abschiede gesagt, daß er Abends nicht zurückkommen, ja daß seine Abwesenheit vielleicht mehrere Tage dauern würde. Es war am Tage vorher eine gewaltige Masse von sprats (kleinen Heringen) in den Forth eingedrungen. Die Fischer richteten eine

fürchterliche Niederlage unter ihnen an. Alle kleinen Schiffe, alle Böte, ja die kleinsten Rähne waren aufgeboten worden; die Flotille, welche sie bildeten, bedeckte den ganzen Meeresarm und folgte der Schaar der Fische, welcher sie zahllose Gefangene abnahm. Die Bai hätte nicht belebter sein können, wenn die Dänen oder Franzosen eine Landung unternommen. In der erwähnten Nacht sollte der Kampf oder vielmehr die große Ernte beendet werden. Böte mit Feuer oder Laternen darauf fuhren in allen Richtungen auf dem Meere umher und diese Tausende von Lichtern, die sich in den Wellen spiegelten, bedeckten das Meer mit einer phantastischen Beleuchtung, die sich bis an den Häusern von Leith, an den Felsen von Bass spiegelte.

Dhonchar Mac Alpin und Simpson, der Gehilfe desselben, gehörten zu den Fischern. Ihre kleine Barke mit der Leuchte darauf, hatte sich den andern Fahrzeugen angeschlossen und gleich den übrigen einen reichen Fang gethan. Eine dicke Schicht Fische lag in dem Boote. Das Dunkel wurde jetzt immer dichter; die Uhren in Leith hatten die zehnte Stunde verkündigt; die erschrockenen Fische waren entflohen, die Leuchten verloschen allmählig und die Böte kamen nacheinander in den Hafen zurück. In der Bai selbst blieben bald nur noch einige wenige Fischer zurück, die minder glücklich gewesen, oder ungenügsamer waren. Zu den letztern gehörten Dhonchar und Allan. Obwohl ihr Fang einen reichlichen Ertrag gegeben hatte, war er doch nicht so glücklich gewesen wie sonst. Konnten sie nach New Haven zurückkehren, ohne wenigstens noch einige Male versucht zu haben, ihre Ladung vollständig zu machen?

„Der Wind erhebt sich,“ sagte Dhonchar zu seinem Begleiter, um die Ausdauer desselben anzuregen; „die Nacht ist schön; binnen einer Stunde werden die Fische, welche durch die Ungeschickten verschweicht worden sind, zurückkommen und wir sind sicherlich glücklicher als jemals.“

Allan bedurfte keiner Anregung. Er wollte noch einige Thaler dem Beginne seines eigenen Hausstandes hinzufügen, und da er einmal in dieser Nacht zu seiner Braut nicht zurückkehren sollte, so war es ihm gleichgiltig, ob er sie auf dem Meere oder in dem Häuschen Mac Alpins verbrächte.

„Ja,“ antwortete er nach einer Pause, „ja, die Nacht ist herrlich und ich glaube nicht, daß mein alter Camerad sich nach Hause sehnt. Die Fische, die wir

gefangen haben, füllen kaum eine Tonne; jeder Fischer muß eine Tonne sein nennen und wir haben also noch viel Arbeit."

"Allan," sagte der alte Mac Alpin, indem er den jungen Mann vertraulich auf die Achsel klopfte, was er nur selten that, vielleicht wenn ein sehr reicher Fang gethan war, "Allan, Du bist von dem alten guten Stamme. Dein Vater war Fischer und ein tüchtiger Fischer zu seiner Zeit. . Du wirst sein Ebenbild werden."

Während des Gesprächs hatten die beiden Fischer allmählig sich von der Küste entfernt. Allan führte die Ruder und während er dem Rathe des halb blinden Alten scheinbar folgte, lenkte er das Boot nach einer Spitze der Bucht von New Haven hin, wo er gern anlegte, und von wo aus er in dem hohen Hause, das Nelly bewohnte, ein Licht schimmern sehen konnte. Allan dachte fortwährend an das Glück, das ihn erwartete, an seine nahe Verbindung mit seiner geliebten Braut. . Auch wendeten sich seine Gedanken oftmals der Vergangenheit zu; er erinnerte sich der letzten Worte Mac Gregors: liebe sie, liebe meine Tochter; er gedachte des Tages, an welchem er zum ersten Male das arme Kind in seine Arme geschlossen hatte, während er mit ihm über die Wildbäche des Ben Nevis schritt. Damals konnte er kaum ahnen, daß die kleine Halbwilde seine Frau werden würde, aber wie hatte auch Nelly seit jener Zeit an Anmuth, Schönheit und Tugenden aller Art zugenommen. Allan gedachte ferner der Hindernisse, welche seine Liebe gefunden, und der Gefahren, welche seine Verlobte bestanden hatte. Diese letztere Erinnerung erfüllte ihn plötzlich mit Angst und Entsetzen; er wäre gern bei Nelly gewesen, die vielleicht wieder von einem Unglücke bedroht war; sein Herz klopfte gewaltig und er zitterte unwillkürlich. Mit einem Male riß er die Augen, welche sich während dieses Gedankenganges auf die so wohl bekannte Höhe gerichtet hatten, weit auf, sein Blick wurde stier, sein Mund öffnete sich und er streckte den Hals vor; sein Gesicht, seine Geberde, seine Haltung, mit einem Worte sein ganzer Körper drückten Erstaunen, fast Entsetzen aus und das Ruder, das er gehalten hatte, sank unwillkürlich in die Wellen.

Schonhar Mac Alpin, der am Hintertheile saß, hatte der Stadt den Rücken zugekehrt und konnte nicht sehen, was so plötzlich die Aufmerksamkeit des jungen Fischers erregte; doch bemerkte er, daß derselbe zu rudern aufhörte.

"Was ist denn?" fragte er seinen jungen Freund; "warum sitzt Du so unbeweglich da? Hörst Du einen Stör herankommen?"

Allan antwortete nicht; sein Auge war fortwährend unverwandt auf die Stadt gerichtet.

"Nun," fuhr der Alte fort, der sich auch umkehrte, "was siehst Du denn da oben?"

"Seht nur, Vater, seht!" Und Allan, der diese Worte mit unbeschreiblichem Entsetzen aussprach, war aufgestanden und deutete auf den Punkt der Stadt, auf welchen sich seine Augen schon lange gewendet hatten und wo ein röthlicher Schein schimmerte.

"Was ist denn da, das Dich so außer Dir bringt?" fragte der alte Fischer, indem er mit dem Rücken der Hand über die Augen strich. "Hirten werden dürres Holz auf der Höhe von Salisbury angezündet haben."

"Die Klippen von Salisbury liegen nicht hier. Dieser Schein schimmert aus der Mitte der Stadt, aus der Nähe des Schlosses."

"Der Mond wird roth im Nebel aufgehen."

"Nein, nein, es ist nicht der Mond; der Mond geht erst in zwei Stunden auf. Seht nur, wie das Feuer um sich greift und größer wird!"

Allan griff bei diesen Worten unwillkürlich wieder nach den Rudern.

"Aber, mein Sohn, warum kehrt Du wie die Andern nach dem Hasen zurück?"

"Es ist Feuer, Vater; es brennt in der obern Stadt."

"Und wenn es so wäre, sollten wir darum unsere Arbeit aufgeben?" antwortete der alte Hochländer, der vielleicht mit geheimer Freude das Unglück seiner Landsleute im Niederlande sah.

"Seht, seht, wie die Flamme größer wird, wie der Brand um sich greift!" rief Allan und er ruderte mit fast übermenschlicher Kraft nach New Haven zu.

"Halt, halt ein, mein Sohn, und opfere unsern vielleicht so schönen Fischzug nicht auf. Sind nicht Leute genug in der Stadt zum Löschen des Feuers? Auch die Rothröcke, die verfluchten Rothröcke werden helfen."

Allan war taub gegen diese Klagen und Bitten; er ruderte mit Kraft weiter und die Lichter der Häuser von New Haven kamen näher und näher.

"Ach, mein Sohn, eine so schöne Nacht zu verlieren! Einen Fischzug aufzugeben, der so einträglich zu werden versprach!"

"Aber, Vater, es brennt in Highstreet."

„Highstreet! Ich gebe die ganze Highstreet für eine Tonne Haringe.“

„Auch Nelly Mac Gregor und meine Mutter?“

„Bei den Gebeinen meines Vaters, daran habe ich nicht gedacht!“ rief der alte Schonchar aus, indem er aufstand und sich an die Stirn schlug. „Ich bin so alt und werde vergesslich; verzeihe mir, mein Sohn,“ setzte der Alte mit tiefem Kummer hinzu. Ohne ein Wort weiter zu sagen, setzte er sich darauf an das andere Ende der Barke und ruderte mit einer Kraft, die man bei seinem Alter von ihm nicht erwarten konnte. Eine geringe Entfernung trennte sie jetzt noch von dem Ufer. Beide schwiegen und man hörte nur ihren keuchenden Athem. Die Barke flog wie eine Schwalbe über die Wellen hinweg und in weniger als einer Viertelstunde hatten sie den Damm von New Haven erreicht. Allan sprang sogleich an's Land.

„Wohin läufst Du? Warte doch auf mich,“ sagte der Alte zu ihm.

„Ich erwarte Euch in der Highstreet vor dem Hause meiner Mutter,“ rief ihm Allan im Tone der Verzweiflung zu, worauf er nach Edinburg hin verschwand.

## 7.

Edinburg hat die schrecklichen Nächte vom 15. und 16. November 1824 nicht vergessen. Die Bewohner gedenken noch immer mit Schrecken an das entsetzliche Schauspiel, das ihre Stadt mehrere Stunden lang gewährte. Sie sprechen mit Grauen von dem gräßlichen Anblicke, den namentlich die in Flammen stehende Highstreet darbot; aber die Bewohner der durch die Flammen zerstörten oder von ihnen bedroheten Stadttheile muß man hören, denn sie erzählen mit Schauern die schrecklichen Auftritte, deren Zeugen sie waren, wie die Flamme über ihre Wohnungen sich verbreitete gleich einem Meere, das die Dämme durchbrochen hat, wie sie sich pfeifend und zischend an die hohen Häuser anklammerte und sie schneller zertrümmerte als es das Beil des Menschen hätte thun können, wie sie mit Riesenschritten von einem Dache zum andern lief und, gleich den Opferpriestern in der alten Zeit, die Beute, welche sie verschlingen wollte, mit glänzenden Guirländen umhing. Die alte und schwarze innere Stadt hatte in dieser Nacht ihr düstres Aussehen verloren. Ihre hohen geschwärzten Häuser, die der Brand beleuchtete, glänzten

im Dunkel wie die Gebäude in jenen fabelhaften Städten, die uns die fruchtbare Phantasie der orientalischen Erzähler geschildert hat; ihre Mauern, die unten mit den violetten Tinten des Amethyst gefärbt waren, hatten in der Mitte eine kirsch- oder rubinrothe Farbe und oben glänzten sie in dem Goldglanze des Topas oder im bläulichen Feuer des Saphirs. Die zahllosen Fenster in den hohen Häusern funkelten gleich eben so vielen großen Diamanten, und der Rauch, der aus dem Gluthmeere aufstieg und sich, je nach der Nahrung, welche die Flamme fand, blau, roth oder grün färbte, bildete Wolken und einen Himmel, wie man sie für solche phantastische Bilder nur wünschen konnte.

Auch von weitem gesehen, war dieses Schauspiel nicht weniger außerordentlich. Der ganze obere Theil des alten Edinburg stand in Feuer und die Stadt, die auf einem Hügel und einem steilen Felsen erbaut ist, gleicht in der Nacht selbst einer Aufeinanderthürmung von Felsenmassen. Wenn man nun die hohe bligende Funkengarbe sah, die aus dem Feuermeere aufstieg und sich hoch in die Luft emporschlängelte; wenn man die unermessliche Rauchsäule erblickte, die an dem Himmel emporswirbelte und die ganze Gegend umher wie mit einem riesigen dunkeln Schirme bedeckte; wenn man jetzt die Flamme wie in einem einzigen Strahle emporschiesse, dann wieder zusammensinken und verschwinden sah, um gleich darauf von neuem mit größerer Wuth sich zu erheben, hätte man glauben können, einer der Vulkane, welche in dem Lande brannten lange vorher ehe der Mensch daselbst erschien, habe sich plötzlich von neuem entzündet und speie seine Flammen auf dem Gipfel des Berges aus. Der Lärm vervollständigte die Täuschung. Das Getöse der einstürzenden Mauern, das dumpfe Gerassel der Wagen, das Gemurmel und Gesumme der Menschenmenge glich ganz und gar dem unterirdischen Getöse von geheimnißvollem Donner, welcher den Ausbruch des Feuers in der Erde begleitet.

Nelly hatte den Abend vor dieser Schreckensnacht, während Allan, ihr Bräutigam, mit dem Fischfange beschäftigt war, traurig bei der kranken Martha verbracht. Die Alte saß in der Stube neben dem Kamine und hörte zerstreut an, was Nelly ihr aus einer Reisebeschreibung vorlas. Allmählig ließen ihre Schmerzen nach, ihre Augen begannen sich zu schließen und der Kopf sank matt auf die Brust. Die gute Martha war eingeschlummert.

Das Mädchen, die nur aus Gefälligkeit las, dämpfte

allmählig ihre Stimme und als sie sich überzeugt hatte, daß die alte Frau fest schlafe, schwieg sie sofort ganz.

Nelly hatte Besseres zu thun als zu lesen; sie konnte ja an ihren Bräutigam denken, den sie so sehr liebte. Sie saß da auf einem niedrigen Stuhle, blickte in die allmählig verlöschenden Flammen des Kohlenfeuers und hatte die Arme auf der Brust gekreuzt. Die Gedanken, die sie beschäftigten, mußten angenehm sein, und gleichwohl spiegelte sich in ihren ernstern Zügen kein Lächeln.

Während so das Mädchen an die Zukunft dachte und die alte Martha schlief, verging die Zeit. Es hatte zehn Uhr geschlagen und der Nachtwächter fing an zu rufen. Mit einem Male schien der Wind, der den ganzen Abend geschlummert hatte, sich zu erheben. Nelly schauderte, dann stand sie geräuschlos auf, trat an das Fenster, öffnete es leise und sah hinaus. Der Himmel war wunderbar rein und die Sterne glichen goldenen Knöpfen an dem blauem Himmelsgewölbe.

„Gott sei gelobt, die Nacht ist ruhig!“ sprach das Mädchen mit einem Seufzer, der aus einem erleichterten Herzen kam. Dann blickte sie nach einer andern Seite des Horizontes, weit, weit in die Ferne und ohne Zweifel bemerkte sie die kleinen Lichter der Fischer im Forth, denn ihr Auge wurde glänzender. . . Keine Wolke verhüllte den Himmel nach jener Richtung hin, und dennoch wurde Nelly ernster. „Dort ist er,“ seufzete sie, „der arme junge Mann, auf den Wellen des Oceans und rudert mit Anstrengung, oder er wirft das Netz aus, zieht es dann an sich, sucht die Fische darin und wird durchnäßt von dem Wasser des Meeres. Zum Glück ist die Nacht mild; der Wind, der sich erhob, hat sich bereits wieder gelegt; morgen werde ich Dich wiedersehen, mein Allan!“

Als Nelly mit der ganzen Begeisterung der Liebe diese lehtern Worte sprach, warf sie einen lehten Blick auf die fernen Lichter und schloß dann leise das Fenster wieder zu. Sie fürchtete jetzt, die arme Kranke zu erwecken, und als sie sich umdrehete, saß Martha bereits mit offenen feuchten Augen da, denn sie war durch das Deffnen des Fensters geweckt worden, und hatte wohl auch die leise gesprochenen Worte des Mädchens gehört. Nelly trauerte und warf sich, um Verzeihung zu erhalten, an den Hals der guten Mutter und weinte mit ihr. Warum sie Beide Thränen vergossen, wußten sie wohl so eigentlich selbst nicht, aber sie waren Frauen und die Ahnung machte sie so traurig.

„Was ist Dir, mein Kind,“ fragte endlich die arme Alte die schluchzende Nelly; „warum weinst Du?“

„Mutter, warum weinst Du?“

„Ich weine, aber meine Thränen thun mir wohl.“

„Auch die meinigen sind süß, gute Mutter.“

„Nein, meine Tochter, das sind keine Freudenthränen; Du schluchzest und Deine Thränen brennen auf meiner Hand.“

„Ich hatte den Wind sich erheben hören und fürchtete, der Sturm werde losbrechen. Ich war aber eine Thörin, nicht wahr?“ Und sie versuchte zu lächeln und die Thränen abzutrocknen, aber vergebens.

Bald darauf führte Nelly die kranke Frau an das Bett und half sie auskleiden. Als sie endlich im Bette lag, gab ihr Nelly einen lehten Kuß und zog die Vorhänge des Bettes zu; dann kniete sie neben dem Bette nieder, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und verrichtete schweigend ihr Gebet. Sie betete so inbrünstig für die Mutter, für den Geliebten und für sich selbst, als plötzlich, eben da der Nachtwächter halb elf Uhr verkündete, ein seltsames Geräusch in der Nähe sich vernehmen ließ; dann folgte ein Schrei, ein gellender, entsetzlicher Schrei, bei dem das Blut in den Adern Aller erstarren mußte, die ihn hörten, „Feuer! Feuer!“

Ihr Gebet unterbrechen, aufspringen, an das Fenster laufen, dasselbe aufreißen und hinaussehen war für Nelly das Werk fast eines Augenblicks. Ein röthlicher ungewöhnlicher Schein ging von dem zweiten Stockwerke eines Hauses in der Nähe und zwar auf derselben Seite aus. Dieser Schein war grell und wurde immer stärker; gleichwohl zeigte sich die Flamme selbst noch nicht und nichts verrieth eine dringende Gefahr. Unten auf der Straße vor dem brennenden Hause waren Leute stehen geblieben und einige klopfen mit Gewalt an die Thüre, während andere aus voller Kehle „Feuer! Feuer!“ riefen.

Die Neugierde und die Angst hielten Nelly am Fenster fest, bis sie die Stimme ihrer Mutter hörte, welche rief: „Nelly! Nelly, komm. Was thust Du dort? Was giebt es denn, mein Kind? Warum schreit man?“ Nelly wagte nicht zu sagen, was sie gesehen hatte, da sie die arme Frau zu erschrecken fürchtete; doch fühlte sie auch, daß sie dieselbe nicht im Bette lassen dürfe, da ein Nachbarhaus in Flammen stand. „Warum schreit man so?“ wiederholte Martha.

„Es ist irgendwo Feuer in der Straße. Man ruft um Hilfe.“

„Feuer? Wo ist das Feuer?“ sprach die alte Martha weiter, die sich in ihrem Bette so leicht aufgesetzt hatte, als sei sie nie krank gewesen und ihre Lähmung plötzlich gewichen.

„Es brennt in unserer Straße, gute Mutter . . . Vielleicht in der Nähe . . .“

Sie sprach diese leßtern Worte im Tone des Zweifels, um die alte Frau auf die Wirklichkeit vorzubereiten und sie weniger zu erschrecken; aber das Geschrei nahm immer mehr zu, fast unter dem Fenster, das Nelly offen gelassen hatte.

„Du täuschest mich, mein Kind, das Feuer ist hier, in unserm Hause.“ Und sie stürzte, halb todt vor Schreck und halb nackt, aus dem Bette.

„Nein, gute Mutter, beruhigt Euch; hier ist das Feuer nicht, sondern in dem zweiten Stock des Hauses des Bäckers William Mochonochie; auch ist es nicht groß und wird bald gelöscht sein. Uebrigens kommt der Wind von dem Schlosse her und treibt die Flammen nach der andern Seite. Wir sahen es ja, als die Wolken vorüberzogen. Wir fürchteten damals, Man würde schlechtes Wetter bekommen!“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Heirathen oder nicht heirathen, das ist die Frage.) In der Bremer Zeitung suchte kürzlich Jemand, der Lust zu heirathen hatte, einen erfahrenen Mann, der ihm davon abrathe. Diesen erfahrenen Rathgeber hätte auch der junge Graf v. M. brauchen können, von dem man eine komische Anekdote erzählt. Dieser Graf lebte höchst glücklich; er war noch jung, ziemlich reich und hatte einen verträglichen Charakter; er jagte, aß, trank und rauchte wie ein ächter Landedelmann. Oftmals freilich fühlte er auch Sehnsucht, sich eine Frau zu suchen, immer aber hielt ihn eine gewisse Furcht und Scheu vor der Ehe zurück. Einmal indes verliebte er sich leidenschaftlich und er war ganz nahe daran, sich zu verheirathen, oder mit andern Worten, sein Glück zu erfassen oder — in das Unglück sich zu stürzen. Ein Mädchen, die Tochter eines seiner Freunde, gefiel ihm ungemein; vielleicht sagte ihm auch das bedeutende Vermögen derselben zu. Uebrigens erklärten und rechtfertigten andere Gründe diese Verbindung vollkommen und der Graf schickte sich an, die Fesseln sich anlegen zu lassen, die er gleichwohl fürchtete. Immer nahm er sich vor, den entscheidenden Schritt zu thun und immer verschob er es wieder. Darüber verlor endlich seine künftige Schwiegermutter die Geduld und nahm sich vor, der Sache ein Ende

zu machen. Sie nahm eines Tages den Herrn Grafen vor, als sie mit ihm allein war und verlangte auf der Stelle eine entscheidende Antwort, ob er ihre Tochter heirathen wolle oder nicht. Der Graf befand sich in der schrecklichsten Verlegenheit, denn in diesem wichtigen Augenblicke lehrten alle seine Bedenklichkeiten stärker als jemals zurück; er zitterte vor der Zukunft und für seine lieben Hagestolzgewohnheiten, die er nun mit einem Male aufgeben sollte. Endlich, nach langem Nachdenken, beschloß er Alles dem Zufalle zu überlassen. Er schrieb zwei Briefe, einen, in welchem er annahm und einen andern, in welchem er die Hand des liebenswürdigen Mädchens ausschlug. Diese beiden Briefe legte er in einen Hut; dann rief er seinen Bedienten. „Nimm einen dieser Briefe,“ sagte er, „und trage ihn in das Schloß . . .“

„Welchen, Herr Graf?“

„Welchen Du willst.“

Der Bediente nahm einen Brief und der Graf verbrannte den andern, ohne ihn vorher zu öffnen. Die beiden Schloßer lagen zehn Stunden auseinander und der Bediente sollte und mußte vierundzwanzig Stunden abwesend sein. Einen ganzen Tag also mußte der Graf sich noch in Ungewißheit darüber befinden, was der Zufall über ihn beschloßen. Ist diese Lage nicht höchst komisch? Ist es nicht seltsam, einen ganzen Tag lang nicht zu wissen, ob man heirathet oder nicht heirathet, ob man gebunden ist oder nicht, und doch auch nichts durch den eigenen Willen bestimmen zu können?

Der Graf war aber ein Stückkind; sein Bedienter hatte den Annahmefrief überbracht und der junge Graf ist seit einigen Monaten der glücklichste Ehemann auf zwanzig Meilen in der Runde.

(Ein seltsamer Vorfall.) Eine ziemlich lange Zeit hindurch hat man in dem Unterhause in London darum gestritten, ob dem Mainoth-College in Irland eine gewisse Summe aus Staatsmitteln zugewendet werden solle oder nicht. In diesem Mainoth-College werden die katholischen Geistlichen für Irland gebildet und das englische Ministerium erkennt die Nothwendigkeit an, dieser Bildungsanstalt die nöthigen Geldmittel zu gewähren; ein großer Theil der protestantischen Engländer sträubt sich aber, irgend etwas für den Glauben ihrer katholischen Mitbürger in Irland zu thun. Daher der Streit im Parlamente über die Unterstützung jener katholischen Bildungsanstalt. Endlich war man in dem Unterhause doch so weit gekommen, daß darüber abgestimmt werden sollte, ob das Geld zu bewilligen sei oder nicht. Wer an einer Abstimmung im Parlamente nicht Theil nehmen will, entfernt sich aus dem Hause; sobald man aber wirklich zur Abstimmung schreitet, wird das Sitzungslocal geschlossen und es darf Niemand hinaus und Niemand herein. Lord Northland nun, der nicht mit abstimmen wollte, war in einem Gespräche mit einem seiner Freunde begriffen und hatte dabei nicht bemerkt, daß die Thüren bereits geschlossen waren, ohne daß er sich entfernt. Wer im Sitzungs-

locale anwesend ist, muß seine Stimme abgeben, und der edle Lord befand sich also in der äußersten Verlegenheit. Der Freund, mit welchem er die Zeit verplaudert hatte, erbarmte sich endlich seiner und versteckte ihn in einem Cabinet, in welchem man die Steinkohlen aufbewahrt. Der Präsident aber war darauf aufmerksam gemacht worden und ließ Lord Northland durch die Diener des Hauses aus dem Verstecke herausholen, was natürlich ein homerisches Lachen unter allen Anwesenden erregte. Der edle Lord mußte nun seine Stimme abgeben und aus Aerger stimmte er gegen seine Ueberzeugung, nämlich für die Bewilligung der Geldsumme.

(Das Paradies der Ruhe.) Kann ein gebildeter Deutscher, Franzose, Engländer, Amerikaner ohne Journale, ohne Bücher, ohne Wissenschaften, ohne Conversation, ohne Musik, ohne Politik, ohne Industrie, kurz ohne irgend etwas leben, was unsre Zeit bewegt und das Blut schneller durch die Adern unsrer modernen Staaten treibt? Kann er sich damit begnügen, in lauer Luft den wolkenlosen Himmel zu betrachten, Magnolien rauschen zu hören und den Duft der Orangenblüten einzuathmen? Wir bezweifeln es. Es giebt aber ein solches Paradies der Ruhe, und es leben Menschen in demselben, eine stolze Aristokratie, Nachkommen portugiesischer Adelsfamilien, nämlich auf der Insel Madeira, die nur unter einander, aber selten, Umgang haben und von der Aufklärung unserer Tage so gut als gar nichts wissen. Die Besuche, die sie einander machen, machen sie stets zu Pferde, denn auf eine andere Weise ist auf der so gebirgigen Insel nicht fortzukommen und selbst jeder Spazierritt ist ein gefährliches Unternehmen, weil jeder Pfad an schauerlichen Abgründen hinführt und ein Fehltritt des Pferdes auf dem steinigten Boden hinreicht, den Reiter in die Tiefe hinabzustürzen. Auch die Frauen müssen sich der Pferde bedienen, denn nur wenige haben die Mittel, sich in einer Sänfte tragen zu lassen. In den Gesellschaften dieses Adels herrscht eine patriarchalische Mäßigkeit und nur das Spiel, die einzige Unterhaltung der Männer, treibt bisweilen das Blut in die bleichen Gesichter. Die Bücher sind unter ihnen völlig unbekannt; Jagd giebt es nicht und statt der Journale haben sie ein kleines trockenes Wochenblättchen, das nichts als einige Nachrichten von dem Hofe von Lissabon enthält. Die Politik, dieses spannende Drama, bringt nicht zu ihnen über den Ozean hinüber; die Leute leben also in der vollkommensten Ruhe, in dem Zustande politischer und socialer Unschuld, der von Vielen für das höchste Glück gepriesen wird. Nur zwei Herzen, die einander die ganze Welt sind, oder ein Kranker, der einem Winter und dem Arzte entgehen will, können keinen lieblicheren, reizenderen Aufenthalt wählen, als die milde Insel Madeira.

### Generalcorrespondenz.

Die Königin von England trägt gewöhnlich ein Armband mit vier Diamanten vom reinsten Wasser, die sämmtlich politischen Personen von hoher Wichtigkeit angehört haben. Der erste war im Besiz der Prinzessin von Wales, der ersten Gemahlin Leopolds von Belgien; der zweite und dritte waren einst das Eigenthum Marie Antoinettes und der letzte glänzte sonst auf der Stirn der unglücklichen Maria Stuart. — Die Königin wird nächstens einen Ball in Costume geben und da man die Zeit der Regierung Ludwigs XV. gewählt hat, welche dargestellt werden soll, so müssen alle dazu eingeladene Herren die Bärte abschneiden. Dadurch kommen die englischen Gardesoffiziere in eine eigenthümliche Lage, da sie weder die Einladung der Königin ausschlagen können, noch auch nach der bestehenden Regel jemals den Schnurbart abschneiden dürfen. Sie werden sich aus dieser schwierigen Lage nicht anders heraus helfen können, als daß sie die Bärte wirklich abschneiden und im Dienst dann so lange falsche Bärte tragen, bis die ächten wieder gewachsen sind. —

Wie weit die Leidenschaft für das Wetten in England gestiegen ist, geht auch daraus hervor, daß kürzlich zwei ganze Garderegimenter in London wetteten, welches am schnellsten laufen könne. Da nun aber unmöglich alle Leute der beiden Regimenter wettlaufen konnten, so wählte jedes einen Stellvertreter, das eine den Corporal Mason, das andere den Soldaten Miller, welcher der größte Mann in der ganzen englischen Armee ist, da er über 7 Fuß mißt. Es war ein Raum von 150 engl. Ellen zu durchlaufen und der Corporal legte die Strecke in sechszehn Secunden zurück. Sein Gegner blieb um drei Yards hinter ihm zurück. Das Merkwürdigste dabei dürfte sein, daß die ganze Mannschaft der beiden Regimenter mit allen Offizieren dem Wettlaufe beiwohnte. —

Nordamerica, jetzt namentlich New-York, besitzt ein ganz eigenthümliches Theater. Man wandelte nämlich ein sehr großes Dampfschiff von 385 Tonnen mit 90 Pferdekraft in ein Schauspielhaus um. Die Bühne ist 42 Fuß breit und 45 Fuß tief; rund herum läuft eine Logenreihe und außerdem giebt es ein Parterre und Parquet, so daß das Ganze recht bequem 1200 Personen fassen kann. Die Beleuchtung geschieht durch tragbares Gas. Der Saal ist in Roth, Weiß und Gold sehr geschmackvoll decorirt und die Decorationen lieferte einer der ausgezeichnetsten Künstler in den Vereinigten Staaten. Auch ein Foyer fehlt nicht; es befindet sich im ersten Stocke und hat einen großen Balcon. In zwei Pavillons an den Ecken hat man zwei Kaffeehäuser, so wie die Wohnungen des Personals der Bühne angebracht. Auf dem Dache ist ein sehr hoher Leuchthurm gebaut, wo fortwährend bengalisches Feuer brennt, so lange eine Vorstellung dauert, damit die Leute in der Umgegend darauf aufmerksam gemacht werden, daß dramatische Vorstellungen gegeben werden. Es hat in America schon längst

schwimmende Theater gegeben, aber sie gehörten dem niedrigsten Range an; das erwähnte, welches „der Tempel der Musen“ heißt, kann sich dagegen mit den besten Theatern messen und soll alle schiffbaren Ströme der Vereinigten Staaten befahren, um vor allen Städten, die keine stehende Bühne haben, Vorstellungen zu geben. In New-York wurde es mit Shakespeares „Hamlet“ eingeweiht. —

Ein Präfect machte eine Rundreise durch seinen Verwaltungsbezirk und kam auch in einer kleinen Stadt an, wo man ihm ein Festessen gab. Er saß zwischen dem Pfarrer und Maire und nach dem Mahle beschloß man, das Theater zu besuchen, da gerade eine wandernde Schauspielertruppe Vorstellungen in dem Städtchen gab. Der Präfect machte sich dabei namentlich den Spaß, seine ganze Beredsamkeit aufzubieten, um den Pfarrer zu vermögen, mit in das Theater zu gehen und er schloß seine Anrede mit den Worten: „Sie sind überwunden, Herr Pfarrer, nicht wahr? Sie begleiten uns. Die Schauspieler sollen gar nicht schlecht sein und sie spielen heute Abend „die Memoiren des Teufels.“ — Als der Geistliche gar nicht mehr wußte, wie er sich vertheidigen konnte, schloß er mit der witzigen, aber schneidenden Bemerkung: „es ist mir verboten, das Theater zu besuchen und ich kann Sie also nicht begleiten. Wenn aber der Herr Präfect mir beichten will, bekomme ich vielleicht eine Vorstellung von dem Stücke.“ — Darauf ließ sich nichts mehr sagen, der Präfect ging und der Pfarrer hatte Ruhe. —

Der witzige Feuilletonist des Siècle, Pierre Durand, giebt einen interessanten Bericht über die Kunstreise, welche Rubini und Liszt mit einander in Deutschland machten. Sie hatten sich in die Bestreitung der Kosten der Reise getheilt und wollten nach Beendigung derselben Abrechnung halten. Rubini bezahlte die Postpferde und die Rechnungen in den Gasthäusern, Liszt dagegen die Concertkosten. Am Ziele der Reise legte Rubini seine Rechnung vor, die eine ansehnliche Summe betrug, wunderte sich aber nicht wenig, als er an der Spitze der Rechnung seines Collegen las: in München, für den Enthusiasmus, 200 Francs. . . Ähnliche Posten fanden sich bei allen Städten, wo Concerte gegeben worden waren, so daß die Gesamtausgabe für den Enthusiasmus sich auf 3000 Gulden belief. — „Darüber wundern Sie sich?“ sagte Liszt. „Sind Sie noch nicht besser in die Kunst eingeweiht, wie man große Erfolge macht? An einem Orte läßt man sich die Pferde vom Wagen spannen, an einem andern Ständchen bringen etc. Wir waren fast immer von einem Volksgebränge begleitet; glauben Sie, daß dies unentgeltlich zu erhalten war? Wenn die Bewunderung laut werden soll, muß man sie bezahlen. Die Ruhmescomödie erfordert Figuranten, Decorationen etc. und das kostet Geld; aber das Geld, das man so aufwendet, trägt reiche Zinsen, da man auf solche Weise die Leute in die Concerte lockt,

welche die Auslagen zwanzigfach ersetzen.“ In unserer Welt, wo alles gekauft wird, Ruhm und Unsterblichkeit, muß man säen, um ernten zu können.“ — Rubini hörte diese Rede still an, bezahlte seinen Theil von den Enthusiasmuskosten, nahm sich aber vor, da er bekanntlich sehr geizig ist, in Zukunft als kein zu reisen und sich mit dem zu begnügen, was man ihm freiwillig an Enthusiasmus darbringe. Deshalb ging er denn auch nach Rußland, weil er wohl wußte, daß er in keinem andern Lande in der Welt mehr unentgeltlich gefeiert werden würde. —

Vor einigen Wochen kam auf dem Rheine bei .. ein spaßhafter Vorfall vor. Die Führer eines Holzstosses sollten verhaftet werden, weil man glaubte, daß sie das Holz, welches sie führten, nicht auf rechtliche Weise erlangt hätten. Gensd'armen hatten das Floß schon mehrere Tage gesucht, als sie es endlich im Dorfe .. bemerkten, wo man angelegt hatte. Man forderte die Leute auf, ans Land zu kommen, da sie sich aber nicht eben beeiferten, der Aufforderung Folge zu leisten, so sprang einer der eifrigsten Gensd'armen selbst auf das Floß, nahm einen der Männer am Kragen und verhaftete ihn im Namen des Gesekes. Der Verhaftete sah ein Beil vor sich liegen; ohne sich lange zu besinnen, ergriff er dasselbe, machte sich von den Händen des Gensd'armen frei und zerhieb mit einem kräftigen Hiebe das Seil, welches das Floß an dem Ufer festhielt. Dadurch wurden auf dem Flosse sofort die Rollen umgetauscht, denn der Gensd'arm war nun der Gefangene der Floßführer geworden. Da das Floß schnell den Fluß hinabschwamm, so sah der unglückliche Gensd'arm bald ein, daß er Abends zehn Stunden weit von seiner Station entfernt sein würde, und weil er entweder eine solche Reise für gefährlich hielt, oder es nicht wagte, ohne Urlaub sich zu entfernen, sprang er muthig in den Fluß, um sich zu retten, und seine Kameraden hatten auch das Glück, ihn an das Ufer zu bringen. Der Delinquent, wenn es einer war, setzte dagegen lachend seine Fahrt fort. —

Die größte Jaspisvase, die man kennt, befindet sich seit kurzem in dem Palaste der Eremitage bei Petersburg. Sie hat 15 Fuß im Durchmesser und wiegt mit ihrem Fußgestell, das ebenfalls von Jaspis ist, 41,898 Pfund. Im Jahre 1829 wurde der Jaspisblock aus dem Berge bei Colitron gebrochen, und 1831 herausgeschafft. Um ihn nach Petersburg zu bringen, brauchte man 550 Bauern; 120, bisweilen 160 Pferde waren nöthig, um die Last zu ziehen. Da man sie nicht über die Brücken bringen konnte, so mußte man sie im Winter über die festgefrorenen Flüsse schaffen. Durch Ausbauer gelang es endlich doch, den Block nach Petersburg zu bringen, wo er in eine außergewöhnlich schöne Vase gearbeitet worden ist. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 24.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Fessuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Burf, der Bürger.

(Fortsetzung.)

„Allan! Ach, daß er nicht da ist, mein Sohn. Wer soll uns nun beistehen? Ach, mein Gott, rette Dich, mein Kind, während es noch Zeit ist. Ich bin alt und schwach und kann die lange Treppe nicht hinuntergehen; wenigstens brauche ich zwei Stunden dazu. Ach, warum ist Allan nicht da! Er ist stark, er würde mich getragen haben; das kannst Du nicht. Geh also allein, während es noch Zeit ist; geh und laß mich hier sterben. Ich bin ja alt und taugte zu nichts mehr auf der Welt; laß mich sterben und rette Dich.“

„Aber, gute Mutter, beruhiget Euch und fasset Muth. Es ist nichts; ich that nicht wohl daran, daß ich Euch erschreckte. Die Spritzenleute würden das Feuer gelöscht haben, ehe Ihr etwas davon erfahren hättet. Da,“ setzte sie hinzu, indem sie der alten Frau einige Sachen gab, „versucht Euch anzuziehen ohne mich, ich will an das Fenster treten und zusehen, wie es steht.“

Die arme Martha blieb schauernd, mit stierem Blick und todtenbleich an ihrem Bette stehen. Sie war nicht im Stande sich zu bewegen, ja sie konnte fast kein Wort sprechen. Nelly gab ihr ihre Kleidungsstücke in die Hand und trieb sie an, sich anzukleiden, damit sie sich nicht erkälte; aber das sagte sie nur so, sie wünschte, daß die alte Frau für jeden Fall bereit sei, die Wohnung zu verlassen.

„Seid ruhig,“ sagte sie zu ihr; „ich komme sogleich wieder.“ Und Nelly eilte an das Fenster in der Wohnstube.

Als sie in die Stube trat, erreichte ihr Entsetzen den höchsten Gipfel. Ein greller Lichtschein fiel auf die Wände von den Häusern auf der andern Seite der Straße. Die Feuersbrunst hatte während des kurzen Gesprächs Nellys und Marthas entsetzlich um sich gegriffen. Die Flamen schlugen aus allen Fenstern des brennenden Stockwerkes heraus und leckten wie gierige Zungen umher. Die Scheiben der darüber befindlichen Fenster zersprangen klirrend, ehe das Feuer sie noch erreicht hatte; das Holz schwärzte sich, fing an zu rauchen und brannte bald ebenfalls. Nach wenigen Minuten stand das dritte Stockwerk in Flammen wie das zweite.

Es konnte nicht sogleich Hilfe kommen und bei der Heftigkeit des Brandes mußte das ganze Gebäude in Flammen stehen, ehe die Spritzenleute nur Kenntniß von der Gefahr erhielten.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des brennenden Hauses aufgestoßen und einige halbkleidete Personen, die theils Meubles, theils Koffer oder Säcke wahrscheinlich mit ihren werthvollsten Besitztümern trugen, fast nackte Frauen mit Kindern auf den Armen oder Kinder vor sich her treibend, stürzten unter lautem Jammer auf die Straße heraus. Gleichzeitig wurden aus den Fenstern der obern Stockwerke Meubles an Seilen heruntergelassen, andere, die mit Ma-

tragen oder Decken umhüllt waren, auf das Pflaster heruntergeworfen, wo sie im Aufschlagen zersprangen. An jedem Fenster in den Nachbarhäusern zeigten sich ängstliche Gesichter, welche das grelle Licht der Flammen schauerlich beleuchtete.

In der kurzen Zeit, welche Nelly an dem Fenster verbrachte, war das Feuer, dem jetzt der Wind noch zu Hilfe kam, aus dem zweiten Stockwerke des Hauses, in welchem es ausgekommen, zu dem zweiten Stockwerke des anstoßenden übergesprungen und wenn nicht schnell Hilfe kam, mußte offenbar auch dieses Haus eine Beute der Flammen werden.

Nelly brauchte nur einen Blick auf den Schauplatz des Entsetzens zu werfen, um die ganze Größe der drohenden Gefahr zu erkennen. Sie schloß also eilig das Fenster wieder, damit wenigstens die Funken, welche umherflogen, nicht hereindrängen; dann kehrte sie zu der alten Martha zurück, die sie fast besinnungslos und in gänzlicher Ermattung fand.

„Wie, meine Tochter,“ sagte sie zu Nelly, „Du bist nicht entflohen, wie ich es Dir geboten habe? Du gehorchst mir nicht mehr? Ich glaubte, Du wärest bereits in Sicherheit, und war wieder ruhiger geworden. Willst Du denn mit mir sterben? Vergißt Du meinen Sohn, Allan, der nun nur Dich noch haben wird? Sieh, das Haus fängt an zu brennen,“ und sie zeigte auf die Mauern in dem kleinen Hofe, die gewöhnlich so dunkel waren, jetzt aber durch den Flammenschein hell erleuchtet wurden. „Rette Dich, meine Tochter, rette Dich! Laß mich hier, ich will es. Geh und laß mich sterben.“

„Nein, nein, Mutter; kommt, wir können noch hinunter kommen.“ Und sie reichte der Alten wiederum das Kleid hin, das sie unwillkürlich auch anzog.

„Mein armes Kind, was thust Du? Fliehe! Wo ist Allan? Warum hat er uns verlassen? Allan! Allan! Komm und trage mich fort!“

„Beruhiget Euch, Mutter, ich beschwöre Euch,“ entgegnete Nelly, die im höchsten Grade über die zunehmende Geisteschwäche der Alten erschrak und ihren ganzen Muth zusammennehmen mußte, um nicht selbst den Kopf zu verlieren. „Seid ruhig und laßt mich machen.“ Und sie kleidete die Alte an. „Ihr werdet bald bereit sein und wir versuchen dann mit einander hinunterzukommen. . . Noch den Strumpf. . . und nun die Schuhe. . . Ich halte Euch. . . Ach, daß ich nicht stärker bin, daß ich nicht die Arme Allans habe, um Euch zu tragen! . . So. . . nun den Shawl!“

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre der beiden Frauen geklopft. Nelly ließ Martha allein und eilte an die Thüre, denn sie glaubte fest, Allan sei gekommen. Sie öffnete die Thüre, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie nicht Allan, sondern einen ihrer Nachbarn, den alten John Kirkpatrick, einen Gelehrten, erkannte, der als solcher in dem neunten Stockwerke, nahe am Dache, wohnte. Der gute Mann war früher Professor an der Universität zu Edinburg gewesen, hatte aber, als er alt geworden, Jüngern Platz machen müssen und lebte nun sehr bescheiden als zur Ruhe gesetzter Professor. Er wohnte schon lange in dem Hause und kannte die beiden Frauen; jetzt kam er, um sie von der Gefahr zu benachrichtigen. Er stand da vor der Thüre und wußte nicht, ob er hineingehen oder weiter fliehen sollte, so daß Nelly endlich sagte: „Kommen Sie oder gehen Sie!“ — In demselben Augenblicke hörte sie ein Geräusch in der Nähe der Treppe und als sie dahin sah, erblickte sie einen Mann, der, so viel sie wußte, nicht in dem Hause wohnte, den sie aber schon irgendwo gesehen hatte. Als dieser Mann merkte, daß die Thüre offen war und Nelly mit einem andern Manne sprach, zog er sich schnell zurück und verschwand im Dunkel der Treppe.

Nelly war zu sehr mit andern Gedanken beschäftigt, als daß sie über diesen Umstand hätte nachdenken können; sie fragte vielmehr ungeduldig den Gelehrten:

„Kommen Sie mit herein, Herr Kirkpatrick?“

„Ich werde mit eintreten,“ antwortete der Mann mit einer unter den Umständen außerordentlichen Ruhe.

Nelly ging also mit ihm hinein und sagte zu der alten Martha:

„Herr Kirkpatrick kommt.“

„Ach, es ist nicht Allan? Allan hätte uns retten können; was will ein alter Mann hier? Will er uns sterben sehen oder mit uns sterben?“

Kirkpatrick machte große Augen.

„Was reden Sie vom Sterben?“ fragte er die Nachbarin.

„Steht nicht das Haus in Flammen? Werden wir nicht verbrennen?“

„Nein, Gott sei Dank! wir werden nicht verbrennen. Es brennt zwar in der Highstreet, aber nach meiner Berechnung hat es keine Gefahr, namentlich für uns.“

„Wirklich?“

Die arme Martha klammerte sich fest an diese Hoffnung an.

„Ja, nach meinen Berechnungen hat es keine Gefahr. Zuerst stößt unser Haus nicht an das, welches brennt.“

„Das Feuer ergreift aber das, an welches das unserige stößt,“ entgegnete Nelly, die dies Mal dem Gelehrten einen Grund entgegenzusetzen wagte.

„Das ist wohl möglich, aber wir haben den Wind für uns.“

„Gleichwohl nähern sich die Flammen. Hören Sie? Unsere Fensterscheiben fangen an zu springen.“

„Das ist unmöglich! Wenn dieses Haus in Brand gerieth, geschähe es in Widerspruch mit allen Regeln der Pyrologie, d. h. im Widerspruch mit den Gesetzen des Verbrennens.“

„Sie sehen aber, der Rauch dringt schon herein.“

„Beruhigen Sie sich, mein Kind; ich habe an alles gedacht und meine Berechnungen beschränken sich nicht auf die eine Seite der Sache; außer andern Gründen steht auch die Wahrscheinlichkeit der Vermuthung entgegen, daß dieses Haus in Brand gerathe. Man kennt kein Beispiel, daß zwei ansehnliche Feuersbrünste in einem Jahre unsere Stadt heimsuchten und das Feuer im letzten Juni ist für mich eine bessere Bürgschaft als alle Spritzen . . .“

Der Gelehrte sprach noch, als stark an die verschlossene Thüre geschlagen wurde. „Rettet Euch! Rettet Euch!“ rief man draußen. „Das Feuer ergreift das Haus; im nächsten Augenblicke wird es die Treppe erreicht haben; rettet Euch!“

Nachbarn, die entflohen, forderten so die beiden Frauen auf, an ihre Rettung zu denken.

„Es ist seltsam,“ fuhr der Gelehrte fort; „physikalische und Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen gegen die Annahme, daß das Haus in Brand gerathen werde; es giebt freilich Ereignisse, die alle Berechnungen umstoßen . . .“

Der alte Gelehrte hätte noch lange sprechen können, denn Nelly hatte ihn in ihrer Angst mit Martha allein gelassen, die mit stierem Blick auf dem Bette saß und die Reden des Nachbarn Kirkpatrick anhörte, ohne sie zu verstehen.

In dem Augenblicke, als die Nachbarn an die Thüre geklopft hatten, war Nelly wiederum an das Fenster getreten. Sie sah da die Flamme schon an dem Fenster des zweiten Stockes des Hauses brennen, das sie bewohnte; aber merkwürdiger Weise hatte der Brand des Hauses, welches an das erste stieß, nur

geringe Fortschritte gemacht, und das Feuer, welches in dem zweiten Stockwerke ihres Hauses in einem lange unbewohnten Zimmer ausgebrochen war, konnte mit der ersten Feuersbrunst gar nicht zusammenhängen. Aber das Haus brannte und Nelly suchte sich nicht zu erklären, auf welche Weise dieses Unglück habe entstehen können.

„Ihr Heiligen des Himmels, das Feuer ist hier!“ rief sie aus, indem sie wieder in die Stube stürzte. „Hören Sie, Herr Kirkpatrick? Hören Sie? das Haus brennt. Retten Sie sich und helfen Sie mir meine Mutter retten.“

„Ja,“ sagte der Gelehrte, „ich will nur erst einige werthvolle Manuscripte, die ich oben habe, in Sicherheit bringen, dann stehe ich zu Diensten. Fürchten Sie sich nicht, das Haus kann wirklich nicht brennen, denn es wäre gegen alle Regeln und Gesetze.“

Nelly trieb ihn mit Gewalt hinaus und er eilte in seine Wohnung hinauf, da er nur an seine Manuscripte dachte. Als er sich entfernt hatte, suchte Nelly die alte Martha aus der Erstarrung zu reißen und nach der Thüre hin zu ziehen; aber ihre Kräfte verließen sie bald und Martha blieb kalt und unbeweglich am Boden liegen.

„Allan, Allan, mein Sohn . . . komm und hilf uns!“ Das waren die einzigen Worte, welche über die Lippen der armen unglücklichen Frau kamen.

„Allan, Allan, mein Bräutigam . . . lebe wohl auf ewig!“ rief Nelly auf ihren Knien, indem sie die Hände gen Himmel hob, fest entschlossen, neben ihrer Wohlthäterin zu sterben.

Allan kam nicht. Der Rauch wurde dichter und dichter, die Flammen prasselten stärker und stärker; gleichwohl verlor Nelly den Muth noch nicht ganz; sie stand nochmals auf und lief an die Thüre nach der Treppe, die sie öffnete, um aus Leibeskräften nach Hilfe zu rufen; aber die Treppe war bereits voll von Rauch und unten fing sie schon an zu brennen. Da schloß Nelly die Thüre wieder, eilte dann zu ihrer Mutter, zog sie an das Fenster, das auf die Straße ging, neigte sich aus demselben hinaus und schrie:

„Hilfe! Hilfe! Rettet uns!“

Sie hoffte, daß man sie höre, daß man sie sehe und daß man ihnen mittelst Leitern noch Beistand leisten könnte.

„Hilfe! Hilfe! Rettet uns, wir verbrennen lebendig!“ rief sie von neuem und die alte Martha ver-

suchte auch zu schreien, aber ihre Stimmen wurden durch den immer-zunehmenden Lärm übertönt.

„Hilfe! Hilfe!“ rief Nelly ununterbrochen.

S.

Was that der junge Fischer, während seine Mutter und Braut in so großer Gefahr schwebten? Er lief wie ein gejagter Hirsch auf dem Wege dahin, der von New Haven nach Edinburg führt. Je näher er der Stadt kam, um so deutlicher erkannte er die Stelle, wo das Feuer wüthete und schon konnte er nicht mehr zweifeln, daß auch das Haus, in welchem seine Mutter und seine Nelly wohnten, eine Beute der Flammen sei. Mehr als ein Mal verging ihm bei dem schnellen Laufe der Athem und er mußte stehen bleiben. Er konnte dann das ganze grausige Bild überschauen, das die brennende Stadt gewährte. Allan war nicht schwach und doch wäre er beinahe ohnmächtig geworden, als er so um sich blickte.

„Mein Gott, erhalte mir die Kräfte!“ betete er, denn er fürchtete, nicht mehr zeitig genug anzukommen, und ohne länger zu zögern, stürzte er wie ein Wahnsinniger durch die Menge hindurch nach der Brandstätte zu durch die engen steilen Gäßchen hin, die nach der Highstreet führen.

Als er am Eingange eines dieser Gäßchen erschien, rief ihn eine Schildwache mit vorgehaltenem Gewehre an: „Der Weg ist verboten!“

„Verboten? Und meine Mutter und Nelly warten auf mich und verbrennen vielleicht!“ Ohne auf die Antwort des Soldaten zu warten, drang Allan weiter und kam an den andern Ausgang des Gäßchens, das voll von Menschen war. „Platz! Platz!“ rief der Fischer, der Alles bei Seite schob, was ihn aufhielt und endlich in die Straße gelangte.

Das Schauspiel, das sich ihm hier darbot, war entsetzlich.

In diesem Theile der Highstreet wüthete der Brand erst seit kurzem und der Sieg wurde ihm noch bestritten. Der Boden war mit zerbrochenen Meubles bestreut, welche man aus den Häusern warf, die bisher von den Flammen noch nicht ergriffen waren. Weiter hin aber, nach Canongate zu, erhielt das Schauspiel einen schrecklicheren Character. Hier hatten die Flammen den Sieg bereits gewonnen und die Menschen konnten ihnen das Schlachtfeld kaum streitig machen. Sie verschlangen alles, was brennbar war und verbreiteten sich ungestüm in dem leeren Raume, von einem

Siebel zum andern, von einem Hause zum andern, während die Menschen, die zu retten und zu löschen suchten, Dämonen glichen, die in dieser Hölle lebten. Die Unglücklichen, welche der Brand aus den Häusern vertrieben, waren fast nackt, denn sie hatten kaum Zeit gehabt zu fliehen. Männer, Weiber und Kinder erfüllten die Straße; einige wehklagten laut und raufeten sich in Verzweiflung die Haare aus, während andere in düsterm Schweigen dastanden, die Arme über der Brust gekreuzt und wie stumpfsinnig ihre Habs von den Flammen verzehren sahen.

Allan wurde von Grauen erfaßt, als seine Augen dieses Schauspiel erblickten, und sein Herz klopfte so stark, als wollte es die Rippen zerschlagen; aber er ließ sich nicht übermannen und die drohende Nähe der Gefahr belebte sogar seine Kräfte. Zwar umleckten die Flammen bereits das Haus seiner Mutter, aber es stand nicht mitten in dem Feuermeere, dessen glühende Wellen der Wind die Straße abwärts trieb. Noch also war zu hoffen.

Allan gelangte endlich vor das Haus seiner Mutter. Die Flammen schlugen aus den meisten Fenstern der untern Stockwerke heraus, die obern aber, von dem an, welches seine Mutter und Nelly bewohnten, waren bis jetzt noch unversehrt. An einem Fenster dieser Wohnung glaubte Allan eine Gestalt zu bemerken, welche die Arme nach ihm ausstreckte. Zwar konnte er die Gestalt nicht deutlich erkennen, aber ein Hilferuf, ein Schrei der Verzweiflung drang zu seinem Ohr und Allan errieth die Stimme Nellys. Sie, die Geliebte, lebte also noch, auch seine Mutter lebte noch, aber die Gefahr war groß. Und wie sollte er sie retten? Er stürzte tollkühn in das Gäßchen hinein, das bereits die Flammen erfüllten und gelangte bis zu dem Hauseingange; aber — die Treppe stand bereits in Flammen. Die Hitze, welche dieses Blutmeer verbreitete, trieb ihn zurück und voll Verzweiflung stand er wieder auf der Straße vor dem Hause. Die Flammen leuchteten jetzt heller als je; er konnte am Fenster seine Mutter und Nelly sehen, welche die Arme nach ihm ausbreiteten; er sah sie und konnte ihnen keine Hilfe bringen.

Auch Nelly hatte ihren Geliebten erkannt und zu der Mutter gesagt: „Allan ist da.“ Dieser Name hatte die Alte aus der Betäubung geweckt, denn nun hoffte sie wieder; ihr Allan war ja da.

Aber eine Entfernung von fast siebenzig Fuß, eine schreckliche Entfernung für den, welcher die Gefahr kaltblütig maß, trennte die beiden unglücklichen Frauen

die sich weit aus dem Fenster herauslegten, von dem Sohne und Geliebten, von diesem Allan, dessen Anwesenheit schon ihr Leben gleichsam verdoppelte. Allan erkannte sie jetzt so deutlich als wäre er neben ihnen, denn die Flammen leckten links und rechts von ihnen bis fast zu ihnen hinauf; er erkannte ihr Lächeln, er verstand, daß sie hofften, auf ihn hofften und um so schwerer fiel es ihm auf's Herz, daß er ihnen nicht beistehen könnte. Er rang verzweiflungsvoll die Hände.

Das Geschrei der beiden Frauen hatte die Aufmerksamkeit auch anderer Personen erregt; es sammelte sich eine ansehnliche Volksmenge vor dem Hause und alle Männer überlegten, wie den Unglücklichen wohl Hilfe zu bringen sei. Leider führte die Berathung zu keinem Resultate, wie viele Vorschläge auch gemacht wurden. Die längsten Leitern, die man hatte, reichten höchstens bis in das fünfte Stockwerk. Allan erhielt wieder Muth, fast Hoffnung, als er sah, daß so viele Leute seinen Bestrebungen sich anschlossen. Durch starke Stricke hatte man mehrere Leitern fest zusammengebunden, so daß sie endlich bis zu den beiden Frauen hinaufreichten; aber bei dieser Länge schwankten sie, die Flammen schlugen an sie und sie konnten in Brand gerathen, ehe die Rettung vollzogen war.

In diesem Augenblicke kam auch der alte Dchonchar Mac Alpin heran und er wußte sogleich einen guten Rath anzugeben. In der Nähe, vor einem Hause, das von den Flammen noch nicht ergriffen war, lagen große, fast funfzig Fuß lange Baumstämme. Zwei dieser Baumstämme wurden fest zusammengebunden und an die Stämme legte man die früher zusammengebundenen Leitern, so daß dieselben nicht mehr schwankten. Aus Vorsorge ließ Dchonchar die Stricke noch durchnässen, damit sie nicht leicht in Brand geriethen und die Knoten sich überdies fester anziehen ließen.

Kaum war die Leiter angelegt, als Allan auch schon daran hinaufflieg. Nach wenigen Minuten hatte er das Fenster seiner Mutter erreicht.

„Es war die höchste Zeit,“ sagte Nelly zu ihm, die ihm innig die Hand drückte, „die Flammen fangen bereits an den Fußboden unter uns zu ergreifen.“

„Steige zuerst hinunter, meine Tochter,“ sagte Martha, „Allan holt mich später.“

„Nein, nein, Mutter, steigt Ihr zuerst,“ antwortete Nelly; „ich warte und wenn die Gefahr zu groß wird, kann ich auch allein hinuntersteigen.“

„Liebe Mutter! Meine Nelly,“ rief ihnen Allan zu, „eilt! eilt! Der Fußboden kann einstürzen.“ Lei-

der konnte er Beide nicht auf einmal hinuntertragen. Mit einem Male faßte er seine Mutter, und wendete den Blick ab, als wolle er den Augen Nellys ausweichen. „Mutter, komm!“ rief er und zog sie auf die Leiter.

Von unten rief man unterdeß: „eilt! eilt! Die Leiter wird anbrennen! Sie brennt schon!“ Allan hielt sich mit der einen Hand an die Leiter an, während er in dem andern Arme seine Mutter trug und stieg so schnell durch die Flammen und Rauchwolken hindurch, die ihn von allen Seiten umgaben. Kaum hatte sein Fuß den Boden erreicht, kaum hatte er die alte Mutter den Armen des alten Dchonchar übergeben, als ein Schrei, ein Schrei des Entsetzens, den die ganze Menge gleichzeitig ausstieß, ihn mit Grauen und Entsetzen erfüllte.

„Sie ist verloren! Sie ist verloren!“ riefen die Leute.

Der junge Fischer blickte mit unsäglichlicher Verzweiflung nach dem Fenster hinauf und sah Nelly nicht mehr. Sie war mit einem Male verschwunden.

Gleichwohl verlor Allan noch nicht alle Kraft, nicht allen Muth und trotz den Abmahnungen der Leute, die ihn zurückhalten wollten, trotzdem daß mehrere bereits verkohlte Leitersprossen unter seinen Füßen brachen, drang er nochmals bis zu dem Fenster hinauf, durch das er, wie ein Unsinniger, hineinsprang.

In diesem Augenblicke brach auch die Leiter zusammen. Wenn Allan noch lebte, war ihm jeder Rückweg abgeschnitten. Es herrschte eine grauenvolle Stille unter dem versammelten Volke.

„Armer Allan!“ rief da der alte Dchonchar Mac Alpin aus, indem er eine Thräne aus seinen Augen wischte, die einzige, die er seit langen Jahren vergossen hatte.

Die unglückliche Mutter wurde halb todt in ein Haus in der Nähe gebracht.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Ein Novellenstoff.) Vor einigen Jahren befanden sich in dem Krankenhause des Dr. Clarke in der Nähe von London ein Mann von sechszig und ein Jüngling von sechszehn bis zwanzig Jahren, denen man an der braunen Gesichtsfarbe, an den schwarzen Augen, den dicken Brauen und den scharfen Zügen die südliche Abkunft ansah. Nur der Arzt kannte ihre

Namen. Der Jüngling war geisteskrank, stierte jeden Tag mehrere Stunden lang vor sich hin, rief dann mit einem herzzerreißenden Schrei aus: „Gnade!“ und sank ohnmächtig in die Arme des alten Mannes, der sein Vater war und ihn pflegte. Alle Kranken des Hauses nahmen ihr Mittagsmahl gemeinschaftlich ein und eines Tages erschien an dem Tische ein neuer Gast, ein hagerer dürrer Mann mit langem braunem Gesicht, der im Knopfloche zwei portugiesische Orden trug. Die beiden Fremden namentlich beobachteten ihn unverwandt und der ältere fragte endlich nach dem Namen desselben. „Es ist ein Portugiese, der Herzog von Ribeiro, der an einer Herzkrankheit leidet,“ antwortete man ihm. Bei diesem Namen fuhr der junge Geistesranke auf, ergriff ein Messer und stürzte sich damit auf den Fremden. Aber ehe er denselben verwunden konnte, verließen ihn die Kräfte, das Messer entsank seiner Hand, ein Blutstrom drang aus seinem Munde und nach kurzer Zeit war er todt. Der Vater faßte den Arm des Fremden, sah ihn an und sprach im Tone des Hasses und der Verzweiflung: „Unglückseliger, mußtest Du mir auch den zweiten Sohn rauben!“ —

Bekanntlich brach am 20. August 1820 in Oporto eine Revolution aus, worauf eine Constitution proclamirt wurde. Auf die Nachricht davon kam Johann VI. von Portugal aus Brasilien zurück und es erfolgte 1823 eine Contrerevolution, welche die Urheber der Constitution wie diese selbst beseitigte. Der Marquis von Oliveira entging der Reaction und zog sich mit seiner Familie auf das Land zurück. Sein älterer Sohn, Jacinto, studirte in Coimbra, nahm an dem Aufstande der Liberalen Theil, der gewaltsam unterdrückt wurde, und fiel mit einigen Andern in die Hände der königlichen Truppen. Es wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Rebellen richten sollte und trotz der hohen Stellung Oliveiras erwartete man keine Begnadigung Jacintos, da der Vorsitzende jener Commission, der Herzog von Ribeiro, der Todfeind der Familie Oliveira war. Jacinto wurde wirklich verurtheilt, nebst drei seiner Mitschuldigen erschossen zu werden. Da eilte die Mutter des Unglücklichen mit ihrem zweiten Sohne, dem dreizehnjährigen Manoel, nach Lissabon, um die Königin Dona Carlota (die Mutter Don Miguels) um Gnade zu bitten. Der kleine Manoel sollte sich an die Kapelle von Bemposta stellen und vor der Königin, sobald dieselbe erscheine, auf die Knie sinken. Es geschah also und die Königin fragte: „was will dieser Knabe von mir?“

„Gnade, Gnade für meinen Bruder,“ sprach Manoel, „für den ältern Sohn des Marquis von Oliveira, der zum Tode verurtheilt ist.“

Die Königin sah überrascht den sie begleitenden Herzog von Ribeiro an, der ihr zuflüsterte: „es giebt unabweisliche Nothwendigkeiten,“ worauf sie Manoel nach dem Alter seines Bruders fragte.

„Jacinto wird erst 17 Jahre alt,“ stammelte das Kind.

„Um so besser,“ entgegnete Dona Carlota, „so kommt er um so schneller und sicherer in den Himmel.“

Diese Worte sind vollkommen historisch. Wer würde sie zu erfinden wagen, wenn sie es nicht wären? Die Königin verzweigte aber nicht bloß die Begnadigung, sie befahl auch, daß Manoel seinen Bruder auf den Richtplatz begleite und Zeuge der Hinrichtung sei. Als der alte Oliveira dies erfuhr, gab er die Antwort, die eines alten Römers würdig gewesen wäre: „man erspart mir dadurch eine Sorge; ich selbst würde den Knaben hingeführt haben.“

Am 26. September 1823 erfolgte die Hinrichtung und der kleine Manoel wankte zwischen den gekreuzten Gewehren von vier Soldaten seinem Bruder nach, den der Muth keinen Augenblick verließ. Als aber die Schüsse knallten, als Jacinto unter den Kugeln zusammenbrach, zuckte Manoel empor, wie von einem elektrischen Schlage getroffen; er stierte auf den blutigen Leichnam seines Bruders und wies mit grausigem Lachen auf denselben, denn das Kind war — wahnsinnig geworden.

Die Mutter Jacinto's konnte das entsetzliche Elend ihrer Familie nicht ertragen; einen Monat nach ihrem Jacinto starb sie und während ihres Krankentagers wendete sie nicht ein Mal die Augen von dem Bilde ihres armen Märtyrers ab, wie sie ihren Sohn Jacinto nannte.

Der Marquis von Oliveira reisete in Europa umher und suchte Hilfe für den einzigen Sohn, der ihm geblieben war, bei allen berühmten Aerzten, bis er sich endlich nach England begab und seinen Sohn der Pflege des Doctor Clarke übergab, wo der Jüngling so unerwartet, wie wir erzählten, seinen Tod finden sollte. Von dem alten Marquis hat man seitdem nie wieder etwas gehört. — Die Mutter Don Miguels aber, Dona Carlota von Portugal, starb am 7. Januar 1830 sanft und fromm in dem Palaste zu Bemposta!

(Kranichliebe und Kranichtreue.) Wenn man sagen wollte, der Kranich zeichne sich durch Bierlichkeit und Klugheit aus, so würde man lügen; er kann mit seinen Stelzbeinen und dem langen Schnabel sicherlich auf Armuth keinen Anspruch machen. Auch ist er nicht pfliffig wie der Fuchs, nicht dankbar wie der Löwe des Androcles, nicht treu wie der Hund, nicht wachsam wie die Gans vom Capitol; oder er ist vielleicht alles dies, nur weiß man es nicht, weil seine Heldenthaten und Tugenden bis jetzt unbekannt geblieben sind. Hat doch sogar Lafontaine dem Kraniche nicht eine Fabel gewidmet, und gleichwohl hat der Kranich ein liebendes treues Herz.

In dem Jardin des Plantes in Paris befanden sich zwei Kraniche, die einander zärtlich liebten. Der Herr Kranich starb und die Frau Kranich grämte sich fast zu Tode. Als sie sich allein sah, getrennt von dem Freunde, der sie nie verlassen hatte, wurde sie so traurig, daß sie ein wahres Bild des Jammers war. Sie fraß nicht mehr, sie schlief nicht mehr, sie gab nur immer wehklagende Töne von sich. Der Wärter bot alles auf, um die betrübte Wittwe zu trösten, vergebens; sie

war lebensfatt, magerte von Tage zu Tage ab und kam dem Tode näher und näher. Endlich kam der Wärter auf einen klugen Einfall: er stellte einen Spiegel in das Häuschen des Kranichweibchens und als dieses darin sich selbst sah, glaubte es darin den verlorenen Lebensgefährten wieder zu sehen. Dieser Anblick richtete ihren Lebensmuth wieder auf, sie fing von neuem an Nahrung zu sich zu nehmen, steht den ganzen Tag vor dem Spiegel und versetzt sich so in die glückliche Zeit, wo glückliche Liebe sie nichts weiter wünschen ließ.

(Die Liebe in Livrée.) Bei dem Wettrennen in Chantilly, bei welchem viel gewettet wird, wie es bekanntlich bei ähnlichen Gelegenheiten in England geschieht, verlor der Graf von G. durch eine Wette einen Hut an die Fürstin von G. Noch denselben Abend bemühte sich der gallante Graf, eine Modenhändlerin ausfindig zu machen, kaufte den elegantesten Hut und schickte ihn sofort an die Fürstin. Diese aber wurde hochzürnt bei dem Anblicke des häßlichen kleinstädtischen Hutes und als der Graf kurz darauf bei ihr erschien, wurde er barsch abgewiesen. Sie weigerte sich bestimmt ihn zu sehen. Der Graf war untröstlich, faßte aber sogleich einen heldenmüthigen Entschluß. Schon am andern Tage Mittags wurde der Fürstin, die sich noch in Chantilly befand, der Bote ihrer Modenhändlerin aus Paris gemeldet. Sie wunderte sich, denn sie hatte nichts bestellt. Sehen konnte sie aber doch, was man ihr sandte und so wurde der Bote eingelassen. Die Diener der großen Modenhändler in Paris tragen seit einiger Zeit sehr elegante Livrées und auch der Bote erschien in solcher. Die Fürstin bewunderte die Hüte und prächtigen Neuigkeiten, weigerte sich aber trotzdem etwas zu kaufen. Der Diener in Livrée versicherte darauf, es werde der Frau Fürstin alles als Bezahlung der Wette gesandt, die sie am vorigen Tage gewonnen. Sie sah darauf den Diener verwundert an und erkannte nun erst in demselben den Grafen von G. selbst, der diese Verkleidung gewählt hatte, um bei der Fürstin wieder vorgelassen und von ihr zu Gnaden aufgenommen zu werden. Die Fürstin konnte denn auch solcher Ritterlichkeit nicht widerstehen und die Versöhnung folgte auf der Stelle.

### Generalcorrespondenz.

In Paris hat sich eine Actiengesellschaft gebildet, welche auf die Zeitungsannoncen speculirt. Sie hat mit drei großen Pariser Zeitungen (Debat, Constitut. und Presse) Verträge auf 15 Jahre geschlossen und zahlt jährlich an ein jedes dieser Journale 300,000 Frs. nebst der Hälfte des Reingewinnes. — Uebrigens hat man in Paris schon wieder ein neues Mittel erfunden, die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen, da dieses selbst die riesenhaftesten Anschlagzettel nicht mehr beachtet.

Man bringt nämlich in den Trottoirs klastergroße schöne Marmorplatten an, auf denen sich die Empfehlungen befinden, welche man unter die Leute bringen will. —

Ein englisches Blatt erzählt eine seltsame Anekdote von dem bekannten General Napier, welcher Scinde in Indien für England eroberte. In der Nacht nach der Hauptschlacht ließ er sein Heer ins Lager rücken, ehe er sich aber selbst zur Ruhe begab, ritt er auf das Schlachtfeld, unter den Leichen und Sterbenden umher, streckte die Hände zum Himmel empor und fragte sich selbst laut: „Bin ich an diesem Blutvergießen Schuld?“ — Sein Gewissen antwortete: „Nein,“ er begab sich also zur Ruhe und schlief so fest, daß ihm am andern Morgen ein Adjutant, als falscher Lärm im Lager entstand, das Bett wegziehen mußte, um ihn zu wecken. —

Die neapolitanischen Zeitungen sprechen mit der größten Bewunderung von „Florinda von Algisiras“, einer Tragödie von Giacinto del Sivo, die sich eben so durch dramatisches Interesse, als durch kräftige schöne Sprache auszeichnen soll, so daß es einstimmig heißt, die italienische Bühne habe einen neuen Alfieri gefunden. —

Neben dem Zwerge „General Tom Thumb“ macht in Paris jetzt eine Anzahl Towsays-Indianer Aufsehen. Diese Wilden führen seltsame Namen, wie „die weiße Wolke“, „der gehende Regen“, „Dickbein“, „der kleine Wolf“, der „große Käufer“ etc. Der erstere ist der Anführer, aber gar kein Held; der zweite dagegen ist ein gewaltiger Kriegermann, da er dreißig Feldzüge mitgemacht und funfzehn Feinden die Kopfhaut abgezogen hat. Dickfuß ist der Zauberer, der Arzt, das Facetotum der ganzen Gesellschaft. Am Halse trägt er fortwährend einen Sack mit Zaubermitteln und einen Menschenfinger, den er einem Feinde abgeschnitten und getrocknet hat. Auf der Ueberfahrt von Amerika nach Frankreich hatte er Gelegenheit, seine Talente zu zeigen. Das Schiff, auf welchem sich die Gesellschaft befand, wurde von Windstille befallen und der Häuptling befahl demnach dem Zauberer, sofort Wind zu machen. Dickfuß warf zuerst einige Hände voll Tabak in das Meer, um sich dasselbe günstig zu stimmen, worauf er seine Zaubersprüche begann. Der Zufall wollte, daß sich kurz nachher der Wind erhob und die Indianer sind fest davon überzeugt, daß dieser Wind durch ihren Zauberer gemacht wurde. — Der „große Käufer“ zeichnet sich dadurch aus, daß er den ganzen Tag sitzt, als sei er vom vielen Laufen müde. Eine Merkwürdigkeit bei diesen Indianern ist, daß sie auch einen Orden haben und zwar einen Aniebandorden, wie in England. Er ist mit Perlen gespickt und es darf ihn Niemand tragen, der nicht wenigstens einen Menschen umgebracht hat. —

In England will man mit einem Male hinter eine Wirkung der Eisenbahnen gekommen sein, die Niemand erwartet hat. Man behauptet nämlich, sie hätten eine bedeutende Veränderung in dem gewöhnlichen Zustande der Atmosphäre hervorgebracht, indem sie die Vertheilung der Electricität in einem weiten Raume erleichterten. Es soll, seit England so viele

Eisenbahnen hat, dort nicht halb so viel geregnet haben, als sonst. Daß wir in Deutschland noch nicht zu viele Eisenbahnen haben, beweist uns der Mai, in dem es fast nicht aufhörte zu regnen. —

Der kühnste Plan zu einer Eisenbahn, der jemals entworfen worden ist, rührt von dem englischen Ingenieur Stephenson her, der mittels eines in der Luft schwebenden Tunnels über die Meerenge von Menai (Cheshire) fahren will. Dieser Tunnel, eine eiserne Röhre, soll von Ketten getragen werden wie eine Hängebrücke, 25 F. breit und 15 F. hoch sein und wie ein eisernes Schiff aus starken Eisenplatten zusammengesetzt werden. Da die Eisenbahn übrigens ein doppeltes Gleis haben soll, so will man auch zwei solcher eiserner Tunnel neben einander anbringen. — Der Zweck, den man dabei verfolgt, ist, über die Meerenge mittelst einer Eisenbahn zu kommen, ohne die Schifffahrt zu verhindern. —

Es wettete kürzlich Jemand, im gewöhnlichen Schritte über eine Brücke zu gehen, ohne Brückengeld zu zahlen und gewann sie. Es war fast Mitternacht. Der Brückengelbeinnehmer sah Jemand rasch vorübergehen, ohne zu bezahlen, rief und lief nach. Da erkannte er einen Mann, den Schluchzen fast ersticke, über dessen Gesicht die bittersten Thränen flossen und der eben in Verzweiflung an das Brückengeländer trat, als wolle er sich hinunterstürzen und seinem Leben ein Ende machen. Der alte Brückengelbeinnehmer vergaß seine Paar Pfennige, trat zu dem Manne, redete ihn an und suchte ihm Trost einzusprechen; aber der Unglückliche wollte durchaus sterben. Halb mit Gewalt ließ er sich endlich an das entgegengesetzte Ende der Brücke ziehen, wo ihn der Einnehmer verließ, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen hatte, dem beabsichtigten Verbrechen zu entsagen. Kaum hatte der Unbekannte einige Schritte weiter gethan, als er seinen Retter rief, der ihn zu seiner großen Verwunderung laut aufsuchen hörte und zwar in Gesellschaft mehrerer junger Herren, die nicht minder lachten. Schon wollte er böse werden, als man ihm das Räthsel löste und ihm erklärte, daß es sich um eine Wette gehandelt habe, die durch seine Hilfe gewonnen worden sei. Natürlich bezahlte man dem Alten das Brückengeld und gab ihm auch noch einen Thaler zur Belohnung für seine gute Absicht. —

Ein amerikanisches Journal theilt das nachstehende Recept zu einer homöopathischen Suppe mit, das allerdings sehr empfehlenswerth zu sein scheint; „man nehme zwei magere Tauben und hänge sie in der Küche so auf, daß ihr Schatten in einen Topf fällt, welcher zehn Kannen Wasser enthält. Dies kochte man langsam zehn Stunden lang und gebe davon dem Kranken alle zehn Tage einen Tropfen in einem Glase Wasser. —

G. Stephenson erzählte kürzlich in einer Gesellschaft, wie er 1815 den ersten Dampfwagen zu bauen angefangen habe und von Allen für verrückt gehalten worden sei. Er blieb aber dabei. „Meine erste Locomotive wurde mit dem Gelde

des Lord Ravensworth gebaut, der zuerst zu meinen Ideen Vertrauen hatte. Es ist das 30 Jahre her. Wir nannten die Locomotive „Nylord“. Schon damals wagte ich zu behaupten, daß die Schnelligkeit einer solchen Maschine unbegrenzt sei, aber auch, als mein Dampfwagen da stand, erklärte man allgemein meine Bestrebungen und Behauptungen für lächerlich und Unsinn. Im J. 1828 wurde endlich die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester unternommen und ich behauptete, meine Locomotive würde 10 engl. Meilen (2 deutsche) in der Stunde zurücklegen, aber die Directoren beschworen mich, so etwas ja nicht laut zu behaupten, damit ich mich nicht lächerlich mache und ihr Unternehmen nicht in Miscredit bringe.“ — Wenn man jetzt auf einer Eisenbahn nur 4 deutsche Meilen (also noch einmal so viel als Stephenson ursprünglich beabsichtigte) in einer Stunde zurücklegt, so nennt man dies „langsam“ fahren. —

Vorgings neue Oper „Undine“ hat in Hamburg, Magdeburg ic. sehr gefallen und wird bald die Runde über alle deutsche Bühnen machen. — Leider wird Vorging Leipzig wahrscheinlich verlassen. Es sollen ihm von Wien aus glänzende Anerbietungen gemacht worden sein. —

Im Theater zu Brüssel hat man die Ballettänzer entlassen und sie durch Tänzerinnen ersetzt, die in männlicher Kleidung erscheinen, und warum? Weil man die Bemerkung gemacht haben will, daß die alten Tänzerinnen noch sehr gut als junge Tänzer aussähen. —

In dem Verlage des sehr thätigen Kunsthändlers J. Buddeus in Düsseldorf ist eben ein Werk erschienen, das der deutschen Kunst zu hoher Ehre gereicht: „Bilder zur Jobiade nach Gemälden von J. P. Hasenclever, gestochen von L. W. Th. Jannsen.“ Die erste Lieferung enthält drei Blätter, welche eben so viele Scenen aus der bekannten burlesken Dichtung darstellen. Der Maler ist mit einer, wir möchten sagen Chodowiecki'schen Auffassungsgabe in die Ideen des Verfassers eingegangen, ohne seinen eigenen Erfindungsgeist in den Hintergrund treten zu lassen, und der Kupferstecher hat es verstanden, den Ausdruck, welchen der Maler den Köpfen und Figuren aufprägte, genau wiederzugeben. Das erste Blatt veranschaulicht den Moment, wo Job nach überstandenen Universitätsjahren das väterliche Haus betritt und durch seine seltsame Erscheinung Alle verblüfft und erschreckt; mit welcher ängstlich besorgter Miene betrachtet den Eintretenden die hinter ihm stehende Mama, welche in dem Renommisten kaum das verhätschelte Mütterchöhnchen wieder erkennt, und dem armen Papa entfällt vor Staunen die Pfeife, während die jüngern Geschwister mit halboffenem Munde und verlegenen Blicken ihn anstieren. Die beiden andern Blätter zeigen Job im Examen und als Schulmeister und sind eben so genial und unterhaltend wie das eben geschilderte. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 25.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 3 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergabeln, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Burf, der Würger.

(Beschluß.)

9.

Kaum war Allan verschwunden und die in Brand gerathene Leiter zusammengebrochen, als aus dem Fenster, in welches er hineingestiegen, plötzlich Flammenwirbel und ein dicker Rauch hervordrangen. Ein dumpfes Geräusch, gleich einer unterirdischen Explosion, vernahm man im Innern des Hauses; brennende Trümmer wurden aus allen untern Fenstern herausgeschleudert und das Stockwerk, welches Martha und Nelly bewohnt hatten, brach durchaus zusammen. Da erstarrte in dem Herzen Aller, welche Zeugen dieses entsetzlichen Schauspiels waren, auch die letzte Hoffnung. Allan hatte sich geopfert und man hielt ihn für verloren.

Warum aber hatte sich der junge Fischer in die Glut hineingestürzt? Wir werden es bald erfahren; erst wollen wir zusehen, was aus Nelly wurde, als wir sie allein ließen. Nelly stand an dem Fenster, bog sich weit aus demselben hinaus und folgte mit ängstlicher Besorgniß allen Bewegungen ihres Geliebten. Als er mit seiner theuern Bürde bis in die Mitte der Leiter gelangt war, verlor sie ihn in den Flammen aus dem Gesicht und sie selbst wurde durch das Feuer, das an der Wand heraufleckte, in das Zimmer zurückgetrieben. Auf ihren Knien betete sie da zu Gott, daß er das Leben ihres Geliebten und der alten Mutter

erhalte, als plötzlich ihr Gebet durch einen im höchsten Grade unerwarteten Vorfall unterbrochen wurde. Die Hitze in der Stube, in welcher sie sich befand, war fast unerträglich; die Dielen des Fußbodens knisterten, zischten wie Schlangen und brannten sie an die Füße; aus den Fugen hervor sprühten Tausende von Funken unter dichten Rauchwolken und hier und da, in den Ecken der Stube und längs der Wand, die an das bereits ganz in Flammen stehende Nachbarhaus grenzte, züngelten bereits einzelne Flämmchen heraus. Die Decke an dieser Seite fing an sich zu neigen; der Rauch wurde dichter und dichter, die Luft immer heißer und Nelly war dem Ersticken nahe. Alles um sie her knisterte und zersprang, das Holz der Möbel, die Fensterrahmen, als ob alles eben in Brand gerathen wolle. Betend näherte sich Nelly dem Fenster wieder und suchte die Luft, um der erstickenden Glut zu entgehen, welche ihre Brust beklemmte, als plötzlich eine starke Erschütterung die Wand bewegte, welche das Zimmer, in dem sie sich befand, von dem anstoßenden Hause trennte, das die Flammen noch nicht erreicht hatten und das seit einiger Zeit nicht bewohnt war. Eine zweite Erschütterung folgte schnell auf die erste, rasche Schläge begleiteten sie, die Decke oben trennte sich los und die Hälfte der Wand stürzte in die Stube hinein, die sie mit einer Staubwolke füllte. Während die Wand einstürzte, erkannte Nelly auch, daß sie auf diesem Wege leicht in das noch nicht brennende Nachbarhaus erkommen könnte. Sie dankte Gott für die-

fen neuen Rettungsweg, der ihr eröffnet worden; da sie aber Allan erwartete, der an dem Fenster bald wieder erscheinen mußte, so dachte sie nicht an die Benutzung jenes Ausweges, als zwei Männer, die sie anfangs nicht gesehen hatte, aus der Oeffnung im Nachbarhause herausstürzten, das Mädchen ergriffen und sie trotz dem Widerstande, den sie ihnen entgegensetzte, mit fortzogen, indem sie ihr zuriefen: „folge uns und Du bist gerettet.“ Nelly, welche durch diese unerwartete Rettung sehr überrascht wurde, zögerte. Sie dachte an ihren lieben Allan, sie sah ihn in Gedanken vor sich, wie er noch ein Mal auf der gefährlichen Leiter zu ihr durch die Flammen emporstieg. Sie wollte ihn erwarten, um ihm zu zeigen, daß sie noch da sei und noch lebe, um ihm den Weg zu zeigen, der in so wunderbarer Weise für sie geöffnet worden, aber die beiden Unbekannten, die auffallend durch Eifer oder durch Furcht vor der Gefahr gedrängt wurden, hatten sie ergriffen und zogen sie gegen ihren Willen mit fort, ohne ihr die Zeit zu lassen, noch einen Blick hinter sich zu werfen, zu warten, zu rufen.

„Komm,“ riefen sie ihr zu, indem sie ihr den Mund zuhielten, damit sie nicht schreien könne; „komm, die Gefahr drängt.“ Und sie erreichten die Treppe in dem Nachbarhause.

„Allan wird kommen. Wir wollen warten, nur einige Augenblicke,“ antwortete sie den Männern.

„Nein, nein, die Flammen schlagen schon hinter uns zusammen.“ Und sie stiegen die ersten Stufen der Treppe hinunter.

„Noch ein Mal, ich mag Euch nicht folgen. Allan kommt; wenn er mich nicht mehr findet, wird er glauben, ich sei verbrannt. Nein, ich mag Euch nicht folgen.“

„Komm! Komm!“ antworteten die beiden Männer, die sie stärker anfaßten und kräftiger nachzogen. Schon waren sie die Hälfte der Treppe hinunter gekommen.

„Laßt mich; er ist oben; ich höre seine Stimme; er ruft mich.“

„Schnell! Schnell!“ Und sie trugen das Mädchen und eilten so rasch weiter, als könnte jede Minute Zögerung sie verderben.

„Laßt mich!“ rief ihnen Nelly nun zornig zu. „Allan! Allan! Komm hierher! Allan!“

Während sie rief, war sie immer weiter hinunter gekommen; bald war das Ende der Treppe erreicht, die in ein finstres Gäßchen nach Cowgate zu ging.

„So laßt mich doch los. . . Es ist keine Gefahr hier. Laßt mich los! Ich will hier warten,“ sagte Nelly in gebieterischem Tone, und dann rief sie aus allen Kräften, als antwortete sie einem Rufe in der Ferne:

„Allan! Hierher! Hierher!“

„Komm, Dein Allan ist unten. . . In wenigen Minuten wirst Du bei ihm sein,“ sagten die Männer zu ihr.

„Nein, nein, er sucht mich da oben, ich weiß es gewiß; er wird glauben, ich sei verbrannt. . . Ich muß zu ihm, ich muß wieder hinauf. . . Laßt mich los! Allan! Allan!“

Sie war stehen geblieben und weigerte sich einen Schritt weiter zu gehen. Da faßte jeder der Männer wiederum einen ihrer Arme und so zogen sie die Arme fort ohne Rücksicht auf ihren Widerstand und ihre Klagen.

„Allan! Allan! Hierher! Allan! Allan!“ rief sie.

Ihr Rufen wurde immer stärker und das Widerstreben, das sie ihren sogenannten Rettern entgegensetzte, zum Kampfe; Allan aber kam nicht und unterdeß trugen die beiden Männer Nelly weiter in das Gäßchen hinein, das um so finsterner wurde, je weiter man sich in ihm von der Nähe der Brandstätte entfernte. Nelly, die nun entweder irgend einen abscheulichen Verrath ahnte, oder deren Ungeduld sich in Zorn verwandelte, widerstand jetzt ihren angeblichen Rettern mit aller ihrer Kraft und weigerte sich hartnäckig, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Die beiden Unbekannten aber ließen sie nicht los, stießen sie vielmehr vor sich her und schienen sich dabei untereinander leise zu berathen, was sie thun, ob sie ihren Weg fortsetzen oder stehen bleiben sollten.

„Was thut nur der Herr, der uns hier erwarten wollte?“ sagte der Eine.

„Wir wollen das schöne Kind etwas zu Athem kommen lassen; unterdeß kommt er,“ entgegnete der Andere.

„Ja, laßt mich einen Augenblick ruhen; Allan wird kommen,“ sagte Nelly, welche nur die letzten Worte gehört hatte und sie im günstigsten Sinne nahm.

„Du hörst es, der Andere könnte auch hierher kommen,“ fiel der erste der beiden Männer wieder ein.

„Was thut nur der Herr? Wir wollen uns wenigstens noch weiter nach Cowgate hinwenden, vielleicht begegnen wir ihm.“

„Nein, nein, ich gehe nicht weiter,“ rief Nelly erschrocken aus. „Hört Ihr? Ich will hier bleiben.“ Und sie blieb mit verzweiflungsvoller Kraft stehen; aber die beiden rüstigen Männer trugen sie leicht fort, wenn sie auch laut und immer lauter rief: „Hilfe! Hilfe! Allan, zu Hilfe!“

In diesem Augenblicke fühlte sie etwas Kaltes und Klebriges, das die Hand eines Dritten, der eben ankam, ihr auf die Lippen drückte. Man hielt ihre Arme fester. Sie wollte rufen, aber ihr Mund war geschlossen, ihre Stimme erstickt. Sie schnappte nach Luft, aber auch die Nase war ihr verstopft und der Athem fing an ihr auszugehen. Sie strengte sich in Verzweiflung an, ihre Arme frei zu bekommen, aber vergebens. Sie erstickte; das Licht erlosch vor ihren Augen und nach einigen krampfhaften Bewegungen hörte endlich jede Regung auf. War sie todt oder nur ohnmächtig?

„Es war die höchste Zeit,“ sagte Einer der Männer, welche Nelly trugen, zu dem Neuangekommenen, der durch ein so seltsames Mittel das Geschrei des Mädchens unterbrochen und ihrem Widerstande ein Ende gemacht hatte. „Im nächsten Augenblicke wäre der Vogel entfliegen gewesen.“

„Ihr bleibt so lange aus, daß ich glaubte, Ihr wäret alle gebraten.“

„Es fehlte auch nicht viel daran. William konnte die rechte Fuge nicht finden und arbeitete, ehe er sich an die dünne Scheidewand machte, an einer dicken Mauer.“

„Dummkopf!“

„Ja, es war auch nicht bloß eine Scheidewand zu durchbrechen, die Mauer mochte mehrere Fuß dick sein.“

„Aber das schöne Kind regt sich nicht mehr,“ unterbrach der sogenannte Meister den Sprechenden.

„Ich will mein Wort halten. Ich habe sie lebendig versprochen und wir müssen ihr also etwas Luft zukommen lassen.“

„Das können wir auch, da sie sobald nicht wieder zur Besinnung kommt.“

„Es möchte auch gut sein, ihr den schwarzen Flecken vom Gesicht zu nehmen; damit Niemand etwas davon sieht. Man könnte uns die schöne Erfindung stehlen.“

„Wer sollte sie stehlen?“

„Der Lord, für den wir arbeiten; der wäre im Stande, bei guter Gelegenheit unsere Kunst nachzu-

machen. Unsere jungen Herren sind nicht eben gewissenhaft; wenn sie Frauenzimmer und Geld zu erlangen suchen, ist ihnen jedes Mittel recht.“

„So . . . nun schlägt die Schöne ein Auge wieder auf, . . . jetzt das andere auch . . . Sie fängt an zu athmen. Wie gierig sie die Luft einzieht!“

„Ja, wenn man zwei Minuten die Luft entbehren mußte, kommt sie einem so wonnig vor wie dem William Hart der Grog, wenn er eine Woche lang keinen getrunken hat,“ sagte der Meister, indem er die Flecken, welche die klebrige Maske auf dem Gesichte Nellys zurückgelassen haben konnte, vollends wegwischte.

„Zum Teufel auch!“ setzte er dann leise hinzu; „es ist mir, als hörte ich Schritte in dem Gäßchen. Es kann uns doch Niemand nachgegangen sein? Horcht!“

Alle drei horchten.

„Ja, wahrhaftig, es kommt Jemand jetzt aus dem Hause heraus, aus welchem Ihr die Beute geholt habt. . . Rasch vorwärts! Es darf uns Niemand sehen, bis wir um die Ecke des Grasmarktes gekommen sind. Begegnet uns ein Nachtwächter, so sagen wir, wir trügen das Mädchen in das Hospital. Verstanden?“

Sie schritten weiter, durch mehrere Gruppen hindurch, welche kaum auf sie achteten und so kamen sie bald an das Ende von Cowgate.

„Zum Teufel!“ rief William aus; „die Schöne rührt sich nicht und ist entseßlich schwer. Wir könnten hier wohl einen Augenblick anhalten, um zu Athem zu kommen und einen Schluck Whisky zu nehmen. Die Arbeit war so beschwerlich und die Luft da oben in dem Hause so heiß.“

„Ja, und William hat immer so starken Durst. Er durftet in der Nacht im Winter an einem Grabe, aus dem er das todte Wild holt und am Tage hinter der Hecke, wo er auf das lebendige lauert.“

„Das Wild ist auch immer bleischwer, es mag todt oder lebendig sein. Das, was wir da haben, ist noch lebendig; jetzt regt es sich.“

„Schweig! . . . Siehst Du nicht, daß man uns folgt? Da . . . sieh dorthin . . . ich habe den Mann seit einer Minute nicht aus den Augen verloren. . . Er folgt gewiß unserer Spur.“

„Er soll schon davon abkommen,“ sagte William, indem sie in eines der Gäßchen des Grasmarktes traten, die sich am Geriots-Hospital hinziehen.

„Er hat uns bemerkt, denn er kommt uns schreiend nach. Ein Paar Leute begleiten ihn.“

„Ein Polizeidiener ist es nicht, denn er trägt keine Uniform. Wer kann uns so hartnäckig verfolgen? . . . Er kommt näher! Ruth, William! Mach' große Schritte, und Du auch, John. Ihr bekommt jeder einen halben Sovereign über den bedungenen Lohn und eine volle Flasche Whisky. Schnell! Schnell!“

„Vielleicht ist es der Allan, den das Mädchen immer rief,“ meinte William.

„Er konnte es nicht hören.“

„Er wird uns gesehen haben.“

„Es war da unten zu dunkel. Er konnte Euch nicht sehen,“ sagte der Dritte.

„Es ist ihr Liebster, beim Satan, er hat uns gewittert. Die Verliebten haben eine feine Nase.“

„Schwache nicht, sondern laufe schnell. . . Der Hirsch, den man verfolgt, flieht wie der Wind und stellt sich nicht hin, um zu yahren wie ein Esel.“

„Hirsch oder Esel, ich kann nicht weiter, und wenn es ihr Liebster ist, so sind wir verloren. Ich gebe den halben Sovereign und die Flasche Whisky auf.“

„Halt!“ rief jetzt eine Stimme etwa hundert Schritte hinter ihnen.

Statt aber stehen zu bleiben, liefen die Verfolgten so schnell als möglich. William und John trugen den Kopf und Leib Nellys, während der Dritte die Beine hielt.

„Ich kann wahrhaftig nicht mehr,“ ächzte William nach einer Weile wieder.

„Ich auch nicht,“ sagte John.

„Halt! Im Namen des Königs! Halt!“ wiederholte die Stimme, die näher kam.

„Fort! fort!“ trieb der Meister an.

„Ich habe keine Lust mehr,“ sagte William.

„Die Rippen drücken mir die Lunge zusammen, wie eiserne Reifen,“ meinte John.

„Halt, Spitzbuben, halt!“ riefen die Leute, die ihnen nachkamen.

„Lauft! Lauft!“ sprach der Meister.

„Ach, ich ersticke, ich falle um,“ sagte William.

„Ich fühle meine Arme und Beine nicht mehr,“ setzte John hinzu.

„Meine Kehle ist trocken wie altes Pergament,“ fuhr William fort.

„Und die meinige zusammengeschnürt, als hätten sie mir schon das hänsene Halsband umgelegt,“ setzte John hinzu.

„Halt! Halt!“ schrie das Volk hinter ihnen.

„Rasch, Kinder! Wir theilen die Guineen unter uns drei. Noch einen Augenblick und wir kommen

um die Ecke des Hospitals herum, wo man uns aus dem Gesichte verlieren wird.“

„Ich kann nicht mehr!“ ächzte William.

„Noch eine Minute und ich stürze,“ seufzte John.

„Haltet auf! Haltet auf!“ riefen ihnen immer mehr Stimmen in immer größerer Nähe nach.

„Wir sind verloren,“ sagte jetzt auch der Meister, „denn da kommen Andere von dieser Seite her.“

„Hol' der Teufel die Guineen sammt dem Mädchen da!“ sagte William, indem er seine Last losließ.

„Wir wollen uns retten.“

John ließ den Kopf der armen Nelly los und derselbe wäre sicherlich gewaltsam auf das Pflaster geschlagen, wenn er nicht auf die Beine des Elenden gefallen wäre. Beide ließen Nelly mitten in der Straße liegen und entflohen so schnell, als die Beine sie tragen wollten. Der Dritte hatte einen Augenblick Lust ebenfalls zu entfliehen, bald aber besann er sich eines Andern und sprang gewandt über eine niedrige Gartenmauer in der Nähe. Dahinter versteckte er sich im Schatten und er konnte so beobachten, was in der Straße vorging.

Seine beiden Gefährten waren wirklich entkommen und die Menge, welche Allan zu Hilfe gerufen hatte, umringte nun Nelly, die auf der Straße lag und noch nicht wieder zur Besinnung gekommen war.

„Gott des Himmels, sie ist es!“ rief Allan aus, indem er neben ihr auf die Knie sank. „Sie ist es und sie lebt noch!“ — Nelly schlug wirklich langsam die Augen auf und bewegte sich, als sie die Stimme des Geliebten erkannte. — „Ich bin es, Nelly!“ fuhr dann Allan fort, der sie in seine Arme nahm; „erkenne mich, antworte mir! Bist Du verwundet?“ Nelly richtete sich allmählig auf wie die Blume, die der Fuß des Wanderers niedergetreten hat. Bald konnte sie auch den Worten des Geliebten antworten und seine Liebkosungen erwidern, ja nach einigen weitem Minuten vermochte sie zu stehen und, gestützt von Allan, zu gehen. Die Perle von Highstreet war also wiedergefunden und in ihrem ganzen Glanze erhalten.

„Schnell zu Deiner Mutter!“ sagte sie zu Allan.

„Ja, schnell zu der armen Mutter. Welche Angst wird sie erdulden! Zum Glück ist der alte Schonchar bei ihr und in ihrer Schwäche wird sie den ganzen Umfang ihres Unglücks nicht fühlen, — denn man wird uns Beide für verloren halten. Die Leiter brach hinter mir zusammen, als ich in die Stube hereinsprang und ich hörte sie niederstürzen.“

Dann erzählte er Nelly, wie er im Lichte der Flammen, die von allen Seiten hereingebrochen, die Oeffnung in der Wand des Nebenhauses bemerkt habe. Da Nelly nicht mehr da ist, habe er sich gesagt, so muß sie sich auf diesem Wege gerettet haben. Er sei also dahin nachgeeilt und schnell die Treppe in dem Nachbarhause hinuntergegangen. Im Augenblicke, als er an der Hausthüre unten angekommen, habe er geglaubt, die Stimme seiner Nelly in der Ferne zu hören, die ihn rufe, er habe gehorcht und dann deutlich ihr ängstliches Hilferufen vernommen. Da sei er so schnell als möglich dem Tone nachgelaufen, habe sich aber in dem Gewirr der Gäßchen verirrt; erst in der Nähe des Grasmarktes habe er drei Männer erblickt, welche rasch davongelaufen und einen Gegenstand getragen, den er für einen menschlichen Körper gehalten. „Sie ist es,“ habe ihm da sein Herz gesagt oder vielmehr jener sichere Instinct, der Instinct der Liebenden, welcher bei ihnen die Ueberzeugung und die Berechnung ersetzt. „Sie ist es!“ habe es in ihm gerufen und er sei ihr unter lautem Hilferufe nachgeeilt.

Wer die Räuber Nellys waren, vermochte das Mädchen nicht anzugeben; sie hatte nur gesehen, daß es ganz gemeine Männer gewesen. Aus welcher Absicht man sie geraubt, wußte sie auch nicht zu sagen, eben so wenig, wohin man sie habe bringen wollen. Offenbar waren die Männer nur die Werkzeuge eines Andern und Allan kannte, er ahnete wenigstens diesen Andern und er schwur im Stillen, daß er dies Mal sich zu rächen wissen werde.

Unterdeß waren Allan und Nelly in Begleitung einer ansehnlichen Menschenmenge am Eingange der Highstreet auf dem Lawn-Market angekommen. Die Straße war da von starken Truppenabtheilungen besetzt, denn die Flammen wütheten noch immer und bedroheten jetzt die Stadttheile in der Nähe des Schlosses. Allan hätte gern Nelly in das Haus geführt, in welchem sich seine Mutter befand, aber die Volksmenge war so dicht gedrängt, daß er nicht hindurchzubringen vermochte. Er brachte sie also in ein Haus am Lawn-Market, in welchem eine befreundete Familie wohnte, lief selbst in die Highstreet zurück und rief laut seinen alten Freund Schonchar Mac Alpin, der jedenfalls von dem Schauplatze des Unglücks nicht gewichen war. Der Greis hatte wirklich in der Verzweiflung die Kraft seiner Jugend wiedergefunden und er leitete das Rohr einer Spritze ausdauernd nach dem Fenster hin, in welchem sein junger Freund verschwunden war, bis er

plötzlich sich von einer Hand berührt fühlte. Bornig drehete er sich da um, aber augenblicklich ließ er auch das Spritzenrohr sinken und wischte mit den nassen Händen seine Augen ab. „Allan!“ rief er aus. „Wo kommst Du her? Nein, Du kannst es nicht sein. Bei dem Herzoge von Argyle, dem großen Herzoge von Argyle, wenn Du ein Geist bist, so weiche von mir.“

„Ein Geist mit Fleisch und Blut.“

„Die Flammen geben so wenig wie die Wellen ihre Beute zurück. . . Was sie verschlungen haben, kann nicht wieder erstehen. Bei dem Herzoge von Argyle, hebe Dich weg von mir!“

„Ich bin es selbst, alter Freund.“

„Und Nelly?“

„Auch Nelly lebt und Du wirst sie sogleich sehen und erfahren, wie wir entkamen.“

„Nur die Hand Gottes, welche den Brand entzündet und ihn löscht, kann Euch gerettet haben. Danke dem Herrn, mein Sohn, aber vorher folge mir und tröste Deine Mutter, denn sie hofft nicht, Dich wieder zu sehen.“

Allan folgte dem Alten in das Haus, in welchem die sterbende Martha aufgenommen worden war und wir wollen nicht versuchen, die gegenseitige Freude des Wiedersehens zu schildern.

## 10.

Einige Tage nach der schrecklichen Nacht vom 16. November kehrten Allan, Nelly, Schonchar Mac Alpin und einige Freunde der Familie vergnügt aus der Kirche zurück, wo die beiden Liebenden getraut worden waren, und wendeten sich nach Leith zu, wo Allan sich ein Häuschen gekauft hatte. Als sie durch die Highstreet und an dem Hause vorüberkamen, in welchem die Mutter Allan's gewohnt hatte, drückte dieser seiner Nelly schweigend die Hand und Nelly wischte sich zitternd eine Thräne aus dem Auge.

„Eine Schande ist es,“ rief der alte Schonchar aus, „daß man noch nicht entdeckt hat, wer die Spitzbuben waren, welche das Feuer da anlegten und uns unsere schöne Perle stehlen wollten. Es giebt keine Sicherheit und Gerechtigkeit mehr in Edinburg. Sonst war es anders; da hätte man schon zehn Verbrecher an dem Galgen aufgeknüpft, aber seit der Union. . .“

„Wenn es auch keine Gerechtigkeit mehr hienieden giebt, im Himmel lebt ein gerechter Gott!“ unterbrach ihn Nelly.

Aber noch waren nicht acht Tage vergangen, seit

die Kirche den Bund der Herzen der Liebenden geweiht hatte, als der gerechte Gott Gericht zu halten begann. Lord Archibald, der sich aus Edinburg nach London begeben hatte und von da nach dem Festlande entfliehen wollte, wahrscheinlich um unangenehmen Möglichkeiten zu entgehen, war so unklug, sich in einen Streit mit einem seiner ehemaligen Nebenbuhler von Edinburg einzulassen, der die verunglückten Abenteuer des Lords kannte und ihn überall, wo er ihm begegnete, mit beleidigender Geringschätzung behandelte. Die nothwendige Folge davon war ein Duell und da Lord Archibald in der letztern Zeit auffallend vom Unglücke verfolgt wurde, so war er auch diesmal so ungeschickt, seinen Gegner zu fehlen und diesem gerade seinen Kopf als Zielpunkt zu bieten. Er erhielt eine Kugel in das Gehirn.

„Seht Ihr, es giebt eine Vorsehung!“ rief Nelly aus, als sie die Nachricht von dem Tode des vornehmen Sünders erhielt, der ihr so lange nachgestellt hatte und einige Jahre darauf fanden ihre Worte eine neue Bestätigung in der Bestrafung eines großen Verbrechers. Im Laufe des Jahres 1829 wurde Burk der Bürger an dem Galgen auf dem Lawn-Market gehangen unter dem Jubel einer unermesslichen Menschenmenge. Der Elende gestand, ehe er starb, eine große Anzahl Mordthaten ein, die er alle durch die schreckliche Pechmaske ausgeführt hatte. Er gestand auch, daß er das Feuer in der Highstreet angelegt hatte, um Nelly in der dabei entstehenden Verwirrung für Lord Archibald entführen zu können. William Hart, sein Mitschuldiger, zeugte gegen ihn und rettete durch diese neue Schlechtigkeit sein Leben.

An diesem Tage trat Schonchar Mac Alpin, der dem Schauspieler auf dem Lawn-Market beigewohnt hatte, mit freudestrahelndem Gesichte in das Häuschen Nellys. Er setzte sich neben der alten Martha nieder und rieb sich vergnügt die schwielen Hände, was sehr selten bei ihm vorkam, höchstens nach einem außerordentlich glücklichen Fischfange. „Was hat Euch denn so fröhlich gestimmt?“ fragte Allan neugierig.

„Daß ich heute Einen Eurer Spitzbuben aus dem Niederlande habe hängen sehen,“ antwortete Schonchar lachend; „zum ersten Male seit der Union sind Euer Richter gerecht gewesen.“

### M i s c e l l e n .

(Fr. Palm und Napoleon.) Einst befand sich in Marseille ein junger Artilleriecapitain, der in einer Gesellschaft von

Freunden eines Tages erzählte: „seit ich meine verbannte Familie nach Marseille gebracht habe, bringe ich meinen Landsmann Sampietro von Bastelica nicht aus dem Gedächtnisse. Ich habe hier in der Stadt bereits das Haus besucht, das er einst bewohnte und habe mir fest vorgenommen, seine schreckliche Geschichte als Stoff zu einem Trauerspieler zu benutzen. Man höre. Sampietro, der 1501 von armen Kelttern in dem Flecken Bastelica bei Ajaccio geboren wurde, liebte Frankreich eben so sehr als er Genua haßte. Mit 300 Italienern entsetzte er Fossan, das von 10,000 Deutschen belagert wurde. Später wollte er sein Vaterland Corsica den Genuesen entreißen und es an Frankreich bringen. Ein Jahr lang machte er die Insel von Felsen zu Felsen, von Thal zu Thal den Bedrückern streitig und zwang sie endlich über das Meer zu gehen. Bald aber wurde er durch überlegene Streitkräfte erdrückt und er willigte ein, bei einer Unterredung sich einzufinden, in welcher über den Frieden unterhandelt werden sollte. Diese Unterredung war aber ein Hinterhalt, den man ihm gelegt hatte. Sampietro wurde trotz dem freien Geleite, das man ihm zugesagt, in die Citadelle von Bastia gebracht. Sein Haß gegen Genua erreichte dadurch einen so hohen Grad, daß er seinen Vater ermordet haben würde, wenn derselbe seinen Haß nicht getheilt hätte. Heinrich II. erlangte mit Mühe die Freilassung Sampietros, der sodann die schönste und reichste Erbin Corsicas, Vanina Ornano, heirathete, welche mit Stolz die Hand des muthigen Kriegers annahm. Sampietro verließ Corsica, erfuhr aber bald darauf, daß der Senat von Genua befehle, ihm die Freiheit gegeben zu haben, daß er einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe und daß Mörder ihm nachschlichen. Wäre es möglich gewesen, seinen Haß zu steigern, so würde diese letzte Maßregel Genuas es gewiß bewirkt haben. Sampietro warb ein kleines Heer an, um durch dasselbe sein Vaterland von den Bedrückern zu befreien, erfuhr aber zu gleicher Zeit, daß seine Frau, die in Marseille lebte, alles aufbiete, um die Senatoren von Genua zu bewegen, ihren Mann zu begnadigen. Diese Nachricht erhielt Sampietro in Constantinopel und wie sie ihn erschütterte, läßt sich schon daraus abnehmen, daß er bereits nach vierzehn Tagen in der Wohnung Vaninas in Marseille war. Vanina jubelte laut auf vor Freude als sie ihren Mann erblickte und wollte ihn in ihre Arme schließen, er aber stieß sie von sich und warf ihr einen Blick zu, bei dem sie erbebt. „Du siehst einen Verbannten vor Dir,“ sprach er, „einen Unglücklichen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt ist; Du weißt auch warum.“ — „Du bist nicht mehr unglücklich, da ich Dich bei mir habe.“

„Du schämerst um meine Schande.“

„Deine Schande?“

„Ja, Du hast den Genuesen angezeigt, daß Sampietro sich demüthige und um Gnade bitte.“

„Wenn aber Genua sich erweichen ließe?“

„Ach ja,“ entgegnete Sampietro bitter, „Vanina hat so mächtige Freunde, die Ornanos und die Dorias sind nahe ver-

wandt; die Ornanos könnten leicht die genuesischen Senatoren entwaffnen und die Begnadigung Sampietros von ihnen verlangen!"

„Ich habe diese Begnadigung für Dich bereits.“

„Du hast sie?“ rief Sampietro aus, indem er todtbleich wurde und mit Entsetzen zurückwich. „Meine Schande ist also besiegelt und unterzeichnet, und Du, Sampietros Weib, hast die Hand des Dogen geführt?“

Der Mohr Stello ist nur eine venetianische Sage, der Corse Sampietro dagegen eine wahrhafte Geschichte. Er kündigte seiner Frau an, daß sie sterben müsse, obgleich der Unglückliche diese Frau mit heißer Leidenschaft liebte. Er hätte tausend Leben hingegeben, wäre es ihm möglich gewesen, das Leben der Geliebten zu retten, aber sie hatte an seiner Ehre, an seiner Vaterlandsliebe getreuet und so, meinte er, dürfte sie nicht länger leben. De Fosque, der treu die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes beschrieben hat, bezeugt es, daß Sampietro die Hände seiner Frau ergriff, daß er vor ihr niederkniete, als wolle er sie anbeten, daß er selbst die Hände des geliebten Weibes mit heißen Thränen benetzte und Worte der feurigsten Liebe an sie richtete. Vanina hoffte, er werde sich erweichen lassen, sie bückte sich zu ihm nieder und küßte ihn auf die Stirn. Aber Sampietro kämpfte seine Liebe nieder, ergriff plötzlich das Tuch, welches Vanina um den Hals geschlungen hatte und erwürgte sie damit.“ — Man rieth dem jungen Artilleriecapitain, wenn er aus dieser grausigen Geschichte ein Trauerspiel machen wolle, so möge er Sampietro einen Nebenbuhler in einem Genuesen geben, da der Held um so interessanter erscheinen würde, wenn er seine Ehre als Satte wie als Bürger verlegt hatte.

„Nein,“ antwortete der junge Artilleriecapitain, „dann gleiche Sampietro den übrigen Menschen. Man muß an seinem Beispiel sehen, wie gewaltig in dem Herzen eines Corsen der Haß gegen das Ausland und die Liebe für das Vaterland ist.“

Der Artilleriecapitain war, wie der Leser wohl schon errathen hat, der junge Bonaparte, der sich wirklich lange mit dem Gedanken trug, Sampietro zu dem Helden eines Trauerspiels zu machen, an der Ausführung seines Planes aber durch andere nicht literarische Arbeiten gehindert wurde. Bekanntlich hat seitdem Fr. Galm ein Trauerspiel „Sampietro“ geschrieben, ob nach dem Plane und in dem Geiste Bonapartes mögen die beurtheilen, welche das Stück des deutschen Dichters kennen.

(Hochzeitsbesuche.) In China machen die Neuverheiratheten keine Besuche bei ihren Bekannten, sondern alle Bekannten derselben, alle ihre Nachbarn, kurz wer Lust hat, findet sich bei dem jungen Paare ein, um dasselbe kennen zu lernen. Das junge Paar muß dabei vor dem Bette sitzen. Zuerst kommen die Männer herein; jeder macht eine tiefe Verbeugung, stellt sich dann hin und betrachtet die junge Frau aufmerksam; anreden darf er sie nicht; auch sie schweigt. Dagegen spricht ihr Mann viel und zwar nur von ihr; er ent-

wirft namentlich eine pomphaste preisende Schilderung ihrer Reize, macht auf ihre niedlichen Füße, auf ihre weißen Hände etc. aufmerksam, während die junge Frau wie ein Wachsbild neben ihm sitzt. Vor jedem Eintretenden, und der Besuchenden sind meist sehr viele, muß diese Lobeserhebung wiederholt werden. In einem andern Zimmer erhalten die Leute, nachdem sie ihre Neugierde befriediget haben, eine Tasse Thee und eine Pfeife Tabak.

Nach den Männern kommt die Reihe an die Frauen, aber da entfernt sich der junge Ehemann. Die Frauen betrachten die kürzlich Verheirathete musternd vom Kopfe bis zu den Füßen; sie muß ihnen eben so ihren Mann rühmen, wie dieser sie vor den Männern rühmte. Von ihrem Benehmen bei dieser Gelegenheit hängt der Ruf ab, in dem sie später steht. Manche junge Frau entschließt sich deshalb auch, weil sie überzeugt ist, daß sie durch ihre Reden doch nicht Allen zu gefallen vermag, während dieser Besuche gar nicht sprechen, sondern wie eine Statue, mit niedergeschlagenen Augen dazusitzen und sich mustern zu lassen. — Eine junge Frau darf ihre Aeltern erst nach wenigstens einem Jahre wieder besuchen. — Merkwürdig ist ferner, daß die Verwandtschaft, welche von den Frauen herrührt, in China gar nicht für Verwandtschaft gehalten wird, so daß z. B. die Kinder von Schwestern ungehindert einander heirathen können, während man die Verwandtschaft vom Manne her bis ins Unendliche verfolgt und die Landesgesetze eine Heirath solcher Verwandten selbst im hundertsten Gliede außerordentlich hart bestrafen.

(Der Erfinder der Eisenbahnen.) Die Eisenbahnen beschäftigen jetzt die Welt mehr als irgend ein Gegenstand, sie sind in ihrem jetzigen Zustande eine ganz neue Erfindung und von den Millionen Menschen, welche auf Eisenbahnen fahren oder in Eisenbahnactien speculiren, weiß vielleicht kaum Einer, wer denn nun eigentlich der Erfinder dieses weltbewegenden Transportmittels ist. Er heißt Gray und ist ein Engländer. Daß man schon vor langen langen Jahren im Harz und an anderen Orten eine Art Eisenbahnen bei den Bergwerken hatte, ist eine bekannte Sache. Niemandem aber fiel es ein, eine Eisenbahn in großem Maßstabe anzulegen und sie mit Dampswagen zu befahren. Diesen Gedanken hatte zuerst Gray, ein Engländer, der allerlei Speculationen vorgenommen und als er sein Vermögen verloren hatte, lange unbekannt und in ziemlich drückenden Verhältnissen zugleich mit einem Bruder, Frau und Kind in Brüssel lebte. Er galt da bei seinen Bekannten für einen Sonderting, denn es beschäftigte ihn fortwährend ein Gedanke, der sein Geheimniß war; alle Tage zeichnete, rechnete und schrieb er. Endlich, als er alle Schwierigkeiten beseitigt hatte, erklärte er einem Freunde mit triumphirender Miene: „Jetzt ist die große Triebfeder der Civilisation gefunden; alle Entfernungen werden schwinden; man wird schnell und gefahrlos reisen, es werden sich Gesellschaften bilden, es werden ungeheure Capitale zusammengeschossen werden und meine Ent-

deckung wird eben so großen Einfluß haben, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst.“ Er hatte seinen Plan vollständig ausgearbeitet und im Jahre 1818 erschien in London bei Baldwin und Cradock sein Werk: „Bemerkungen über eine allgemeine Eisenbahn für ganz Europa.“ Man las das Buch als Curiosität, aber kein Mensch beachtete es weiter; es wurde eine zweite Auflage gedruckt — eben so nutzlos; die bekannte englische Vierteljahrsschrift Edinburgh Review erklärte in einer Anzeige dieses Werkes, der Verfasser sei verrückt und müsse in ein Narrenhaus gebracht werden. Dies geschah im Jahre 1821 — und heute? Heute ist beinahe Alles in Erfüllung gegangen, was Gray in Begeisterung voraus sagte. Vergebens wendete er sich mit seinen Vorschlägen an die englischen Minister und andere einflußreiche Männer und Corporationen, — man wies ihn verächtlich ab; vergebens erbot er sich schon 1822, eine Eisenbahn von Brüssel nach Antwerpen zu bauen, — man lachte ihn aus. Dennoch keimte der große Gedanke, den er in die Welt geworfen hatte, und trug endlich die erwarteten Früchte. Seinen ersten Triumph feierte er, als die Eisenbahn von Manchester nach Liverpool gebaut wurde. Die Unternehmer zogen ihn zu Rathe, ließen ihn aber bald wieder fallen. Wie wir hören, lebt Gray heute noch und zwar in den beschränktesten Verhältnissen, während seine Erfindung Tausende bereichert. Also auch unser Jahrhundert ist undankbar.

### Generalcorrespondenz.

Die größte Gamelle, die man kennt, besitzt eine Dame bei Liverpool. Sie ist 15 Fuß hoch, hat einen Umfang von 63 Fuß und der Stamm mißt 10 Zoll im Durchmesser. Im vorigen Februar trug sie sieben tausend Blüten, die weiß und gefüllt sind. —

In den letzten fünf Jahren sind in England 60 bis 70,000 Gemälde alter Meister eingeführt worden, von denen vielleicht kaum 1000 acht waren. —

In London hat man eine ganz neue Vorrichtung zum Löschen des Feuers erfunden. Man schießt es nämlich aus. Eine Mischung von Kohle, Salpeter und Gips entzündet sich sehr leicht und entwickelt dabei eine ungeheure Menge Gas. Da nun Feuer darin nicht brennt, so besteht die neue Vorrichtung darin, daß man das Feuer, welches unterdrückt werden soll, mit dem Rauche des neuen Pulvers umhüllt. Dieses Pulver wird in einem eigenen eisernen Geräth durch eine besondere Vorrichtung entzündet und der Rauch, der sich entwickelt, durch einen Schlauch wie Wasser zu der brennenden Stelle geleitet. Man hat in London bereits viele Versuche damit angestellt, die überraschend glückliche Resultate gegeben haben sollen. —

Bei einer Ausstellung in London wurde ein neues seltsames musikalisches Instrument allgemein bewundert, eine Stein-

harmonika. Sie besteht aus einem hölzernen Gestell, auf welchem gewisse Felsarten, denen man eine hübsche Form gegeben hat, wie die Tasten eines Pianofortes angebracht sind. Die Spieler (es sind immer drei) halten einen hölzernen Hammer in jeder Hand und schlagen damit auf die Steinstücke, welche dann sehr angenehme Töne von sich geben. Diese neue Harmonika hat einen so großen Tonumfang, daß man jedes Opernstück darauf spielen kann. —

Sue's neuer Roman zeichnet sich nicht bloß dadurch aus, daß er in der ganzen gebildeten Welt gelesen wird. In Deutschland veranlaßte er einen interessanten Prozeß; jetzt zeigt der spanische Herausgeber offiziell an, alle Uebersetzer, Verleger und Drucker des „ewigen Juden“ wären vor das höchste geistliche Gericht in Madrid citirt worden, um die Strafpredigt anzuhören, die ihnen für die Sünde zugebracht sei, zur Verbreitung dieses gottlosen Romans beigetragen zu haben. Diese ganz neue Censurmaßregel hat die ganze Schriftsteller- und Buchhändlerwelt in Spanien aufgeregt. —

F. David's vielbesprochene „Wüste“ ist, von dem Componisten selbst dirigirt, in Berlin zur Aufführung gekommen und hat großen, wenn auch nicht enthusiastischen, Beifall gefunden. —

In Spanien scheint der Henker nebst den Seinigen noch immer als ein Ausgestoßener und Verworfenener angesehen zu werden, denn ein Soldat, der bei seinem Eintritte in das Regiment verschwiegen hatte, daß er der Sohn eines Henkers sei, ist von dem Kriegsgerichte zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. —

Der beliebteste Componist in Italien ist jetzt Verdi, der von seinen Bewunderern leidenschaftlich gepriesen wird. Seine neueste Oper: „Giovanna d'Arco“ (Die Jungfrau von Orleans), die kürzlich in Mailand aufgeführt wurde, fand enthusiastischen Beifall. Für manche seiner Compositionen soll er schon 20,000 Zwanziger erhalten haben, während Rossini kaum ein Paar hundert erhielt. Auch Pacini hat eine neue Oper vollendet, die unter dem Titel: „Lorenzino di Medici“ in Venedig zur Aufführung kam und ebenfalls sehr gefiel. —

Die Amerikaner, die Alles gleich ins Große treiben, wollen einen elektrischen Telegraphen von Boston nach Neu-Orleans anlegen, 700 Stunden weit, so daß man von einer Stadt nach der andern fast augenblicklich eine Nachricht bringen kann, denn nach einer Berechnung des berühmten Arago ist die Schnelligkeit der Mittheilung durch solche Telegraphen so groß, daß sie in einer Stunde 32,000 M. weit zu bringen wäre. —

Man hatte gehofft, durch die Versteigerung der Galerie Gesh nahe an 3 Mill. Thaler zu erlangen; man erhielt dafür aber nur etwa eine halbe Million. —



# Allgemeine Preussische Zeitung

Nr. 26.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinien, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Pascha von Damascus.

Eine türkische Anekdote.

In keinem andern Lande giebt es so viele Beispiele, daß Menschen aus dem niedrigsten Stande sich auf einmal zur höchsten Macht und Größe emporgeschwungen hätten, als in dem der Ottomanen, da die Sitten und Geseze dieses Volkes den plötzlichen Glückswechsel ungemein begünstigen, und daher sind dort öfters die höchsten Hofchargen mit kühnen und schlaun Abenteurern, freigelassenen Slaven und mit Beuten aus der niedrigsten Hefe des Volkes besetzt. Unter allen derartigen Beispielen in der türkischen Geschichte ist jedoch keines auffallender als die Erhebung des Pascha Muhamed el Adme zum Statthalter von Damascus.

Muhamed und Murad waren die Söhne eines sehr reichen Kaufmanns in Konstantinopel, der aber frühe, da seine Kinder noch im Jünglingsalter standen, von den eifigen Armen des Todes umfangen ward, so daß sie beide in den Besiz eines bedeutenden Vermögens gelangten. Murad, der in die Fußstapfen seines Waters getreten war, vermehrte sein Erbe durch Umsicht und Fleiß um das Doppelte, Muhamed dagegen vergeudete das seinige auf eine höchst leichtsinnige Weise, indem er, von einer Schaar Müßiggänger und Schmeichler umgeben, sich den größten Ausschweifungen hingab. Kein Wunder also, wenn die Ausgaben eines so unordentlichen Lebenswandels schon in einem Jahre das ganze Vermögen Muhameds ver-

schlangen, worauf ihn, wie gewöhnlich, die ganze Schaar seiner Genossen verließ; denn man zählt meistens nur dann Freunde, wenn es einem wohlgeht; ändert sich unsere Glückslage, stehen wir nur zu bald verlassen da. So auch hier bei unserm Muhamed; selbst sein eigener Bruder, Murad, verschloß unter dem Vorwande, daß Muhamed seine Warnungen nicht beachtet habe, die Thüre vor ihm und erklärte, ihn nie mehr wiedersehen zu wollen.

Obwohl dergleichen Schicksale bei Verschwendern eben nicht ungewöhnlich sind, so machte dennoch das Benehmen der Freunde und besonders des Bruders Hartherzigkeit einen empörenden Eindruck auf das sonst gutmüthige Herz des Unglücklichen. Da er aber eine unbeugsame Seelenstärke besaß, so verlor er den Muth nicht, sondern beschloß die selbstverschuldeten Schläge des Schicksals mit männlicher Standhaftigkeit zu ertragen, und weil er kein anderes Mittel seiner Erhaltung vor der Hand ausfindig machen konnte, so suchte er wenigstens sein Leben zu fristen durch Almosen, die er von den Gläubigen, welche in die Moscheen zum Gebete eilten, erhielt, erfüllt mit der tröstlichen Hoffnung, daß auch ihn einst wieder die untergesunkene Sonne des Glückes heiter anlächeln werde.

Der Zufall wollte es, daß gerade zu dieser Zeit auch der Sultan sich in eine der Hauptmoscheen der Residenz begab, um daselbst seine Andacht zu verrichten, wobei ihm die höchsten Staatsbeamten in ihren prunkendsten Kleidern das Geleite gaben; ihm zur Seite

schritten aber ehrfurchtsvoll zwei Hofleute mit gefüllten Geldsäcken her, aus denen der wohlthätige Großherr nach einer löblichen Religionsfite eigenhändig Gold- und Silberstücke unter das Volk streuete. Jedes Goldstück war in ein Papierchen gewickelt, aber hin und wieder vertraten die Stelle des edeln Metalls kleine runde Glasstückchen. In letzterem Falle enthielt das Papier aber noch eine nützliche Lehre oder einen Spruch, der vom Sultan selbst verfaßt und eigenhändig niedergeschrieben worden. Diese Verschen bestanden meistens im Lobe der Armuth und in witzigen Ausfällen gegen die übermüthigen Reichen. Es läßt sich aber gar leicht errathen, daß die Volksmenge, welche dem Herrscher nachfolgte, weit gieriger nach dem edeln Metall, als nach den gläsernen Brosamen griff.

Muhamed hatte sich auch unter das Gefindel gemischt. Aufmerksam beobachtete er alle Bewegungen des Monarchen, und als dieser mit der einen Hand in den Sack griff und das ersohnte Gold und Silber auf die Menge herabregnen ließ, da griff auch er mit Gier nach einem zusammengerollten Stückchen Papier, das er aber nicht eher aufmachte, als bis er ganz allein in stiller Einsamkeit sich befand. — Doch welches schmerzliches Gefühl durchschnitt sein Herz, als er statt des verhofften Goldes ein rundes Glasstückchen herauswickelte. Schon wollte er es an einem Steine zerschmettern, als ihm noch zur rechten Zeit der vom Sultan aufgeschriebene Spruch in die Augen fiel, des Inhalts:

„Geschicklichkeit und Muth hat schon Manchem den Weg zur Auszeichnung gebahnt.“

Muhamed lächelte; dann sann er noch etwas über den Spruch nach, verwahrte, nachdem er zu einem Entschlusse gekommen, das Papier nebst dem Glasstückchen vorsichtig in seinem Turban und eilte sichern Schrittes weiter, wohl wissend, was zu thun sei.

In Konstantinopel giebt es Kaufleute, die sich mit dem Ausleihen verschiedener Anzüge, von den kostbarsten, mit Diamanten blinkenden Gewändern herab bis zu dem bescheidenen Kleide des Derwishes, befassen. Solche Niederlagen werden in der Türkei darum gehalten, weil Viele, die plötzlich aus der tiefsten Armuth zu hohen Würden gelangen, sofort eines ihrem neuen Stande angemessenen Kleiderschmuckes bedürfen. Aus demselben Grunde pflegen diese Kaufleute den neuen Glückfindern außer Kleidern auch noch Pferde, Diener, Leibwachen und ähnliches Zubehör zum nothwendigen Auf-

wande herzugeben, Gegenstände, die sie wochenweise für eine namhafte Summe vermietten.

Zu einem dieser Kaufleute begab sich nun auch Muhamed, und weil er eine würdevolle Gestalt und einnehmende Gesichtszüge hatte, so gelang es ihm auch, den Wucherer dahin zu stimmen, daß er ihm einen prachtvollen Anzug, schöne Pferde und reichgekleidete Leibwachen gab, und so war binnen einer Stunde der arme Bettler in einen angesehenen Pascha mit imponirendem Aeußern verwandelt, der die Bewunderung des Volkes auf sich zog.

Der neugebackene Pascha hatte sich verpflichtet, seine kostspielige Einrichtung binnen acht Tagen zu bezahlen. Er hatte zwar kein Geld, aber einen desto erfindungsreicheren Kopf, dem durch den prächtigen Turban noch einmal so viel Verstand zugeströmt schien. Er sprengte also mit seinen Trabanten vor das Haus seines Bruders und sandte, nachdem er auf dem Hofe desselben Posto gefaßt hatte, einen seiner jetzigen Diener mit dem Befehle zu ihm, daß Muhamed, sein Bruder, ihn zu sprechen verlange. Schon wollte Murad dem Abgesandten eine unwillkommene Antwort ertheilen, als er gerade noch zur rechten Zeit auf den Hof hinausblickte und seinen Bruder in der vollen Pracht eines Pascha dort halten sah. Schnell eilte er über die Schwelle seines Hauses dem Bruder entgegen, um ihn freundlich zu empfangen.

„Murad,“ redete Muhamed den Bruder an, ohne vom Pferde herabzusteigen, „der Sultan, unser Gebieter, hat mich zum Pascha von Damaskus ernannt. Ich bedarf aber, um mich zu meiner neuen Würde gehörig einzurichten, einer bedeutenden Summe Geldes. Schieß sie mir vor, Bruder! ich werde Dir, wie es einem Bruder und Pascha ziemt, gern mit Dank Alles erstatten.“

„Der Herr vermehre unseres allergnädigsten Herrn Ruhm,“ erwiderte mit leuchtenden Augen der entzückte Bruder. „In Dir erhebt die Vorsehung unsere Familie zu einer nie geahnten Größe. Wunderbar sind Allahs Wege, unermesslich der Brunnen seiner Gnade für uns. Ja, Muhamed, gern reiche ich Dir von nun an mein ganzes Vermögen dar; nimm davon, so viel Dir beliebt. O, daß Allah auch ferner mit Dir gehe.“

Noch während der Nacht bereitete sich Muhamed zum Abzuge vor. Er versah sich mit einer Leibwache von 50 Mann und nahm unter seine Begleitung auch einige tatarische Kuriere auf. Am folgenden Tage aber schickte er seinen Schatzmeister an den Bruder zur Em-

pfangnahme von 20,000 Ducaten ab, mit welchen er Alle bezahlte, die zu befriedigen waren, setzte über den Bosporus und wandte sich gerades Weges gen — Damaskus.

Muhamed war kein gemeiner Betrüger. Darum hatte er schon Alles auf's Genaueste berechnet. Der Aufwand, seine imponirende Gestalt, seine edle Haltung mußten in einem Lande, wo dergleichen plötzliche Erhebungen an der Tagesordnung sind, Jedermann und vorzüglich seine Begleitung überzeugen, daß er wirklich vom Sultan zum Pascha von Damaskus ernannt worden sei.

Anfangs reiste er, um alles Auffsehen zu vermeiden, ganz in der Stille; je mehr er sich aber von Stambul entfernte und den Grenzen seiner Provinz näherte, desto mehr ließ er seine Erhebung veröffentlichen, und in den Städten, durch welche ihn sein Weg führte, angemessene Geschenke vertheilen. Ueberall ward er mit gebührender Ehrfurcht empfangen und mit Gengengeschenken überhäuft. Als man endlich nur 3 Tagereisen von Damaskus entfernt war, ließ er halten und die Gezelte aufschlagen. Dann dictirte er seinem Geheimschreiber Briefe an die angesehensten Emire in Damaskus, welche er benachrichtigte, daß der Großvezier, in Folge einer Untreue, beim Sultan in Ungnade gefallen und enthauptet sei, daß auch sein Sohn, der Pascha von Damaskus, als Mitschuldiger des Vaters, dieselbe Strafe zu erwarten habe, und daß er, nämlich Muhamed, als neuernannter Statthalter erscheine, um das Urtheil des Sultans zu vollziehen und den Emiren gebiete, den Verbrecher zu fahnden und ihn bis zu seiner Ankunft im strengsten Gewahrsam zu halten.

Vor der Absendung dieses Briefes schickte er aber einen raschen und sichern Boten an den Statthalter von Damaskus ab, um ihm insgeheim zu eröffnen, daß sein Vater enthauptet worden und daß auch ihm durch den anziehenden neuen Pascha dasselbe Schicksal bereitet werden solle. Die Folge dieser richtig berechneten Mittheilung war die, daß der arme Statthalter, der sich übrigens der Liebe des Volkes durchaus nicht zu erfreuen hatte, in der Meinung, daß ihm wirklich der Tod drohe, Alles, sogar seine Schätze und Weiber im Stiche ließ und in der schleunigsten Flucht seine Rettung suchte.

Nachdem die Emire die Briefe empfangen hatten, versammelten sie sich sofort, und hielten Rath, welche Mittel zu ergreifen wären, um die erhaltenen Befehle ausführen zu können. Während sie aber noch in der

Berathung begriffen waren, erschien schon der zweite Bote mit einem Schreiben desselben Inhalts, dann ein dritter und vierter, alle mit sehr strengen Befehlen. Voll Furcht, daß Aufschub und Widerstand ihnen selbst Gefahr bereiten könnte, versammelten die Emire schnell ihren Anhang und drangen in die Bewohner von Damaskus, den alten Pascha laut Befehl gefangen zu nehmen, den neuen aber mit gebührender Erfurcht zu empfangen. Die versammelte Schaar eilte unverweilt in den Palast des geächteten Statthalters, besetzte alle Ausgänge und durchsuchte, da sie auf keinen Widerstand stießen, alle Winkel auf das Sorgfältigste; jedoch vergebens; denn der Gesuchte war nirgends zu finden.

Das ergrimnte Volk tadelte laut die Nachlässigkeit der Emire, und ohne Zweifel wäre ein Aufstand ausgebrochen, der eine allgemeine Plünderung der Stadt herbeigeführt hätte, wenn nicht gerade in demselben Augenblicke von der andern Seite ein Freudenschrei der Bewohner von Damaskus erschollen wäre, der den neu anziehenden Pascha begrüßte.

Man erblickte den neuen Gebieter, der, von einem prachtvollen Gefolge umgeben, nach allen Seiten hin unter das Volk Gold und Silber werfen ließ.

Nachdem er vor dem Palaste des Statthalters angekommen und vom Pferde abgestiegen war, waren seine ersten Worte an die Emire gerichtet.

„Wo ist der Schuldige?“ redete er sie mit durchbohrenden Blicken an.

Dieser strenge, befehlende Ton brachte alle gänzlich in Verwirrung, so daß eine Weile lautlose Stille herrschte.

„Eure Hoheit,“ sprach endlich einer der Emire, „Eure Hoheit wolle uns gnädigst verzeihen. Wahrscheinlich erhielt der Verurtheilte geheime Privatnachrichten aus Konstantinopel und ist darum vor der Zeit entwichen; denn er war, als wir seinen Palast besetzten, nicht mehr zu finden.“

„Also ist er entflohen?“ schrie mit donnernder Stimme der erzürnte Muhamed die erschrockenen Hauptlinge an. „Elende, wisset, daß meine Befehle Gebote des Sultans, unseres allergnädigsten Herrn, sind. Hinweg aus meinem Angesichte! In Kurzem werdet Ihr die Strafe empfangen, welche denjenigen trifft, der gleich Euch die Befehle des Großherrn aus den Augen setzt.“ —

Diese Drohung verbreitete unter den Emiren Furcht und Bestürzung. Schon hatte der neue Pascha durch seine Freigebigkeit das gemeine Volk für

sich gewonnen, und an Widerstand war daher nicht zu denken. Muhamed ließ aber hinterher die Bekümmerten einzeln zu sich rufen, wo er sie huldvoll empfing und sie, mit den Schätzen seines Vorgängers beschenkt, nach Hause entließ. Auf diese Weise verwandelte sich die Furcht in allgemeine Freude. Dieses energische Auftreten des neuen Gebieters hatte aber den Vortheil zur Folge, daß die erschrockenen Emire nicht wagten, zu verlangen, daß der Pascha, nach Gewohnheit, den höheren Staatsbeamten den Firman des Sultans, durch welchen er zum Pascha ernannt worden, vorweise, zufrieden damit, daß ihre Nachlässigkeit in Betreff der Gefangennehmung des Pascha ohne Ahndung geblieben.

Unterdes trat Muhamed, der wirklich bedeutenden Verstand besaß, sein Amt damit an, daß er die Lasten des Volkes erleichterte, die Mißbräuche, welche sich zur Zeit seiner Vorgänger eingeschlichen, abstellte, — treffliche Gesetze gab und die Kunst und den Ackerbau unter seinen besonderen Schutz nahm. Nachdem er sich auf diese Weise die allgemeine Zuneigung der Bessern erworben hatte, gewann er die Liebe des Volkes durch große Freigebigkeit gegen die Armen, wozu er die Schätze seines Vorgängers noch benutzte. Sehr großmüthig benahm er sich gegen die Familie des vertriebenen Statthalters, und die vorzüglichsten Emire, die unter dessen Befehle gestanden hatten, überhäufte er mit Ehren und Wohlthaten.

Zu der Zeit, da dies geschah, war die Verbindung zwischen der Residenz und der Provinz nicht fortwährend erhalten worden, und so war eine geraume Zeit verfloßen, ehe der Sultan von den außerordentlichen Vorfällen in Damaskus Kunde erhielt. Durch den vertriebenen Pascha kam erst die Wahrheit an den Tag, der aus Damaskus durch die Wüste gen Bagdad geflohen. Da er kein anderes Mittel zur Erhaltung seiner Subsistenz finden konnte, war er anfangs genöthigt, vor der Moschee zu betteln, später aber zu einem Pastetenbäcker in Dienst zu gehen, wo er seinen Namen und seine ehemalige Würde wohlweislich verbarg, aus Furcht, daß ihn auch hier noch die über ihn verhängte Strafe treffen könne.

Der Türke ist an einen unerwarteten Glückswechsel gewöhnt. Die plötzliche Erhöhung, so wie den jähen Sturz vom Gipfel der Ehre trägt er mit ruhigem Gemüthe, und so verlebte auch der arme ehemalige Statthalter, in die Nothwendigkeit seines harten Looses sich fügend, mehrere Monate geduldig in Niedrig-

keit, ohne den Muth zu haben, auch nur den Namen seines Vaters, des Großveziers, zu nennen oder sich auf öffentlichen Plätzen zu zeigen, aus Furcht, daß man ihn erkennen könnte. Indessen traf es sich doch endlich, daß ein Beamter der Pforte, der früher in Damaskus gelebt hatte, ihn beim Pastetenbäcker erblickte, und — ihn augenblicklich erkennend, mit Verwunderung also anredete:

„Wie kommt Ew. Hoheit zu dieser Nummerei? Ich glaube doch wohl mit dem Pascha von Damaskus zu sprechen? nicht so?“

„Du irrst, Herr,“ erwiderte der erschrockene Mann mit sichtbarer Verwirrung; „ich bin ein armer Handwerker, ein Pastetenbäckergehilfe dieses Hauses.“

„Wozu dieses Verstellen?“ sprach der Beamte weiter. „Ich kenne Euch zu genau, denn Ihr seid ja der Sohn des Großveziers, meines allergnädigsten Herrn. Was würde Euer Vater dazu sagen, wenn er Euch in dieser Veränderung erblickte! Großer Gott!“

„Im Namen Allah's,“ raunte ihm der Erpasha ins Ohr. „Bist Du ein Freund meines Vaters gewesen, so beschwöre ich Dich bei seinen theueren Ueberresten, daß Du mich nicht verräthst!“

„Ueberreste?“ fragte der erstaunte Beamte weiter. „Euer Vater lebt ja! hab' ich doch nur noch gestern ein Schreiben von seiner Hand erhalten.“

Die weitere Unterredung deckte die Sache vollends auf. Der erfreute Sohn des Großveziers begab sich eiligst in die Wohnung des Beamten, um andere Kleider, die seiner alten Würde angemessener waren, anzulegen. Da es sich ergeben hatte, daß hier der schändeste Verrath obgewaltet, so beschloßen sie, sich beiderseits ohne Aufschub nach Konstantinopel zu begeben und beim Sultan selbst Gerechtigkeit nachzusuchen.

Der Großvezier, an welchen man sich natürlich zuerst wandte, konnte dies Alles nicht begreifen, nachdem er das Mißgeschick seines Sohnes aus dessen eigenem Munde vernommen hatte, und selbst der Sultan wollte es nicht glauben, als ihm von dem unglücklichen Vertriebenen in der erbetenen Audienz die ganze Sache auseinandergesetzt worden. Doch schwor er hoch und theuer, den Mißbrauch sofort abzustellen, den Unverschämten die ganze Schwere seines Bornes fühlen zu lassen und fertigte selbst auf der Stelle einen Kaydschi Baschi mit 400 Janitscharen gen Damaskus ab mit dem strengen Gebot, den Frevler sofort nach Konstantinopel zu schaffen.

Die achtmonatliche Verwaltung der Statthalter-  
schaft von Damaskus durch Muhamed war indeß für  
die Bewohner jener Provinz, die in ihm einen wahren  
Vater fanden, sehr wohlthätig gewesen und es war  
vorauszu sehen, daß man ihn ungern missen würde.  
Als nun der Offizier des Sultans erschienen war und  
ihm den Brief seines Herrn überreicht hatte, so küßte  
Muhamed das Schreiben in aller Demuth, drückte es  
zum Zeichen völliger Unterwerfung an die Stirn und  
bat nur um wenige Stunden Aufschub, um sich zur  
Reise rüsten zu dürfen. Er berief aber unterdeß die  
Emire zu sich, machte sie damit bekannt, daß er ab-  
berufen worden und nahm herzlichen Abschied von  
ihnen. Kaum hatte er aber inmitten der Janitscharen  
die Stadt verlassen, als auch schon sämtliche Emire  
nebst den vornehmsten Bewohnern der Stadt ein Bitt-  
schreiben an den Sultan richteten, des Inhaltes, daß  
man ihnen keinen andern Pascha aufdringen möge.  
Dieser Brief wurde einem Schnellläufer übergeben,  
der ihn in 4 Tagen nach Konstantinopel bringen sollte.  
Da indeß Manchem dieses Schreiben nicht kräftig ge-  
nug schien, so wurde gleich noch ein zweites verfaßt,  
in welchem sie die Verdienste Muhameds, die er um  
die Provinz sich erworben, ausführlich anführten und  
deutlich genug zu erkennen gaben, daß sie außer Mu-  
hamed keinen Pascha freiwillig anzunehmen gesonnen  
wären. —

Unterdeß war Muhamed in Konstantinopel ein-  
getroffen, wo er vor den Sultan geführt wurde.

„Im Namen Allahs, sprich, wer bist Du, Beam-  
ter“ — fragte der Großherr mit strenger Miene, „daß  
Du so wenig den Zorn Deines Herrn gefürchtet?“

„Einer der Paschas Eurer Kaiserlichen Hoheit,  
Herr!“ antwortete Muhamed mit Ehrfurcht, aber ohne  
Bittern.

„Beim Barte des Propheten, wer hat Dich zu  
meinem Pascha ernannt und wer hat den Firman  
Deiner Bestallung unterzeichnet, elender Betrüger?“  
herrschte ihn der Monarch mit steigendem Zorne an.

„Eure Kaiserliche Hoheit, der Beherrscher der  
Gläubigen,“ erwiederte fest der Gefragte.

„Das ist zu viel!“ schrie der Sultan im höch-  
sten Grimme. „Nun, so weise ihn mir vor, oder ich  
lasse Dich, abgefemter Bösewicht, auf der Stelle er-  
droffeln.“

„Hier ist er, Herr!“ antwortete jener, und zog  
aus dem Busen — ein Stückchen Papier hervor, in

welches das bekannte Glasstückchen eingewickelt war,  
das er dem Herrscher ehrfurchtsvoll zu Füßen legte.

Ungebuldig griff dieser nach dem Papierschnigel  
und besah mit prüfendem Auge die auf demselben be-  
findliche Schrift, die er für die seinige erkannte. Dann  
stand er lange schweigend da, in tiefes Nachden-  
ken versunken, während der Großvezier, ihm zur  
Seite stehend, den nahen Ausbruch des Zorns erwar-  
tete, und Muhamed, Verzeihung hoffend, in edler  
Bescheidenheit vor dem Padischa sein Knie beugte.

In diesem kritischen Augenblicke waren die Briefe  
aus Damaskus angekommen, welche, als außerordent-  
lich wichtig, auf der Stelle dem Großherrn überreicht  
wurden. Nachdem dieser sie genau durchgesehen und  
reiflich erwogen hatte, was zu thun sei, sprach er also:

„Großvezier, Allah ist barmherzig! Wollte ich  
diesen Menschen strafen, so würde ich große Unzufrie-  
denheit, ja Empörung in meinem Reiche hervorrufen.  
Darum will ich Deinem Sohne lieber eine andere  
Provinz überweisen. Dich aber, Muhamed, ernenne  
ich selbst nun zum Pascha von Damaskus. Vergiß  
es aber nicht, daß, indem Du durch List und Umsicht  
diese Würde Dir errungen hast, ich auch nur darum  
Dir Verzeihung gewähre und Dich in Deinem Amte  
bestätige, weil Du außerordentlich bist an Geist und  
ein gutes Herz meinem Volke gezeigt hast. Geh!“

„Gebenedeiet sei die Barmherzigkeit unseres Herrn  
und Sultans!“ rief der erfreute Muhamed aus, beugte  
sich nochmals in tiefer Demuth vor dem Beherrscher  
und verließ den Palast unter dem Jubelrufe der Menge.

Und Muhamed regierte noch 25 Jahre mit vie-  
lem Glücke und großer Weisheit in Damaskus.

Rosa.

### M i s c e l l e n .

(Die Zwerge.) Die Zeitungen sprechen so viel von dem  
amerikanischen Zwerge, dem „General Tom Thumb“, in Paris,  
daß es wohl an der Zeit ist, einmal über Zwerge im Allgemei-  
nen zu reden. Der Kaiser Augustus hatte einen solchen kleinen  
Menschen, der nach der Angabe des Suetonius nicht ganz zwei  
Fuß groß und siebzehn Pfund schwer war. Die Stimme dessel-  
ben war indeß sehr stark. Der Kaiser liebte das kleine Wesen  
so sehr, daß er eine Statue desselben zu haben wünschte. Die  
Augen in derselben bildeten Edelsteine. Auch Liberius und  
Marcus Antonius hatten jeder einen Zwerg, keiner der Kaiser aber

trieb diese Vorliebe für die Zwerge weiter als Domitian. Dieser besaß eine so ansehnliche Zahl von Zwergen, daß er eine Schaar kleiner Gladiatoren aus ihnen bilden konnte, die er mit großem Vergnügen manövriren sah. Die Habsucht der Menschen suchte übrigens auch damals die Vorliebe der Großen auszubeuten. Als die Zwerge sehr gesucht wurden, als man viele Zwerge haben mußte, die doch die Natur nur in geringerer Anzahl hervorbringt, . . . machte man Zwerge. Die gewinnfüchtigen Menschen, welche wußten, daß in dieser Art Handel viel Geld zu verdienen sei, kauften ganz kleine Kinder und umschnürten die Glieder derselben in sehr künstlicher Weise. Zwar starben viele unter dieser grausamen Behandlung, diejenigen aber, welche am Leben blieben, entschädigten den Zwergfabrikanten hinreichend für seine Mühe durch den hohen Preis, welchen derselbe für dieselben erlangte. Dieser Handel und diese Vorliebe für Zwerge hielt an bis zur Zeit des Alexander Severus, der die Zwerge vertrieb. Später indes erschienen sie wieder, denn man findet sie von Neuem und ziemlich zahlreich an dem Hofe Constantins, der einige gehobt haben soll, die nicht größer gewesen „als ein Rebhuhn“. In der uns näher liegenden Zeit ist unter den bekanntern Zwergen namentlich Cubitalis, genannt Cubitalis, zu erwähnen, weil er nur so lang war, wie ein halber Arm. Er war König von Polen und durch seine Tapferkeit ausgezeichnet. Auch ein Khan der Tartarei, Kasan genannt, soll ein Zwerg gewesen sein, gleichwohl aber mit glänzender Tapferkeit ein Heer von 200,000 Tataren angeführt haben. Verschiedene Schriftsteller haben eine große Anzahl mehr oder minder bekannter Zwerge erwähnt und beschrieben, deren Größe meist zwischen 40 und 18 Zoll schwankt. Birch maß unter andern einen, der in seinem 37. Jahre noch nicht 17 Zoll groß war, also nicht so groß wie ein neugeborenes Kind. — Die Frauen liebten die Zwerge fast noch mehr als die Männer. Julia hatte einen, der Conopos hieß. Die anderen Fürstinnen im alten Rom, so wie reiche Römerinnen überhaupt, hielten sich solche menschliche Curiositäten. Die erste Gemahlin Joachim Friedrichs, des Kurfürsten von Brandenburg, übertraf in dieser seltsamen Vorliebe selbst die Römerinnen, denn sie hatte die Leidenschaft, Zwerg-Paare zusammenzubringen und sie mit einander zu verheirathen. Sie that dies häufig, um wo möglich ein ganzes Zwergvolk heranzuziehen. Freilich scheiterten ihre Bemühungen, eben so wie die der Katharina von Medici, welche ebenfalls Zwergmännchen und Zwergweibchen verheirathete, um niedliche Zwergkinder zu erhalten.

(Spanische s.) De las Torres, ein sehr reicher spanischer Edelmann, war auf seinen Gütern in der Vega von Granada angekommen, wo er unter andern ein schönes Schloß besaß. Dieses Schloß liegt am Eingange eines volkreichen Dorfes, anderthalb Stunde von Granada und der Hauptmann einer der zahlreichen Räuberbanden, die sich in Spanien umhertreiben, nahm sich vor Kurzem vor, diesen Edelmann aus dem Schlosse desselben zu entführen. Mehrere Tage lang lauerten Bandi-

ten, um zu berichten, wie das Unternehmen wohl am besten auszuführen sei. Der Marquis de las Torres verließ indes sein Schloß selten und da er viele Diener in demselben hatte, auch das Dorf ganz in der Nähe war, so konnte man nicht hoffen, ihn bei einem Spaziergange aufzuheben und zu entführen. Man mußte also versuchen, ihn aus dem Schlosse selbst herauszuholen, und so geschah es. Einst in der Nacht wurde der Thorwärter durch lautes Pochen an der Pforte geweckt, wo sich ein Mann in der Tracht eines Courriers zeigte, welcher erzählte, daß er wichtige Briefe an den Marquis aus Cadix überbringe. Der Thorwärter ahnte nichts Böses, öffnete das Thor und ließ den angeblichen Courier eintreten. Der Fremde nahm da seinen Mantel ab und während der Thorwärter das Thor wieder verschloß und verriegelte, warf er demselben den Mantel über den Kopf, so daß er nicht schreien konnte, band und knebelte ihn. Als dies geschehen war, öffnete der Bandit das Thor wieder und nun schlichen etwa zwanzig seiner Kameraden herein. Im Schlosse selbst theilte sich die Schaar; die meisten begaben sich in die Gemächer der Diener, damit keiner derselben entkäme und Lärm in dem Dorfe machte und der Capitain selbst ging geraden Weges in das Schlafzimmer des Marquis. Alles dies war nicht ganz ohne Geräusch geschehen; der Marquis selbst hatte den ungewöhnlichen Lärm gehört, war aufgestanden und erschien eben an der Thür seines Schlafzimmers mit dem Lichte in der Hand. Die Räuber bemächtigten sich seiner sofort und nachdem alle Personen im Schlosse geknebelt worden waren, entflohen die Banditen mit ihrer Beute, ohne das Schloß weiter zu plündern. Trotz ihrer Vorsicht waren einige Diener entkommen und hatten Lärm in dem Dorfe gemacht, — leider zu spät, denn als die Bauern in dem Schlosse ankamen, waren die Räuber mit dem Marquis bereits auf und davon. Der Vorfall wurde sogleich nach Granada gemeldet und die Behörden sandten starke Militärbataillone aus, welche die Berge zu durchstreifen hatten. Vergebens. Die Banditen hatten ihren Gefangenen in Sicherheit gebracht und zeigten ruhig der Familie desselben an, er befinde sich wohl und es fehle ihm an nichts, aber er würde seine Freiheit nur dann erhalten, wenn man ein Lösegeld von hundert und zwanzig tausend Thalern für ihn zahle. Diese unerhörte Forderung erhöhte den Eifer der Nachforschung, aber man hörte nichts von den Räubern und von dem Marquis. Wie sein Aufenthalt endlich entdeckt wurde, wird nicht angegeben, man fand ihn aber endlich und zwar keineswegs unter nackten Felsen etwa, oder in einer einsamen Höhle, sondern in einem hübschen Dorfe ganz nahe bei Granada. Sobald der Marquis befreit war, stellte er sich an die Spitze der Räuberjäger, um seine Rache zu befriedigen. Man ergriff etwa fünf, und das Merkwürdigste bei der ganzen Sache ist, daß man weiß, mehrere der Banditen befinden sich in Granada, ja daß sie sich gegen den Marquis erboten, ihn künftig in Ruhe zu lassen, wenn er ihre gefangenen Kameraden herausgäbe; die Polizei vermag sie aber nicht auffindig zu machen. Der Marquis seinerseits hat

jeden Antrag zurückgewiesen und dürstet nur nach Rache, was ihm aber alle seine Freunde verdenken, da sie fest überzeugt sind, daß er nach kurzer Zeit von den Räubern wieder entführt oder gar ermordet werden wird. — So lebt man jetzt in dem schönen Spanien.

### Generalcorrespondenz.

Die Franzosen hatten den Tod eines Landsmannes auf der Insel Basilan zu rächen und sie haben es gethan, nebenbei aber auch die Insel nebst den umliegenden etwas genauer gesehen. Namentlich interessirten sie sich für den wilden Hahn, der dort lebt; und ihre Berichte darüber sind voller Bewunderung, wahrscheinlich weil ihr gallischer Hahn seit einiger Zeit die Flügel hängt und kleinlaut geworden ist. Die zahmen Hähne in unsern Hühnerhöfen, heißt es, haben zwar einige Eigenschaften ihrer Väter, dieser freien Söhne der Wälder Malaisiens, behalten, aber sie gleichen ihnen wie unsere verweichlichten Herren den alten eisernen Rittern gleichen. Das charakteristische Zeichen dieser wilden Hähne ist ein unbändiger und rücksichtsloser Muth und höchste Eifersucht, denn sie sind auch in der Freiheit von einem Harem umgeben, den sie sich dort freilich durch die Kraft ihres Schnabels und ihrer Sporen erwerben müssen und deshalb geben sie auch nicht zu, daß Jemand eine ihrer Schönen auch nur betrachte. — Die Menschen dort sind übrigens im höchsten Grade leidenschaftlich. Ein Schiffsjunge gerieth in die Nege einer Basilanerin, welche sich lange bestrebte, die Gleichgiltigkeit des jungen Europäers zu entfernen und als Worte es nicht vermochten, den Dolch ergriff und den Knaben zu ermorden drohete, wenn er ihr nicht augenblicklich Liebe schwöre. Der Anblick des funkenden Dolches lösete dem Armen die Zunge und er schwur, was die Dame haben wollte, die nun ganz glücklich war und nur noch den Wunsch äußerte, er möge seine Liebesworte recht oft wiederholen. —

Die Holzpflasterung der Straßen, die man mit großen Kosten in Paris und London versuchsweise eingeführt hat, bewährt sich durchaus nicht und wird namentlich in Paris wieder weggenommen. —

Der Herzog von Wellington erhielt bekanntlich nach dem Feldzuge in Spanien von dem dankbaren Lande große Güter als Geschenk. Ein Engländer hat sich dieselben kürzlich gesehen. Sie liegen in der Vega von Granada, nehmen eine Strecke von vier Stunden in der Länge und zwei Stunden in der Breite ein und bringen dem alten Herzoge jährlich etwa 30,000 Thlr. ein. —

In London wurde kürzlich eine Auktion gehalten, in welcher mehrere Gemälde großer Meister vorkamen, gegen deren Rechtheit sich wenigstens nichts Erhebliches einwenden läßt, na-

mentlich Titians „Tarquin und Lucretia“, was mit 1050 Guineen bezahlt wurde, dann P. Veroneses „Cephalus und Procri“ mit 700 Guineen und „Johannes der Täufer“ von Murillo mit 700 Guineen. Ferner wurde ein Teniers mit 950 und ein Van der Velde mit 600 Guineen bezahlt. — Lessings „Huf“ und Prof. Sohns „Leonore“, welche kürzlich in Leipzig nebst Hübners schlesischen Webern ausgestellt waren, sind von Leipziger Kunstfreunden gekauft worden. —

Bisher machten nur Sängerinnen und Schauspielerinnen sogenannte „gute Partien“; jetzt kommt die Reihe auch an die Schriftstellerinnen. Die bekannte französische Dichterin Gräfin Dash z. B. ist kürzlich Fürstin Stourdza geworden. Schwerlich übrigens werden viele Schriftstellerinnen durch das Heirathen glücklich, weil man sich schwer an der Wahrheit versündigen würde, wenn man nicht zugestehen wollte, daß die meisten sich mehr durch Geist als durch körperliche Schönheit auszeichnen. —

Auf der Bühne in Stockport (England) wurde kürzlich der Schauspieler, welcher die Hauptrolle spielte, in dem Augenblicke, in welchem er mit ausgebreiteten Armen auf die Heldin des Stückes zuging und ausrief: „Komm, laß Dich an mein Herz drücken“, vom Schlage gerührt. Er sank nieder und blieb todt. —

Wie weit in unsern Tagen die religiöse Duldung oder Gleichgiltigkeit geht, beweist folgender pikante Vorfall, dessen Held der bekannte französische Advokat Cremieux ist, welcher, was hier wohl zu beachten ist, sich zum israelitischen Glauben bekennt. Eine Dorfgemeinde ersuchte ihn, sie am Casationshofe in einer eigenthümlichen Sache zu verteidigen. Der Herr des Dorfes hatte vor der Revolution der Kirche einen silbernen Becher geschenkt, und der Sohn, der mit den Behörden in Unfrieden lebt, verlangt ihn zurück. Nun sieht aber die Gemeinde diesen Becher gewissermaßen als ihr Palladium an. Es kommt zum Prozeß und der Sohn des ehemaligen Herrn gewinnt ihn. Die Bauern sind außer sich und entschließen sich endlich, bei der Entscheidung des ersten Gerichtes sich nicht zu beruhigen, sondern an das höchste sich zu wenden. Dazu nahmen sie Cremieux' Hilfe in Anspruch. Dieser untersuchte die Sache, fand sie wenigstens sehr zweifelhaft und rieth den Leuten von der Fortsetzung des Prozeßes ab, der überdies 500 Frcs. Kosten würde. Die Bauern blieben aber bei ihrem Vorsatze, feuerten zusammen und schickten dem Advokaten die 500 Frcs. zu. Das höchste Gericht erklärte sich ebenfalls gegen die Bauern. Cremieux zeigte ihnen dasselbe an, schickte aber zu gleicher Zeit an den Maire des Ortes einen schönen Becher von vergoldetem Silber und bat, daß er, ein Jude, das Unrecht eines katholischen Herrn wieder gut machen dürfe. Es vergingen darauf vier Monate, ohne daß Cremieux eine Antwort erhielt. Endlich kam die Anzeige an ihn, daß der Gemeinderath beschlossen habe, zum Dank für den Reich das Portrait des Gebers in der Kirche aufzuhängen. Dies ist seit-

dem geschehen und Cremieur selbst gesteht, er wüßte seitdem sehr, jene kleine Dorfkirche zu sehen, um sich zu überzeugen, wie er, der Jude, in derselben sich ausnehme. —

Der so viel besprochene Ball der Königin von England hat stattgefunden und er wird von den englischen Zeitungen höchst ausführlich beschrieben. Alle Geladenen, zwöthundert an der Zahl, erschienen in der Tracht von 1740—1750. Die adeligen Herren hatten meist die Kleidung ihrer Vorfahren gewählt, welche in jener Zeit gelehrt, und die Anzüge mit der größten Sorgfalt nach Familienportraits copiren lassen. So trug der Herzog von Wellington die Uniform des Herzogs von Cumberland jener Zeit etc. Der Kanzler des Schages erschien gekleidet wie sein Vorfahr im Jahre 1750; der Herzog von Nemours, der auch anwesend war, trug die Uniform eines Generalobersten der französischen Infanterie jener Zeit, nämlich einen Frack von weißem Tuche, vorn herunter mit den kostbarsten Goldstickereien, eine Weste von reichgesticktem carmoisin Sammet, carmoisinseidene Strümpfe mit Goldstickereien und Schuhe mit rothen Absätzen und Schnallen mit Diamanten. — Die vielen schönen Damen in der reichen Kleidung jener Zeit blendeten fast die Augen und Alle versichern einstimmig, es lasse sich nichts Schöneres denken. Alle Orchester spielten immer gleiche Stücke und es konnte so in allen Sälen gleichzeitig getanzt werden.

Man braucht auch kein Pulver mehr zum Schießen; in voriger Woche versuchte man in London eine elektrische Kanone, deren Leistungen in Erstaunen setzten. Die Kanone befindet sich über einer Vorrichtung, von der die bewegende Kraft ausgeht und Alles kann bequem von einem Pferde gezogen werden. Man machte zuerst den Versuch mit kleinen Kugeln und nach dem Erfolge konnte man berechnen, daß die neue Kanone 1000 Kugeln in einer Minute zu schießen vermag. Die Kraft, mit welcher sie geschleudert werden, ist dabei weit stärker, als in der gewöhnlichen Weise. — Die Einrichtung ist noch ein Geheimniß. —

Neben der Ausweisung der Herren von Isthin und Hecker und dem Corso beschäftigt die Berliner vorzugsweise die wichtige Hutfrage und die Residenz spaltet sich in Hutabnehmer und Hutnichtabnehmer. In dem großen Locale Krolls wurde nämlich verlangt, daß die Herren das Haupt entblößten, und da die Berliner bekanntlich gern Opposition machen, wo es nicht gefährlich ist, so bildete sich schnell eine ansehnliche Partei, welche sich dem Hutabnehmen nicht fügen wollte. Speculative Inhaber anderer Vergnügungsorter benutzten sofort die Streitsache und kündigen nun fortwährend in den Zeitungen an, bei ihnen dürfe man ungenirt den Hut aufbehalten. Außerdem spricht man in Berlin viel von dem Fräulein von Hogn, die in Wien gastirte und dort nicht eben gefiel. Der von ihr erfundene „Mucker-Knir“ in „Er geht auf's Land“ wurde gar

nicht beachtet, während halb Berlin in das Theater ging, bloß um diesen Knir zu sehen. So verschieden sind die beiden Hauptstädte Deutschlands von einander. Auch wird Fräulein von Hogn viel genannt, weil sie zu den wenigen Personen gehört, denen Schlegel etwas von seinen Kostbarkeiten hinterlassen hat. —

Fel. David ist jetzt wieder in Leipzig und wird in nächster Woche seine große Symphonie zur Aufführung bringen. —

Die Pariser Spitzbuben haben es, wie es scheint, ganz aufgegeben, auf dem gewöhnlichen Spitzbubenwege, d. h. durch die Fenster etc. in die Häuser zu gelangen, die sie zu besetzen gedenken. Seit einiger Zeit erfolgen alle Einbrüche in Paris von unten herauf, durch die Keller, in welche sich die Diebe durch die Cloaken in den Straßen hineinarbeiten. —

Im vorigen Jahre sollen 45,000 Deutsche nach Amerika ausgewandert sein, — die meisten aus Baiern — und in dem jetzigen Jahre scheint diese Zahl noch höher zu werden. Leider läßt sich nicht angeben, wie viele von diesen Ausgewanderten völlig zu Grunde gegangen sind; daß die Anzahl dieser Unglücklichen aber sehr groß ist, unterliegt keinem Zweifel, namentlich unter denen, welche nach Texas gingen. Jetzt ziehen durch Deutschland Menschen, die ein eben so schlechtes Handwerk treiben als sonst die Werber. Sie suchen auf jede mögliche Weise Leute zu verlocken, nach Brasilien auf die Besitzungen des Prinzen von Joinville auszuwandern und von Antwerpen sind bereits zwei Schiffsladungen solcher unglücklich Gestalt abgegangen, von denen wahrscheinlich kaum ein Viertel das nächste Jahr erlebt. —

Die in America einwandernden Deutschen etc. sehen sich oft, wenn sie der englischen Sprache nicht mächtig oder wenigstens nicht vertraut genug damit sind, um ihre Geistesfähigkeiten geltend zu machen, gezwungen, zu Handarbeiten ihre Zuflucht zu nehmen und daher kommt es, daß man oft an Canälen, Chausseen und Eisenbahnen, in Kohlengruben und auf Dampfböden Doctoren und Geistliche, Offiziere und Kaufleute mit Hacken, Spaten und Schürstange, mit Schiebkarren und Handtrage beschäftigt findet, ihr „tägliches Brod“ zu verdienen. In Pennsylvanien hatten sich in frühern Jahren in einer der dortigen einträglichen Kohlengruben viele wissenschaftlich gebildete Männer zusammengefunden und sie duldeten, um die gewöhnliche Classe der Handarbeiter von ihrer Gesellschaft und Unterhaltung fern zu halten, keinen unter sich, der nicht lateinisch sprach oder wenigstens einige an ihn gerichtete Fragen befriedigend beantworten konnte. Jene Grube hieß in damaliger Zeit „die lateinische Kohlengrube.“ —